<36600407270010

Aus meiner Zeit.

Aus meiner Zeit.



Aus meiner Zeit

Lebenserinnerungen

von

Friedrich Pecht

Erster Band

Mit einem Bildnis des Verfassers

München 1894
Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft
vormals Friedrich Bruckmann

Bruckmann'sche Buchdruckerei, München.

Vorrede.

Ein Buch, das einer langen Vorrede bedarf, wäre in der Regel besser unveröffentlicht geblieben. Ist doch eine solche Daseins-Entschuldigung entweder überflüssig oder fruchtlos.

Dennoch empfindet der Verfasser dieser hier vorliegenden „Erinnerungen" das Bedürfnis ihnen wenigstens einige erläuternde Bemerkungen mit auf den Weg zu geben. Vor allem die, daß es ihm gar nicht einfällt, etwa für sein eigenes Leben ein Interesse zu beanspruchen, welches demselben an und für sich gar nicht zukommt. Aber der jetzt Achtzigjährige hat eine sehr interessante Zeit durchgemacht, deren Schilderung unserem nachwachsenden Geschlecht schon darum recht nützlich sein könnte, weil es, wie man alltäglich bemerken muß, gar keine Vorstellung von den endlosen Kämpfen hat, durch welche die heutige Freiheit und Größe der Nation errungen werden mußten. Das macht aber leider nur zu geneigt, diese Errungenschaften als selbstverständlich zu betrachten und eben deshalb gar oft aufs leichtsinnigste zu gefährden.

Der Verfasser hat aber auch das große Glück gehabt, einen nicht geringen Teil der Schöpfer und Träger unsrer heutigen nationalen Kunst und Litteratur persönlich

kennen und meistens auch lieben zu lernen. Ihrem Andenken ist denn auch dies Buch vorzugsweise geweiht, ihnen denen er die schönsten und fruchtbarsten Stunden seines Daseins verdankt, wie es ja die ganze Nation auch thut. — Er fühlt sich dazu um so mehr verpflichtet, als wir offenbar einer neuen Kulturperiode entgegengehen, die den größten Teil von dem achtlos beiseite werfen zu wollen scheint, was einst unsere Pfade erhellte. Ist doch gerade jetzt bei uns die Ueberschätzung des Fremden wieder mehr als je an der Tagesordnung und bedroht schwer unsere nationale Selbständigkeit. Denn ein geistiges Joch ist viel schwerer abzuwerfen als ein physisches. Man kann aber nur die Tugenden brauchen, zu denen die Anlage uns schon angeboren ist, und alles Bemühen, sich die der Fremden anzueignen, ist in der Regel umsonst. Unsere größte nationale Tugend ist aber die Ehrlichkeit, sie haben wir vor allen anderen Völkern voraus, sie allein setzt uns im Wettbewerb mit ihnen, die uns in so viel anderem überlegen, in entschiedenen Vorteil, da man sie zwar im Verkehr nur zu oft wenig achtet, ihrer aber schließlich niemals entraten kann. Am wenigsten gerade in der Kunst und Litteratur.

Diese Ehrlichkeit hat denn auch der Verfasser im vorliegenden Buch vor allem festzuhalten gesucht; möge man ihm darum nicht zürnen, wenn er gelegentlich auch einmal recht unangenehme Dinge sagt. Ist sie doch der einzige Vorzug, auf den auch er einigen Anspruch machen kann.

Berchtesgaden, im August 1894.

Fr. Pecht.

I.

Herkunft; Kinder- und Knabenzeit.

Wer wäre nicht entzückt, wenn er heute die lachend und blühend am schönen Bodensee hingelagerte Stadt Konstanz sieht, wie sie sich in unzähligen, vom üppigsten Baumwuchs umgebenen Villen und Schlössern oder von Reinlichkeit strahlenden Häuschen zu beiden Seiten des Sees und Rheins weit hinein ins Land fortsetzt und stundenlang von einem einzigen großen Park umgeben scheint? Da kann man sich freilich keine Vorstellung machen von der Armut und Verkommenheit, der finsteren Öde desselben Ortes, als nach den Napoleonischen Kriegen, die nichts als Elend hinterlassen, der Friede endlich ins Land zog. Es war buchstäblich die Ruhe eines großen Kirchhofes, die in den fast durchweg gotischen, oft verlassenen Häusern, den von Gras bewachsenen Straßen der ehemaligen Reichsstadt herrschte. Und doch hatte sie zur Zeit der Reformation zu den blühendsten und gewerbsamsten, wie aufgeklärtesten und freiheitsstolzesten Gemeinwesen Schwabens gehört! Nur nach einem fast ein Jahr dauernden, wahrhaft heroischen Widerstande hatte sie, unüberwunden nach der Schlacht bei Mühlberg, als die letzte aller deutschen Reichsstädte endlich den österreichischen Scharen

den Einzug freiwillig gestattet. Sie that das in der Hoffnung, durch die Aufgabe ihrer Reichsunmittelbarkeit und Unterwerfung unter das Haus Habsburg sich eine bessere Behandlung zu sichern. Aber den Ketzern gegenüber glaubte die kaiserliche Regierung sich nicht zum Worthalten verpflichtet, und so gab denn der Einzug der Österreicher das Signal zur unbarmherzigsten Austreibung aller derer, die nicht die Messe besuchen wollten. Sechsunddreißig der reichsten und angesehensten Bürger zogen schon am Tage dieses Einzuges der Kaiserlichen freiwillig in die Verbannung, ihnen voraus der Reformator Ambrosius Blarer, hunderte folgten in wenigen Wochen, der geliebten Heimat für immer den Rücken kehrend und mit ihrer Gewerbsamkeit die benachbarten Schweizerstädte St. Gallen und Zürich zu ungewohnter Blüte bringend, da sie die Weißwaren und Leinenindustrie, die bisher den Stolz von Konstanz gebildet, dorthin übertrugen, wo sie bis heute geblieben ist. Die Behandlung, welche die Zurückgebliebenen aber erfuhren, bildet einen der schwärzesten unter den vielen Flecken der österreichischen Politik jener Zeit. Die entvölkerte und verarmte Stadt ward nun das „finstere Pfaffennest", wie sie Kaiser Joseph II. bei einem 1777 gemachten Besuche selber nannte. Ja sie verteidigte sich 1633 ebenso heroisch und siegreich gegen die Schweden unter Gustav Horn in einer sechswöchigen Belagerung als hundert Jahre früher gegen die Spanier unter Vives. — Hatten damals die Sonntags während des Gottesdienstes überfallenen Bürger auf der Rheinbrücke einen so heldenmütigen Widerstand geleistet, daß zuletzt jeder der Verteidiger noch einen Spanier um den Leib packte und sich mit ihm in den Rhein warf — einer

nahm deren sogar zwei —, so besserten sie jetzt jede Nacht einen Wall aus, den sie vor einer durch die Schweden geschossenen Bresche aufgeworfen hatten und schlugen hinter demselben alle Stürme siegreich zurück, obwohl sich Bischof und Domkapitel wie der Adel geflüchtet und die Bürger feig ihrem Schicksal überlassen hatten, welche nun die Verteidigung allein führten, bis endlich einige Soldateska zur Unterstützung anlangte.

Die Erinnerung an die Schrecken dieser schwedischen Belagerung war noch sehr lebendig in der Stadt, als ich da aufwuchs. Mein Vater war erst kurz zuvor eingewandert auf Grund von Privilegien, welche die badische Regierung, an die Konstanz 1805 gefallen war, demselben verliehen hatte. Um in das ganz entvölkerte und verarmte Gemeinwesen wieder etwas mehr Leben zu bringen, war in denselben bestimmt, daß jeder, der ein in der Stadt noch nicht vorhandenes Gewerbe betreibe, Niederlassungs- und Steuerfreiheit erhalten und der älteste Sohn auch militärfrei bleiben solle. Im Laufe der Jahre sind denn auch ein paar Dutzend Familien so eingewandert, von denen es übrigens fast nur mein Vater nach und nach zu einiger Wohlhabenheit brachte. Als ein ungewöhnlich intelligenter und rühriger Bauernsohn war dieser Vater auf einem Dorfe bei der kleinen Stadt Haßfurt in Unterfranken 1773 geboren und früh zum geistlichen Stande bestimmt worden. Die Familie Pecht stammte indes aus Ostpreußen oder Schweden und erst sein Großvater war da eingewandert und hatte in der Nähe ein Dorf — Neudorf — gegründet. Mehreres habe ich nie erfahren können über unsere Abkunft. — Nachdem mein Vater erst in Bamberg das Gymnasium besucht und dann

in Würzburg die Universität bezogen hatte, ja schon ins Seminarium eingetreten war, veranlaßte der Einfall Jourdans in Franken 1796 den Fürstbischof mit der ganzen Klerisei zur Flucht und ließ Universität wie Seminar sich entleeren. Die mehr üppige als eigentlich liberale Gesinnung, welche damals an allen deutschen geistlichen Höfen herrschte und kurz zuvor zu den bekannten Emser Punktationen und zur Gründung des Illuminaten-Ordens geführt hatte, scheint auch in Würzburg an der Universität viel Anklang gefunden zu haben, jedenfalls bewog sie meinen Vater, die herrschende Verwirrung zu benützen, um seine Sutane an den Nagel zu hängen und den Priesterstand vorläufig mit dem eines Buchhändlers zu vertauschen, wozu ihm seine Freundschaft mit einem Sohne der Göbhardtschen Buchhandlung in Bamberg wohl die erste Veranlassung gab. Die gute klassische Bildung, die er sich angeeignet und durch eifriges Studium der modernen Litteratur vervollständigt hatte, verschaffte ihm bald eine hervorragende Stellung in dem damals berühmten Geschäft, die er später mit einer in der Riegerschen Buchhandlung in Augsburg vertauschte. Von dieser ward er 1798 nach Konstanz abgesandt, um dort eine Filiale zu übernehmen, die hauptsächlich aus einer großen französischen Leihbibliothek bestand, welche in der damals mit französischen Emigranten über und über gefüllten Stadt die besten Geschäfte machte, da diese, meistens aus Edelleuten, die sicher auf ihre baldige Rückkehr nach Frankreich rechneten, bestehend, sich einstweilen die Zeit mit Lesen vertrieben. Gründlich leichtsinnig, wie sie es waren, brachten sie viel Geld in Umlauf, trugen aber freilich um so weniger zur Sittenverbesserung bei. — Ich weiß nicht, war es vor

oder nach der Schlacht von Zürich, daß die republikanischen Heere den Österreichern und Russen auch ein heftiges Gefecht in Konstanz lieferten, das mit der Vertreibung der letzteren und der Emigranten aus der Stadt endete und meinen Vater bei diesem Straßenkampfe nötigte, aus seinem dem Feuer direkt ausgesetzten Buchladen sich mit den übrigen Hausbewohnern in den Keller zu retten. Eine gründliche Kenntnis der französischen Sprache und gewandte Umgangsformen hatte er sich in dieser Episode seines Lebens indes doch erworben. Dies veranlaßte ihn nun, da das Geschäft mit der Vertreibung der Emigranten von selbst aufhörte, nach der eben in eine helvetische Republik umgewandelten Schweiz zu übersiedeln und in Frauenfeld, dem Hauptort des neugeschaffenen Kantons Thurgau, eine Buchdruckerei zu errichten und eine politische Zeitung herauszugeben, die er selbst redigierte. Sie fand rasche Verbreitung und existiert heute noch als die sehr geachtete „Thurgauer Zeitung“. — Vortrefflich begabt, wie es mein Vater war, dabei deutscher Patriot durch und durch, erwarb er sich bald in der Schweiz um so eher eine Menge ausgezeichneter Freunde, als er auch Freimaurer war. So lernte er Pestalozzi und Lavater in Zürich, Fellenberg in Hofwyl bei Bern kennen und genoß bald große Beliebtheit. Die utilitarische Richtung dieser Männer teilend, dabei leidenschaftlicher Freund der Landwirtschaft, veranlaßte ihn dies auch zur Herausgabe einer landwirtschaftlichen Monatschrift, des „Bauernfreundes“, der bald große Verbreitung in der Schweiz fand und ihm in Verbindung mit der „Thurgauer Zeitung“ nach und nach eine ebenso behagliche als geachtete Stellung in dem kleinen Orte sicherte. Da er aber weder Schweizer war, noch es

zu werden gedachte, so war er genötigt, einen Thurgauer Bürger zum Gesellschafter anzunehmen, der die materielle Leitung der Druckerei wie der damit verknüpften Buchhandlung übernahm, in deren Verlag nun nach und nach immer mehr Werke erschienen. — Während aber der ungefähr unter gleichen Bedingungen damals in Aarau angesiedelte preußische Journalist Heinrich Zschokke in seinem „Schweizerboten" die Napoleonische Gewaltherrschaft aufs maßloseste schmeichelte und sein eigenes Vaterland wie später Österreich in den Kämpfen von 1806 bis 1809 mit Hohn übergoß, so gehörte mein Vater zu jenen Deutschgesinnten, welche die entschiedensten Gegner dieser immer drückender auch auf der Schweiz lastenden Herrschaft blieben. Dadurch war er naturgemäß in eine geheime Verbindung mit allen jenen schweizerischen Patrioten gekommen, welche die schmähliche Abhängigkeit ihres Vaterlandes von den Tyrannen in Paris mit Unwillen ertrugen. — Die Folgen dieser Abhängigkeit sollte er bald schwer genug empfinden!

Mein Vater hatte mit seinen Freunden sehr oft eine Wirtschaft im Dörfchen Wellhausen bei Frauenfeld besucht, welche der Gemeindeamtmann und Kantonsrat Gänsli dort hielt. Die Wirte waren gewöhnlich die angesehensten und einflußreichsten Leute im Dorfe damals wie heute noch, da nach urgermanischem Brauch das Wirtshaus in den meisten Fällen Forum und Rathaus zugleich ist. So war denn auch der vom Schicksal zu meinem Großvater bestimmte Herr Kantonsrat ein Glied jener mächtigen Bauernaristokratie, die zu allen Zeiten auf die Geschichte der Schweiz so viel Einfluß ausgeübt hat. In der sehr alten und streng protestantischen Familie existierte als glänzendste Überlieferung, daß ein

Vorfahre in der Schlacht bei Kappel den dicken Bauch eines von ihm erlegten Kapuziners als Sopha benützt und auf demselben nach der blutigen Arbeit sein Mittagbrot verzehrt habe. Etliche Sturmhauben und Hellebarden, die ich später als Knabe unter anderem Gerümpel auf dem Boden des großväterlichen Hauses aufstöberte, schienen dieser kriegerischen Familientradition eine Unterlage zu geben. Nicht weniger verschiedene prächtig geschnitzte Schränke aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mit den Familiennamen, von denen einer noch jetzt unser Vaterhaus ziert. Ebenso fand ich da viele köstlich in Schweinsleder gebundene Folianten meist theologischen Inhalts aus der Reformationszeit, Sleidanus u. a., die auf einen der Gottesgelahrtheit beflissenen Ahnen hindeuteten. Es waren indes offenbar nicht diese Reste einer mehr oder weniger ehrwürdigen Vorzeit, die meinen Vater so häufig in das Gänslische Haus führten, dies war vielmehr die eben aufgeblühte jüngste Tochter des Herrn Kantonsrats, das schöne „Susli", wie sie genannt ward, welche er denn auch nach mehrjähriger Bewerbung endlich eroberte, wo sie dann meine Mutter geworden ist. Ihr voraus gingen zwei ältere Töchter und zwei Söhne, von denen der Senior Besitzer einer Spinnerei und Eisenhandlung in Frauenfeld ward, der jüngere die Wirtschaft und Bäckerei des Vaters samt dem Bauerngut übernahm. Die Schwestern meiner Mutter heirateten früh geachtete Männer im Thurgau, und ich denke noch heute mit Vergnügen zurück an die Freundschaft, welche alle Glieder dieser durchaus ehrenhaften und braven, streng republikanischen Familien mir in meiner Kinder- und Knabenzeit erwiesen haben. Denn so rauh die Umgangsformen waren,

so bargen sie doch einen Schatz von Treue und Liebe wie innigem Familienzusammenhalt. Besonders hingen die drei Schwestern überaus zärtlich aneinander und unterstützten sich mit frageloser Treue in jeder Not so weit ihnen das bei dem knappen und sparsamen Wesen der Zeit nur irgend möglich war. Meine Mutter, wohl die schönste dieser drei Töchter, hatte ein sinniges, überaus reiches, poetisches Gemüt; sie war besonders unerschöpflich in Erzählung aller Familientraditionen, wie der Märchen und Sagen der Umgegend oder der eigenen Erlebnisse, eine lebendige Chronik, der ich die meisten dieser Mitteilungen verdanke. Unter letzteren nun waren jene, welche sich auf ihren Anteil an der ungeheuren Umwälzung bezogen, die ganz Europa erschütterte und die Schweiz besonders stark berührte, die, welche mir am meisten im Gedächtnis geblieben sind, da sie sich überall an mir bekannte Lokalitäten knüpften und als unmittelbar Erfahrenes mit besonders lebhaften Farben vorgetragen wurden. So ragt hoch über Wellhausen auf sonniger Höhe, umgeben von Gräben und Mauern, ein finsteres mittelalterliches Schloß empor, der „Wellenberg", Sitz des gefürchteten Landvogts. Denn der heutige Kanton Thurgau war wie die Waadt und der Aargau damals ein bloßes als Eroberung betrachtetes Unterthanenland der dreizehn alten Kantone, das von diesen Landvögten verwaltet ward. Alle drei Jahre von einem anderen Kanton gestellt und regelmäßig den dortigen aristokratischen Familien angehörig, wurde von diesen Vögten nur zu oft aufs willkürlichste regiert und die Unterthanen aufs schamloseste ausgebeutet, da sich jeder dieser Herren in der Zeit seiner Herrschaft ein Vermögen zusammenzuraffen suchte. Die Justiz war daher durchaus

käuflich und kein Bauer konnte sein Recht auf dem Wellenberg suchen oder ein sonstiges Anliegen dort vorbringen, ohne sich den Zutritt mit Hühnern und Gänsen für die Küche des gestrengen Junkers zu erkaufen. Da diese Bittsteller gar oft in der väterlichen Wirtschaft einkehrten, so hörte meine Mutter als Kind fast täglich ihre Klagen. Denn die Abgaben waren höchst drückend, vorab durch die Form der Einhebung, besonders wußte meine Mutter viel von der Härte des sogenannten Sterbfall-Quartals zu erzählen, wo beim Tode eines Familienhauptes dem Landvogt das beste Stück Vieh aus dem Stall zukam, so daß gar oft der ihres Ernährers beraubten armen Witwe auch noch ihre einzige Kuh weggetrieben wurde. Nicht minder gefürchtet waren die geistlichen Ehegerichte, da schon das Geschenk eines Ringes als Eheversprechen behandelt und darauf die kostspieligsten Prozesse begründet wurden, die manchen unvorsichtigen jungen Mann um Hab und Gut brachten. Eine Volksvertretung existierte überhaupt nicht, die Unterthanenlande waren vollkommen rechtlos. Der Ausbruch der französischen Revolution erzeugte also eine allgemeine Gährung und das Einrücken der fränkischen Ohnehosen in die Schweiz gab das Signal zu einer bewaffneten Erhebung dieser wie die Heloten behandelten Lande. Überall, in allen Dörfern wurden Freiheitsbäume aufgepflanzt und meine 1786 geborne Mutter wußte nicht genug zu erzählen, wie sie mit den übrigen Dorfkindern um dieselben herumgetanzt und das berüchtigte »Ça ira, ça ira ça« gesungen habe, ohne es zu verstehen. — Denn schon 1798 rückten die Franzosen ein und fanden ob ihres lustigen, zuthulichen und lebhaften Wesens weit mehr Teilnahme bei dieser Kinderschar als die ihnen folgenden Öster-

reicher, die sie als steif, langbeinig und schweigsam schilderte, nur mühsam von den mit dem Haslinger bewaffneten Korporälen vorwärts getrieben, bei allem was sie requirierten immer mit der Phrase endigend „der Kaiser wird alles bezahlen", was er selbstverständlich regelmäßig vergaß und sein Ansehen bei der Dorfjugend dadurch so sehr schädigte, daß das „der Kaiser wird's bezahlen" überall als Spottrede gebraucht ward. Da sie alle Flecken ihrer weißen Uniform mit Kreide zuschmierten, so glich eine solche Kolonne marschierender Österreicher einer einzigen Staubwolke. Noch schlimmer waren die Russen Suworoffs, welche ohne weiteres die Erdäpfel aus dem Boden herausgruben und roh verzehrten. Ich weiß nicht war es vor oder nach der Schlacht bei Zürich 1799, daß die verbündeten Russen und Österreicher den Franzosen ein größeres Gefecht am Thurübergang bei Pfyn, eine Viertelstunde von Wellhausen entfernt, lieferten, so daß die Kanonenkugeln noch in letzteres flogen und die ganze Dorfbewohnerschaft in den Wald flüchten mußte, der die Höhen oberhalb des Dorfes krönte.

Eine fast noch ärgere Plage als Russen und Franzosen waren in jener Zeit indes die vielen Marodeure, Zigeuner und Heimatlosen jeder Art, die den Armeen folgten oder mit Karren herumzogen und hinterm Zaune kochten, was die Dorfjugend natürlich weit mehr interessierte als die Eltern, denen sie gar oft aus Rache die Häuser überm Kopf ansteckten, was in dieser Zeit auch einmal bei meinem Großvater geschah und ihn zu einem Neubau zwang. — Noch mehr fesselte es aber die Phantasie meiner Mutter, als 1802 eines Tages der Kronprinz Ludwig von Bayern ganz durchnäßt im Wirtshaus ankam, nachdem er im Begriff nach Italien

zu reisen mit seinem Wagen in ein Loch gestürzt war, welches die gerade hochangeschwollene Thur in die ohnehin schlechte Straße gerissen. Er mußte nun naß wie er war von meinem wohlbeleibten Großvater Kleider borgen, bis die eigenen am Feuer getrocknet und durch schnell aufgebotene Mannschaft Wagen und Koffer aus dem Loch herausgezogen waren, das seit dieser Zeit noch immer das „Prinzenloch“ heißt. Wie dem damals wohl langen aber ganz schmächtigen Herrn die Kleider des kurzen und dicken Großvaters höchst possierlich um den Leib schlotterten, das grub sich tief in das Gedächtnis der jungen Republikanerin ein, für die ein Prinz ohnehin der Gegenstand besonderer Neugierde war.

Wenn sich nun der neue Kanton allmählich organisierte, so lastete die napoleonische Oberherrschaft doch immer drückender auf dem Lande und die anfänglich fast leidenschaftliche Sympathie für die „Befreier“ verminderte sich von Jahr zu Jahr mehr, wie die für den Korsen selber. — Man sollte die französischen Siege von 1805—1806 und 1809 feiern und fühlte doch nur immer schwerer die Ketten, mit denen die Schweiz an das Kaisertum gefesselt war. Mein Vater als Deutscher haßte dasselbe ohnehin gründlich und hatte Verbindungen mit Gleichgesinnten nach allen Seiten, besonders unter den St. Galler und Züricher Kaufleuten, welche durch die Kontinentalsperre sehr geschädigt wurden. — Durch einen derselben, den ihm besonders befreundeten Joh. Peter Delisle, erhielt er im Sommer 1811 von der englischen Gesandtschaft die ersten Nachrichten von den Siegen Wellingtons über Massena in Portugal und verbreitete dieselben in einem geheim gedruckten Flugblatt. Dabei aber ward er von seinem eigenen Geschäftsteilhaber verraten, der sich, wie es scheint,

dadurch in den alleinigen Besitz des einträglichen Unternehmens zu setzen hoffte. Denn der französische Gesandte in Bern, der eigentliche Herrscher der Schweiz, forderte nun augenblicklich seine Verhaftung und strenge Bestrafung wegen Verbreitung angeblich falscher Nachrichten zum Nachteil des hohen Protektors der Schweiz. Sie geschah unweigerlich und das Schicksal Palms wäre meinem Vater ziemlich sicher gewesen, wenn seine Freunde in der Regierung nicht die Untersuchung lange hinausgezögert und zuletzt dem Gericht den Mut gegeben hätten, ihn zu bloßer Landesverweisung zu verurteilen. Er verdankte selbst diese „Gnade“ nur der Verwendung des damaligen badischen Gesandten in Bern, des ihm befreundeten Staatsrats und bekannten Novellisten v. Ittner, der ihm auch riet, sich wieder in Konstanz niederzulassen, wohin er selber auch zog, als er pensioniert wurde. — So kam er denn im Frühjahr 1812 mit Frau und Kind fast mittellos nach Konstanz, während sich inzwischen sein schweizerischer Gesellschafter glücklich in den alleinigen Besitz des Geschäftes in Frauenfeld gesetzt.

Dort hatte mein Vater auch den bekannten Magnetiseur Mesmer kennen gelernt, der jetzt im benachbarten Meersburg von einer Pension der französischen Regierung lebte, ein feierlicher Mann, der meiner Mutter auch riet, ihren Kindern nur an der Sonne gestandenes Trinkwasser zu geben, „weil die magnetische Kraft der Sonne das Wasser verbessere, so daß es den Kindern einen hellen und kräftigen Verstand mache“. Wie mein Vater und alle dessen nähere Freunde war er Freimaurer, die sich denn auch in jeder Weise unterstützten, was letzterem um so eher zugute kam, als es ihm die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Männer verschaffte.

Um diese Zeit war die Erfindung der Lithographie durch Alois Senefelder allmählich immer bekannter geworden und mein Vater hatte sich mit derselben durch Reisen nach München und Mühlhausen im Elsaß, wo Engelmann dieselbe bereits schwunghaft betrieb, bekannt gemacht. Jetzt errichtete er in Konstanz auch eine lithographische Druckerei, leider mit ganz ungenügenden Mitteln, und gab ein naturhistorisches Wochenblatt, das „Sonntagsgeschenk“ für die reifere Jugend heraus, welches eigentlich nichts anderes als eine Naturgeschichte der Säugetiere und Vögel war. — Trotz der unendlichen Unvollkommenheit der Bilder wie der ganzen Ausstattung fand dieser erste Vorläufer der späteren illustrierten Wochenblätter großen Beifall, besonders in den schlecht genug kolorierten Ausgaben, und die Leute waren ganz glücklich, jeden Sonntag ein höchst wunderbar bemaltes Nilpferd oder einen fürchterlich aussehenden Löwen zu erhalten. Denn leider krankte die ganze Unternehmung fortwährend daran, daß ihr Leiter zwar viel Findigkeit und Intelligenz, ja die mannigfaltigsten Kenntnisse, aber nicht die geringste künstlerische Bildung oder auch nur einigen Geschmack besaß, talentvolle und gebildete Arbeiter aber überhaupt noch gar nicht zu haben waren. Überdies blieb mein Vater zwar sehr fruchtbar an guten Gedanken und ewig unternehmungslustig, hatte aber als ein durchaus sanguinischer Charakter wenig Ausdauer, sondern verlor regelmäßig die Lust, sobald sich bei einem Unternehmen die Schwierigkeiten häuften. Dann ließ er die Dinge hängen und war meist nie mehr zu bewegen, sich ihrer ordentlich anzunehmen. Die intellektuelle Bewältigung und erste Organisierung eines Unternehmens genügten ihm, das beharrlich ein Ziel bis

zur vollen Erreichung verfolgen war um so weniger seine Sache. Dies Naturell bereitete meiner armen Mutter gar oft schwere Sorgen, da sie natürlich bald weit weniger geneigt war, auf seine ewig neuen Projekte einzugehen, sondern auf konsequente Verfolgung der einmal begonnenen drang.

Während einer Reise, die der Vater zur Beschaffung von Mitteln und Arbeitern in seine Heimat und nach München machte, ward ich am 2. Oktober 1814 als drittes Kind geboren. In schweren Sorgen, da der Vater länger ausblieb, als er der Mutter gesagt, und sie in der fremden Stadt ohne zureichende Mittel und Freunde zurückgelassen hatte. Da mußte denn die ältere wohlhabende Schwester, die im benachbarten schweizerischen Orte Altnau lebte, helfen und zugleich meine Pathin werden samt dem Onkel Fritz in Frauenfeld, dem ich denn auch den Taufnamen verdanke. Ein Zug von Sorglichkeit mag wohl daher rühren, der zeitlebens meinem sonst sehr leichtblütigen und dem des Vaters verwandten Naturell beigemischt blieb und mich veranlaßte, die materiellen Mittel immer streng zu Rate zu halten und mich nie von andern abhängig zu machen. Ebenso verdanke ich dem Umstande, daß ich sehr früh die übeln Folgen des Gegenteils der Ordnung bei der Geschäftsbehandlung meines Vaters kennen lernte, eine fast peinliche Pünktlichkeit und Ordnungsliebe. Im übrigen soll ich ein sehr lebhaftes Kind gewesen sein und versetzte dadurch meine Mutter oft genug in Schrecken. So kletterte ich eines Tages meiner Spielgefährtin, einer Katze, durch das geöffnete Fenster aufs Blumenbrett vor demselben nach, so daß ein Auflauf auf der Gasse entstund, als man mich von unten zwischen den Blumentöpfen stehen sah, bis eine Nachbarin

die in der Küche beschäftigte Mutter von meiner gefährlichen Stellung unterrichtete, und sie selber zitternd mir noch schön thun mußte, um mich nicht zu erschrecken, bis sie mich fest gefaßt und ins Zimmer zurückgetragen hatte.

Meine Erinnerungen datieren sehr weit zurück, bis in den Sommer 1817, wo zugleich mit der großen Hungersnot, die Tausende sowohl in der Schweiz als bei uns wegraffte, eine gewaltige Überschwemmung infolge der ewigen Regengüsse des Frühjahrs eintrat und die ob des langen Krieges ohnehin schon trostlos arme Stadt heimsuchte. Wie wir da auf dem Hauptplatz der Stadt, der sogenannten Marktstätte, in einen Kahn stiegen und unter dem Hafenthor durch in den weiten See hinaus bis zum sogenannten Luckenhäusle, einer Art Leuchtturm am Eingange des Hafens, fuhren, das ist mir, dem damals Dritthalbjährigen, glücklich im Gedächtnis hängen geblieben. Ebenso eine Fahrt nach der schönen, aber damals ganz verödeten Insel Mainau, die mein Vater zum Abschied von Konstanz veranstaltete. Denn er hatte sich schon seit einem Jahre von einem schweizerischen Freunde, der Direktor einer großen Kattunfabrik in Jamburg bei Petersburg geworden war, als Teilhaber anwerben lassen. Dieselbe war mit kaiserlichem Kapital gegründet worden und befand sich in einem großen kaiserlichen Gebäude, jetzt handelte es sich darum, geschickte Arbeiter aus der Schweiz und Frankreich herzuziehen, um sie in besseren Betrieb zu setzen. Mein Vater warb deren in der Schweiz wie zu Mülhausen im Elsaß um so leichter eine große Anzahl an, als sie infolge der da herrschenden entsetzlichen Hungersnot und der überaus schlechten sonstigen Erwerbsverhältnisse gerne zum Auswandern bereit waren. Die

Kontinentalsperre unter Napoleon hatte in der Schweiz, ja selbst auch in Konstanz eine nicht unbedeutende Baumwollindustrie entstehen lassen, die jetzt, wo nach der Aufhebung der Zollschranken die Engländer den Kontinent mit ihren Waren förmlich überschwemmten, diesen technisch überlegenen Konkurrenten fast erlag, welche bereits überall die neu erfundenen Spinnmaschinen und zum Drucken die Rouleaux benützten, die in der Schweiz noch fehlten. So waren denn die Arbeiter brotlos und strömten meinem Vater haufenweis zu, um so mehr als die Menschen in der Schweiz, besonders im St. Gallischen und Zürcherischen bei den aufs zehnfache gesteigerten Getreidepreisen zu Hunderten direkt verhungerten oder dem Typhus erlagen. Man kochte Gras, Brennesseln, Baumrinden, kurz es war ein fürchterlicher Zustand, da auch die Mittel der ohnehin sehr dünn gesäten Wohlhabenderen sehr bald die Last der Unterstützungsbedürftigen nicht mehr zu tragen vermochten. Um so übermütiger waren die kornbesitzenden Bauern im benachbarten Schwaben und die Getreidehändler und Bäcker, deren Läden jeden Morgen fast gestürmt wurden. Erst die reiche Ernte des Jahres 1817 machte der ein volles Jahr dauernden Not ein Ende, die den letzten Rest von Wohlstand bei vielen Familien verschlang, soweit er nicht schon im Kriege zu Grunde gegangen war. Gleich darauf erhielt ich auch die ersten künstlerischen Eindrücke, da mein Vater mich samt der Mutter und meinen Geschwistern von einem Miniaturmaler porträtieren ließ, um uns, die wir einstweilen zurückblieben, wenigstens im Bilde zu besitzen. Dann ging er im Juli mit etwa fünfzig Arbeitern fort, um nach, bei der damals so schwerfälligen Art des Reisens, nicht geringen Strapazen erst im Oktober in Jam-

burg anzukommen. Dort sollte er die Direktion der großen Ökonomie übernehmen, da die deutschen, französischen und schweizerischen Arbeiter verköstigt werden mußten und große Güter und Waldungen der Fabrik zugewiesen waren, die er als gebildeter Landwirt verwalten sollte. Der Sprache unkundig hatte er begreiflich viele Schwierigkeiten zu überwinden, umsomehr als die Arbeiter, die er angeworben, ihr bisheriges Elend bald vergessen hatten, ja höchst übermütig und unbotmäßig wurden, sobald sie nur erst wieder herausgefüttert waren. — So warfen sie eines Sonntags, wo sie zum Nachtisch Apfelküchlein erhalten hatten, dieselben als unschmackhaft an die Wand — sie, die einige Monate vorher Brennesseln gekocht hatten! Weit besser war mein Vater mit der Gutmütigkeit und großen Anstelligkeit der in der Fabrik und beim Landbau verwendeten russischen Arbeiter zufrieden. Letztere mußte er meist zu Pferde beaufsichtigen, wo es ihm denn eines Tages begegnete, daß er auf eine Herde von nicht weniger als acht Wölfen stieß.

Die technische Leitung der Fabrikation hatten ein Franzose Werdan, der sich bald als ein leerer Renommist erwies, und ein Schweizer Detrei, der sehr tauglich und intelligent war, aber das Klima nicht ertragen konnte und deshalb bald zurückkehren mußte, wo er in Berlin an den Folgen einer Operation starb. Damit war dem Unternehmen die Spitze abgebrochen, denn der Chef des Ganzen, Lieb, verstund wohl den kaufmännischen aber nicht den technischen Betrieb und so wurde denn unendliches Geld in kostspieligen Versuchen vergeudet, ohne es je zu rechter Rentabilität zu bringen. Indessen suchte man dies einstweilen so gut als möglich zu vertuschen und ward mehrfach durch den Besuch

des Kaisers Alexander und der Hauptgönnerin der Anstalt, der Kaiserin-Mutter Alexandra Feodorowna, einer württembergischen Prinzessin, geehrt, deren beider imponierende Erscheinung meinem Vater umsomehr einen gewaltigen Eindruck machte, als er da gleich einem Beispiel russischer Justiz beizuwohnen Gelegenheit hatte. Der kecke Schweizer Lieb benützte nämlich den Besuch des Monarchen, um sich über den kaiserlichen Beamten des Städtchens zu beklagen, der ihm, wohl ob nicht hinlänglicher Bestechung, allerhand Schwierigkeiten bei Aufrechterhaltung der Disziplin unter den Arbeitern gemacht. Er vergaß sich dabei soweit, bei Auseinandersetzung seiner Beschwerden mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, zum höchsten Entsetzen meines Vaters. Der Kaiser aber nahm die Sache gut auf, ließ den Mann rufen und fuhr den gebückt Dastehenden sofort mit den Worten an: „Bist du das Schwein? Sofort gehst du nach Petersburg und verantwortest dich bei deinem Minister!“ Wirklich ward er auch abgesetzt, freilich ohne daß man mit dem Nachfolger viel besser gefahren wäre.

Die Kaiserin-Mutter hatte eine Art Waisenanstalt für Kinder im Kriege gefallener armer Offiziere gegründet, die ihr sehr am Herzen lag. Da ihr mein Vater Zutrauen einflößte, vertraute sie ihm mehrere derselben an, sie seiner besonderen Leitung unterstellend in der Fabrik. Mit dem Erfolg war sie denn auch so zufrieden, daß sie ihm bald eine größere Anzahl überweisen wollte, wenn er dageblieben wäre. Dazu konnte er sich aber je länger umso weniger entschließen, das russische Regiment blieb ihm doch zu unsympathisch mit seiner schlecht verhüllten Barbarei. Überdies ging er wohl auch, weil ihm die Fabrik selber zu wenig

Bedingungen des Gedeihens zu bieten schien, nach dem Tode ihres technischen Leiters. — Er verließ sie also nach anderthalb Jahren unter dem Vorwand seine Familie abholen zu wollen, viel bedauert von den deutschen Edelleuten der Umgegend, die oft seinen Rat bei der Bewirtschaftung ihrer Güter eingeholt hatten, und von denen ihn mehrere auch noch im Lauf der nächsten Jahre in Konstanz besuchten, um ihn womöglich zur Rückkehr zu bewegen. — Nach sechswöchiger Landreise kam er an Weihnachten 1818 wieder in Konstanz an, was mir besonders deshalb im Gedächtnis blieb, weil seine glückliche Rückkehr bei uns durch einige Freunde gefeiert ward, bei welcher Gelegenheit ein Stück Kuchen auch für mich abfiel. Denn das Essen spielt in unseren Jugenderinnerungen eine umso größere Rolle, je knapper man erzogen ward. Überhaupt begann jetzt für mich eine Zeit großen Vergnügens trotz unserer unendlich ärmlichen Verhältnisse. Denn da mein Vater ob seiner Bildung und Weltgewandtheit wie seines loyalen Charakters halber sehr geachtet und mit den angesehensten Männern der Stadt und Umgegend in beständigem Verkehr war, so empfand ich unsere Dürftigkeit um so weniger, als sie ja ein ganz gleichmäßig verbreitetes Übel war, das sich bei allen Nachbarskindern meist in noch erhöhtem Maße vorfand. Dieser Kapitalmangel hinderte denn auch jeden Aufschwung noch lange, bei der allgemein verbreiteten Unwissenheit und dem sehr geringen Unternehmungsgeist der Bürgerschaft. So ward nach einem Zeitraum von mindestens dreißig Jahren, um 1821, wiederum das erste neue Haus in unserer Stadt uns gegenüber gebaut durch einen Bäcker, der 1817 in der Hungersnot reich geworden. Also sechs

Jahre nach dem Frieden! Für mich war der Bau ein Ereignis von höchster Wichtigkeit, dessen allmähliches Heraufwachsen ich mit unendlichem Interesse beobachtete, ebenso wie jede Art von Schaffen überhaupt. Eine Schreinerwerkstätte, eine Schusterbude, ein Bäckerladen konnten mich stundenlang fesseln, und bei denen unserer Nachbarschaft war ich täglicher Gast und wundere mich nur, daß mich die Leute nicht fortjagten. Einmal passierte mir das aber doch. Ich hatte mir nämlich beim Schnitzen eines Peitschenstiels den Zeigefinger der rechten Hand beinahe weggeschnitten mit einem Federmesser, das ich vom Tische meines Vaters gestohlen. Fürchtend darüber gezankt zu werden, steckte ich die blutende Hand ruhig in die Hosentasche und ging zum Schuster gegenüber, um den Gesellen zuzusehen, bis mir das Blut unten bei den Hosen herauslief, wo ich denn alsbald mit Protest heimgeschickt ward, um mich waschen und verbinden zu lassen. Die tiefe Narbe ist mir aber bis heute geblieben.

Künstlerische Eindrücke hatte ich bald in Fülle in der damals noch mit den schönsten Renaissance- und gotischen Bauten dicht gefüllten Stadt, in welcher besonders die vielen gemalten Häuserfassaden den Knaben unendlich beschäftigten mit ihren Rittern und Frauen, trotzigen Landsknechten, frommen Heiligen und sinnigen Sprüchen. Sie sind alle der um diese Zeit mit der antikisierenden Periode in der Baukunst bei uns einreißenden Tünchwut zum Opfer gefallen und ich hatte nun auch bald Gelegenheit zu sehen, wie der jeweils herrschende Baustil sich alsbald von den Centren der Hauptstädte aus im ganzen Land verbreitet. Bei uns äußerte er sich zunächst als unerbittlicher Ver-

nichtungskampf einer mit der sogenannten „Aufklärung“ Hand in Hand gehenden Kunstbarbarei, die sich in einem Haß gegen alle Verzierung äußerte. Aber alle Kunst fängt ja mit der Verzierung an; das sollte der Knabe jetzt erst recht lebhaft empfinden, während die Alten bereits viel zu verroht waren, um das noch zu können. Besonders die aus Schinkels und Weinbrenners Schule hervorgehenden Architekten und Handwerker waren die Hauptträger jener Kunstbarbarei. Man riß die schönsten Bauwerke nieder aus bloßer Zerstörungslust, angeblich um sie nicht unterhalten zu müssen. So eine herrliche romanische Kirche in der Vorstadt Petershausen, lediglich um die Steine zu bekommen. Nur vierzig Jahre später mußte man bereits für die immer zahlreicher gewordenen Protestanten eine neue bauen, die sehr viel schlechter war, aber Hunderttausende kostete. Eine andere schöne gotische Kirche ward in eine Bierbrauerei, eine dritte in ein Magazin verwandelt, eine vierte zum Trockenhaus einer Kattundruckerei, besonders aber wurden die schönsten Altäre und Schnitzereien kurzweg als altes Gerümpel verbrannt. Die Bilderstürmerei des sechzehnten Jahrhunderts hat nicht halb so viel vernichtet als die Kunstbarbarei der auf ihre Bildung so stolzen ersten Hälfte des neunzehnten mit seinem von Goethe und Schiller gepflegten Klassizismus und der von Frankreich importierten liberalen Schablone. Denn die Bureaukratie und die höheren Klassen überhaupt waren gerade die eigentlichen Vandalen, weil die sogenannte „klassische“, d. h. lediglich begriffliche Bildung, die sie auf den Gymnasien und der Universität erhalten, ihre Empfänglichkeit für das Sinnlich-Schöne genau so vollständig abgestumpft hatte, als sie das

heute noch thut. Mein eigener Vater, der an solcher Bildung die meisten Bürger der Stadt weit überragte, war gerade deshalb der vollständigste Kunstbarbar, hatte weder Interesse noch Blick für alles Formenschöne. — Mit ganz besonderer Wut aber ging dieser hochmütige Klassizismus gegen alle Reste unserer alten nationalen Kunst vor. Hatte schon die vorher herrschende Barock- und Zopfzeit sehr viel davon zerstört, aber doch wenigstens etwas anderes, immerhin künstlerisches an die Stelle gesetzt, so vernichtete sie der Klassizismus dieser Biedermeierperiode nicht am wenigsten aus bloßer Rachsucht, weil seine Werke so unerträglich kalt, nüchtern und leblos neben denen unserer alten Kunst aussahen. Die Toleranz liegt überhaupt nicht im deutschen Charakter, gerade unser Idealismus machte uns nur immer unduldsam; wie auch die Ideale wechselten im Lauf der Zeiten, die Unduldsamkeit blieb immer dieselbe. Besonders aber haßte jede Zeit immer am meisten die Schöpfungen ihrer unmittelbaren Vorgänger. So der Klassizismus den Rokoko- und Barockstil, die man erst recht schonungslos verwüstete, als die beginnende Romantik schon wieder Gotik und romanischen Stil zu achten anfing. Mein Konstanz aber war wie die ganze Nachbarschaft sowohl dicht gefüllt mit den Resten beider wie der Renaissance, besonders aber der gotischen und romanischen Zeit, und so ward denn das empfängliche Kindergemüt früh bereichert mit den Eindrücken derselben. Besonders unser herrlicher Dom, der ein vollständiges Kompendium der Baugeschichte eines Jahrtausends darstellt, erfüllte mich immer mit Entzücken bei jedem Besuch. Auf seiner Südseite stieß aber eine alte kaiserliche Pfalz an ihn, deren großer Saal mit köstlichen

Fresken, Szenen aus den Minnesängern des 13. Jahrhunderts bemalt war. Das etwas verfallene Gebäude ward 1830 ohne alle Not abgerissen, um einem „Museum“ getauften Klubhaus im trostlos nüchternsten Klassizismus Platz zu machen. Zur Linken war dann ein prächtiger gotischer Kreuzgang an den Münster angebaut. Ein vor ihm stehendes Gebäude, der sogenannte „Stauff“, brannte 1824 ab, wobei ein kleiner Teil eines Gewölbes durch den Schutt eingedrückt ward. Das benützte man, um gleich die Hälfte des ganzen Kreuzgangs einzureißen, damit man das neu Eindecken erspare. Denn das allmählich frisch erwachende Leben bethätigte sich vorläufig nur im Zerstören. So war die Stadt mit einer Ringmauer und tiefem Graben umgeben, und enthielt in derselben eine Anzahl prächtiger Thore und Mauertürme: sie sind nach und nach alle gefallen bis auf zwei, die Ringmauer ward eingerissen, der Graben ausgefüllt, wie die sich daran schließende doppelte Umwallung mit ihren Gräben. Letzteres übrigens mit vollem Recht, da der innere Graben in köstliche Alleen verwandelt ward, wie in Frankfurt und Leipzig, die der Stadt zu großem Schmuck, wie zur Gesundheit gereichen. Doch in dieser Jugendzeit bestand das alles noch und erfüllte mich bald durch sein finster geheimnisvolles Aussehen mit wollüstigem Grauen, wie in den Kirchen mit frommer Andacht. Ja die letztere richtete sich bei mir durchaus nach dem Reichtum des künstlerischen Schmuckes, der an die Altäre, Sakramenthäuschen oder Monumente verwendet ward. Besonders aber interessierte mich der draußen vor der Stadt am Rhein einsam gelegene Gottesacker mit seinen alten Denkmalen und einer ganz am Ende desselben gelegenen

Kapelle. Das sah alles so mystisch und geheimnisvoll aus, daß es die Phantasie des Knaben sofort mit den Schatten der Begrabenen bevölkerte. Mein Vater als echter Rationalist suchte mir aber alsbald den Glauben an Gespenster auszureden und um meinen Mut zu prüfen, lehnte er eines Nachmittags seinen Stock an die Kapelle, den ich dann bei hereingebrochener Nacht dort abholen sollte. Ich that es auch wirklich, mein Herz klopfte mir aber entsetzlich, als ich im Mondenschein so über das weite Gräberfeld dahin schritt. Erst später erfuhr ich, daß der Vater mir gefolgt war, um bei der Hand zu sein, wenn mir etwas passieren sollte. Den Glauben an Geister vertrieb mir diese Partie aber doch nicht, verstärkte ihn im Gegenteil eher noch.

Im Sommer nach seiner Rückkehr aus Rußland nahm mich mein Vater dann mit auf einer kleinen Reise nach dem benachbarten Zürich, das damals ebenso altehrwürdig aussah, als unser Konstanz, und nur viel thätiger und wohlhabender war. Da besuchten wir denn unterwegs auch die Onkels und Tanten in Wellhausen und Frauenfeld, in letzterem aber beschäftigten meine jugendliche Phantasie der alte, aus großen Kieseln gebaute Turm des Schlosses, wie der finster herabdrohende Wellenberg ob meiner Mutter Heimatsdörfchen. Zurückgekehrt fühlte ich mich aber eben doch am wohlsten, in unserem dicht an einem Stadtthor in der „Paradiesergasse" gelegenen Hause, wo ich mit den Nachbarkindern hinaus ins Grüne wandern konnte, überhaupt den ganzen Tag auf der Straße oder im Freien war. Da mich mein Vater auf allen Spaziergängen mitnahm, ja sehr bald auch kleine Fußreisen in die Nachbarschaft mit mir machte, überhaupt sich sehr viel mit mir abgab und etwas durchaus

Lehrhaftes hatte, so entwickelte sich meine Phantasie fast zu rasch, und ich lernte bald alle Leute in der ganzen Stadt kennen, wie sie mich. In der damaligen vollständigen Abgeschlossenheit vom Weltverkehr war sie nicht weniger reich an wunderlich eigensinnig ausgebildeten Individualitäten, Originalen jeder Art geworden, als an alten Bauwerken. Die Bildung ward in erster Linie durch ein Dutzend Domherren repräsentiert, sämtlich Mitglieder altadeliger Familien, die sehr bequem in ihren alten Domherrenhöfen wohnten, und von denen mehrere gebildete Kunstfreunde waren. So ein Graf Thurn Valssassina, der eine hübsche Gemäldesammlung besaß, in der sich sogar ein echter Domenichino und Caracci befanden. Er legte bald in der Nähe der Stadt am See einen englischen Garten an, mit griechischem Tempel, zopfigem Grottenwerk und einem Teich, in dessen Mitte ein Pavillon stund, die mich alle unendlich beschäftigten, wenn ich sie besuchen durfte. Ein anderer, Graf Reinach, baute sich eine Villa in der benachbarten Schweiz im echtesten Palladianischen Stil mit einem auf vier dorischen Säulen ruhenden Balkon, der mich umsomehr erheiterte, als die hölzernen Säulen bald die Unart hatten, sich ein paar Zoll von dem Balkon zu entfernen, den sie angeblich tragen sollten. — Das Obergeschoß dieser Villa war mit Halbbogenfenstern versehen, die so tief gelegt waren, daß man eigentlich auf dem Bauch hätte liegen müssen, wenn man in den Zimmern ein Buch lesen wollte. Es entstunden solcher unglückseliger Bauten noch mehrere um diese Zeit wiedererwachenden Lebens als Zeugnisse des herrschenden Weinbrennerschen und beginnenden Klenzeschen Einflusses. Durch sie setzte sich in mir die Meinung fest, daß der Beruf der modernen Baukunst haupt-

sächlich in der Pflege des Unbequemen bestehe. Stellten nun diese Prälaten sämtlich in ihrer Art liberale und behaglichem Lebensgenuß ergebene alte Herren dar, so war der Bistumsverweser selber, der berühmte Freiherr von Wessenberg ein Dichter, großer Kunstfreund, sowie Besitzer einer Gemäldesammlung und höchst einflußreicher Führer einer die Geistlichkeit in ganz Baden und Schwaben beherrschenden liberalen und nationalen Auffassung des Katholizismus, die erst viel später durch den damals bei uns noch ganz unbekannten Ultramontanismus verdrängt ward. Ja, dank den noch lebendigen Traditionen des Kaisers Josef II., des weisen Karl Friedrich von Baden und Max Josef von Bayern war von Intoleranz irgend einer Art oder von Glaubensstreitigkeiten damals noch gar nicht die Rede. Sie tauchten erst mit der die Aufklärungsperiode ablösenden Romantik und der immer deutlicher werdenden Reaktion auf. Bei uns äußerte sie sich in der von Rom aus durchgesetzten Verlegung des Bistums nach Freiburg und der darangeknüpften Nichtbestätigung Wessenbergs als Bischof. Aber die liberale Richtung in der badischen Geistlichkeit hatte noch bis 1848 die Majorität, und herrschte speziell in Konstanz fast ausschließlich.

Man verdankte dies nächst Wessenberg besonders dessen Schüler und Freund, dem geistlichen Rat und Schuldekan Strasser, einem eifrig liberalen und aufgeklärten Geistlichen, der, ebenfalls Schöngeist, sich besonders in Abfassung von Schauspielen gefiel, die wir Kinder am Schluß des Schuljahres aufführen mußten, und bei denen mir kleinem Jungen regelmäßig eine Hauptrolle zufiel. Da ich aber noch nicht lesen konnte, so mußte mir die meist ziemlich große Handschrift vorgelesen werden, was denn auch, zwei dreimal ge-

schehen, vollkommen ausreichte, um sie mir Wort für Wort einzuprägen. Das und meine vollkommen kindliche Unbefangenheit beim Auftreten vor dem Publikum erwarb mir denn auch die Gunst des Dekans, der beim Einstudieren seiner Stücke als Regisseur funktionierte. Ich ging aber um so lieber in die Proben zu ihm, als sein ganzes Zimmer mit Kupferstichen nach Rafael und anderen Meistern tapeziert war, deren Betrachtung mir ein unsägliches Vergnügen machte. Die Harmonie der Linien bei der Sisto oder den anderen Madonnen wirkte auf mich wie die schönste Musik, da meine Sinne noch durch keinerlei Schulmeisterei abgestumpft und mein Auge noch scharf war.

Allmählich fünf Jahre alt geworden, galt ich, wohl hauptsächlich wegen meiner durch das Herumwandern in der Natur begünstigten schnellen Auffassung und ob meines guten Gedächtnisses beim Komödienspiel als eine Art Wunderkind. Sicherlich nicht zu meinem Vorteil, denn wenn ich auch noch so unbefangen blieb, setzte sich dadurch doch der Glaube in mir fest, zu etwas Besonderem bestimmt zu sein. Das machte mich naseweis und zu einem enfant terrible, wie es ärgere schwerlich gab. So hatte mir meine Mutter einmal auf die Frage, warum denn die Frauen alle solche Erhöhungen vorne auf der Brust trügen, geantwortet, da stäken Schnupftücher drin. Als nun eines Tages eine ziemlich lange und dürre Baronin auf Besuch zu ihr kam, so machte ich, nachdem ich sie lange aufmerksam betrachtet, die laute Betrachtung „Nun, warum tragt denn diese Frau keine Schnupftücher vorne?“ Da ich dergestalt durch meine große Lebhaftigkeit der Mutter täglich beschwerlicher ward, so sollte ich jetzt alsbald in die Schule, obwohl ich noch ein Jahr

zu wenig zählte. — In die Schule hinein und noch mehr aus derselben herauszugehen, wäre dem unruhigen Jungen schon recht gewesen und er betrieb beides mit einem unverhältnismäßig großen Aufwand von Zeit und Schuhsohlen. Aber in der niedrigen und engen Schulstube jeden Tag drei bis vier Stunden sitzen zu bleiben, das schien mir weit über meine Kräfte zu gehen. Mein Weg zu derselben glich daher in der Regel einem Wettrennen mit Hindernissen, bei dem ich sehr selten als der Erste das Ziel erreichte. Für diesen Zweck war die Gemeindeschule auch gar zu ungünstig gelegen, denn sie befand sich im oberen Stock des alten gotischen „Kornhauses", welches zu den Getreidemärkten diente, und selbiges stand wieder am Marktplatze, dicht am Hafen. Es war offenbar, daß unter diesen verschiedenen Schaustätten die Schule weitaus am wenigsten Abwechslung bot, und die Person des Schulmeisters war nicht geeignet, uns für diesen Nachteil zu entschädigen. Denn Herr Ebmeter war ein langer, hagerer, ausgedienter Soldat, der die Energie seiner einstigen Korporalschaft vollständig auf das Schulregiment übertragen hatte und uns seine Zurechtweisungen überdies mit einem gewissen grimmigen Lächeln zukommen ließ, welches mich immer mit geheimem Schauder erfüllte. Er teilte seine Schulzeit in Schnupf-, Rauch- und Schlafperioden ein, welche letztere wir natürlich sehr ausgiebig benützten, um Schabernack der verschiedensten Art zu treiben.

So konnte es denn nicht fehlen, daß ich im Laufe des Schuljahres gewisse trübe Erfahrungen, aber eine um so genauere Bekanntschaft mit dem Haslinger des Lehrers machte. Im Gegenteil schien ein ungünstiger Stern über allen meinen verschiedenen Versuchen, mir Zeit und Weile zu verkürzen,

obzuwalten. Es mußte natürlich befremdend für mich sein, daß, obwohl ich mit ausgesuchtem Erfindungsgeist beim Mißlingen der alten immer neue Unternehmungen machte, doch alle das gleiche Ergebnis für mich hatten, so daß zuletzt bei diesem allgemeinen Schiffbruch aller meiner Experimente, so verschiedenartig sie auch waren, sich in mir die Überzeugung festsetzte, ich sei unbedingt nicht nur der kleinste, sondern auch der geschlagenste Junge in der ganzen Schule. Das etwaige leichte Lob konnte für mich neben so schweren Prügeln nicht in Betracht kommen, umsomehr als die ewig mürrische Miene unseres Mentors wenig Lichtblicke der Art aufkommen ließ.

So nahte denn das Ende des Schuljahres und mit ihm die gefürchteten Examina, an die sich eine Preisverteilung anschloß. Dieser Akt wurde in unserer Stadt mit besonderer Feierlichkeit begangen; er bildete das ganze Jahr hindurch den Gegenstand unserer Befürchtungen und Hoffnungen, je nachdem man ein gutes oder schlechtes Gewissen hatte. Das meinige war, wie gesagt, nichts weniger als rein. Ich wußte mich sehr vieler Unthaten schuldig, mindestens waren die Ergüsse meiner jugendlichen Laune, die Ausbrüche meines Humors jederzeit als Verbrechen getauft worden; was Wunder also, wenn ich weit mehr auf eine öffentliche Beschämung als Belohnung rechnete, obwohl meine Noten im Monatszeugnis bis auf die verhängnisvollen Rubriken „ruhiges Betragen in der Schule“ und „Fleiß im Lernen“, die sehr negativ lauteten, sonst ganz leidlich mit dem landesüblichen „sehr gut“ und „vorzüglich“ ausgestattet waren. Das Herz pochte mir demnach nicht wenig, als ich an dem schicksalsschwangeren Tage mit meinen Mitschülern

die Treppe des Komödienhauses der Stadt, allwo der Aktus jedesmal abgehalten wurde, hinaufstieg. Es hatte dieses Komödienhaus ursprünglich einem Gliede des Domkapitels zur Wohnung gedient, und war nach Säkularisation desselben jedenfalls nicht ohne besondere Schwierigkeiten zum Dienste für Gott Apoll umgebaut worden. — Derselbe thronte samt allen neun Musen am Parnaß dicht an der kastalischen Quelle, wo man hinten den Pegasus sich in die Lüfte heben sah, während vorne Hanswurst mit seinen Begleitern sich in den Abgrund der Gemeinheit so natürlich stürzte, daß man ihre Beine am Rande der die Fassade des Baues zierenden Freske eines alten Zopfmalers noch hervorragen sah. Das mich sehr oft beschäftigende Bild existiert noch heute und beweist wenigstens, wie viel dauerhafter die Malerei jener Herren war als die unserige. Wenn man dann ins Innere jenes Musentempels drang, so stieg man erst einige Stufen hinab, schritt dann durch einen langen Gang hin, der auf beiden Seiten mit Bildern von Äbten und Bischöfen behangen war, bei denen es mir vorkam, als ob sie über unsere Gesellschaft große Augen und verdrießliche Gesichter machten, so daß ich immer etwas ängstlich an ihnen vorbeirannte, um eine große Wendeltreppe emporzusteigen, die auf einen zweiten langen Gang ausmündete, an dessen Ende das große Bild einer Stiftsdame hing, deren ungeheurer Reifrock, vornehm zurückgelegter Kopf mit spitzigen Zügen mir womöglich noch unheimlicher erschien, als das ganze Kapitel der Äbte und Domherren. Es half aber nichts; da sie über der Thüre hing, so mußte ich unter ihr durch, wie mir schien, zu beiderseitigem Entsetzen, und eine zweite lange Treppe hinauf, an deren Ende

ich mit einer kühnen Schwenkung links in den Saal hineinzustolpern pflegte. Derselbe war nach meinen kindlichen Begriffen von einer unermeßlichen Ausdehnung, die durch seine mehr als lückenhafte Beleuchtung noch vergrößert wurde. Unseren modernen Anforderungen an ein Theater würde derselbe wenig Genüge geleistet haben; er hatte keine Logen und auf dem ebenen Boden waren die Bänke in allmählicher Erhöhung angebracht, so daß es im zweiten Platze schon einiger Übung in gymnastischen Künsten zu bedürfen schien, um zu einem Sitz zu gelangen. Im Hintergrunde befand sich eine Galerie, das sogenannte „Paradies" oder das „Juchhe", der Lieblingsplatz der hoffnungsvollen Jugend und der oft ebenso hoffnungsvollen Dienstmädchen und Soldaten, welche drei Klassen bei den Vorstellungen der wandernden Truppen, die in unserer Stadt Thalien zu opfern pflegten, einen ganz besonderen Gefühlsreichtum an den Tag legten.

Die Wände des Saales waren vom gleichen Zopfmaler, der die Fassade durch sein ganz im Geiste des seligen Gottsched gedachtes Freskobild verziert hatte, grau in grau gemalt, und prangten in zahlreichen Nischen mit allerhand Göttern und Helden der Vorwelt, über deren Bedeutung ich mir gewaltig den Kopf zu zerbrechen pflegte, ohne jedoch mit ihren Attributen ganz aufs Reine zu kommen. Ich erinnere mich nur noch an Jupiter, mit dem ich immer ein gewisses Mitleid hatte, da er mir seiner nackten Arme und Beine halber notwendig frieren zu müssen, und der Minerva, auf deren Schild der fürchterlichen Medusa ein Auge ausgeschlagen war, worüber sie höchlichst erbost zu sein schien.

Heute nun wurden wir anstatt in den wohlbekannten Saal in die Theatergarderobe geführt, wo ich schon eine große Menge von anderen Jungen traf, alle in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Während wir einander zuflüsterten oder auf den Menschenstrom horchten, der sich in den Saal wälzte, traten der Herr Schuldekan und mein Lehrer herein, um uns über das, was wir bei der Preisausteilung zu thun oder zu lassen hätten, zu belehren. Sonderbarerweise richtete sich der Herr Dekan mit seinem Unterricht vorzugsweise an mich, der ich mir diese Aufmerksamkeit nur dadurch zu erklären wußte, daß ich der Jüngste und noch nie bei einer Preisverteilung zugegen gewesen war.

Es gab da allerdings viel zu beobachten und unsere Gewandtheit wurde auf eine harte Probe gestellt. Wenn man euch ruft, hieß es, so geht ihr langsam vor bis in die Mitte der Szene und wendet euch nach dem Publikum, indem ihr ihm eine tiefe Verbeugung macht; dann dreht ihr euch um und macht eine ditto dem Herrn Bürgermeister und hochlöblichen Magistrat, die quervor im Hintergrunde sitzen. Hierauf dreht ihr euch — sagte der Herr Dekan — erst links zu mir mit einem Knix und dann kehrt ihr euch zuletzt noch einmal rechts mit einem Bückling an die auf dieser Seite aufgestellten Lehrer und Klosterfrauen, dann aber geht ihr langsam auf den Herrn Bürgermeister los, der euch den Preis aushändigen wird. Schließlich macht ihr sämtliche Komplimente in derselben Ordnung noch einmal und dann erst könnt ihr in die Coulissen nach links verschwinden, von wo ihr herausgekommen.

Die Sache war nicht ganz leicht für Kinder, deren

kleine Herzen und Köpfe durch ängstliches Harren und freudige Überraschung schon in Verwirrung gebracht waren. Der Dekan verließ uns nun wieder, nachdem er uns vorher mit väterlicher Freundlichkeit ermahnt, unsere Sachen möglichst gut zu machen und weder uns noch andern auf die Füße zu treten. Er hatte uns nicht so bald den Rücken gekehrt, als wir auf einmal alle miteinander anfingen, die vorgeschriebenen Kratzfüße vorläufig zu probieren, was in der kleinen Stube einen Hauptspektakel abgab und ohne Dazwischentreten des Lehrers mit gänzlicher Anarchie geendigt hätte. Endlich wurden wir hinausgelassen, auf die Bühne geführt und hinter den Coulissen aufgestellt, um des entscheidenden Rufes gewärtig zu sein.

Da die ganze Handlung am Nachmittage vor sich ging, so war das Theater nicht beleuchtet. Deshalb blieb der Kampf zwischen Licht und Finsternis ein sehr zweifelhafter, die Hauptmasse des Saales und der Bühne lag im Helldunkel, und nur hie und da beleuchtete ein durch einzelne Fenster hereindringender Strahl des Tages eine Gruppe deutlich und scharf. Die Bühne stellte eine große Halle vor, bei der die Säulen in viel größerem Überfluß angebracht waren, als dies Palladio jemals für rätlich gehalten. Diese Verschwendung der Architektur machte mir indessen damals einen sehr feierlichen Eindruck, und was folgte, konnte denselben nur erhöhen. Im Parterre sah man Kopf an Kopf, die halbe Stadt saß darin und alle zärtlichen Mütter waren im voraus über die endliche Belohnung des großen Fleißes und der seltenen Gaben ihrer Kleinen gerührt. Meine suchenden Blicke fanden bald auch meine gute Mutter heraus, die mir versprochen hatte, ihrerseits

mich, wenn ich einen Preis kriegte, mit einer Tasche voll saftiger Birnen zu belohnen. Ich konnte nicht umhin, schwermütig zu seufzen, wenn ich bedachte, wie wenig Aussicht ich auf Preis und Birnen hatte. Diese schmerzlichen Betrachtungen wurden jetzt verdrängt durch den Dekan, der vortrat, um die übliche Eröffnungsrede zu halten.

Der gute alte Herr war, wie erwähnt, einer jener Pädagogen, wie sie seit Basedow und Pestalozzi bis auf die neueste Zeit der Kleinkinderschulen sich in allen möglichen Spielarten in unserm lieben Vaterlande zeigten. Wenn wir an großen Generalen und Staatsmännern, allgewaltigen Herrschern und mächtigen Dichtern bisweilen leidlichen Mangel hatten: an großen Schulmeistern hat es uns nie gefehlt! Der vor uns stehende Dekan mußte freilich das Kindererziehen umso besser verstehen, da er ja als katholischer Geistlicher keine eigenen hatte. Auch stand er immer auf der höchsten Höhe der Wissenschaft und war eben in einem Vernichtungskampfe gegen das Buchstabieren begriffen, da er die Entdeckung gemacht zu haben glaubte, daß uns Kindern z. B. der Buchstabe A als „Mundweit-Ton“ oder R als „Zungenvoll-Ton“ viel verständlicher wären, denn als A oder R schlechtweg. Im übrigen war es ein höchst gutmütiger alter Herr, dessen Schuleifer im ganzen sich auch viel mehr der Mädchenerziehung als der unsrigen zuwandte. Die böse Welt behauptete freilich, dies geschehe hauptsächlich der hübschen Klosterfrauen halber, in deren Hände die Erziehung des weiblichen Geschlechts in meiner Vaterstadt gegeben war. Leider habe ich nicht genügende Materialien bei der Hand, um diese schnöde Behauptung gründlich zu widerlegen, umso weniger als der geistliche Herr für sein

Alter recht stattlich und wohlgenährt aussah, und nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit sein volles Bein im schwarzseidenen Strumpf paradieren ließ, während er dem Publikum in geläufiger Rede die Vorteile der neuen Unterrichtsmethode auseinandersetzte. Es war da viel von Aufklärung und Bildung, von Duldung und christlicher Liebe zu hören und wie alle die Tugenden weiter heißen, die fast jeder im Munde und selten im Herzen führt. Mit so viel behaglicher Gutmütigkeit gepaart verfehlte indes die Rede ihren Eindruck selten, wenigstens nicht auf ihn selber, denn er geriet regelmäßig dabei in Rührung und Schluchzen. Sofort verfielen auch alle Mütter im Saale in gleiches thränenreiches Hoch- und Wohlgefühl. Ich kleiner Bube war natürlich auch sehr ergriffen, zum Teil über das, was ich gehört und halb verstanden, noch mehr aber über das, was noch kommen sollte. Denn offenbar war die Rede bald am Ende, der geistliche Herr sprach ja schon davon, daß sein Wirken ein segensreiches gewesen sei, und daß er sich freue, auch diesmal wieder viele der Kleinen als hoffnungsvoll bezeichnen und belohnen zu können. Er setzte sich nun, und die Spannung des Auditoriums stieg aufs Höchste. Der Paukenschläger im Orchester stimmte an seiner Pauke, der Trompeter setzte das Mundstück ein zum Tuschblasen. Mein Herz klopfte wie ein Hammer, denn der verhängnisvolle Augenblick, der über Sein oder Nichtsein entscheiden mußte, war offenbar da.

Der Dekan putzte langsam seine Brille, setzte sie bedächtig wieder auf und nahm ein Papier zur Hand, das eine Namensliste zu enthalten schien, während der Bürgermeister im Hintergrunde von den vor ihm aufgeschichteten

Bücherpreisen den obersten nahm und bereit legte, mir aber der Schweiß auf die Stirne trat, die Angst die Kehle zuschnürte.

Unter allen Schülern der ersten Klasse nun, fing der Dekan mit feierlicher Stimme an, hat durch Talent, schnelle Fortschritte und gutes Betragen, — mir schwanden die Sinne, während er mit erhobener Stimme wiederholte: durch Talent, schnelle Fortschritte und gutes Betragen trotz seiner großen Jugend den ersten Preis verdient: Fritz Pecht. — —

Die Pauken und Trompeten machten einen furchtbaren Spektakel und mehr tot als lebendig stürzte ich vor. Aber wo blieben die schuldigen Komplimente! Großer Gott, die Reihenfolge der Kratzfüße kam in die heilloseste Verwirrung! Das Publikum vergaß ich natürlich ganz in meiner Betäubung, ich stürzte direkt auf den Dekan los, um ihm die Hand zu küssen, was er halb lustig, halb ärgerlich über die Fruchtlosigkeit seines Unterrichts abwies, mir zuflüsternd, doch erst dem Herrn Bürgermeister mein Kompliment zu machen. In der Freude meines Herzens verstand ich nichts als „Kompliment machen", knixte und scharrte nach allen Himmelsgegenden und rannte dann eilig auf den Herrn Bürgermeister los, um den Preis zu holen. Kaum hatte ich denselben in der Hand, so faßte mich auch die Sehnsucht nach meiner Mutter, oder nach den verheißenen Birnen. Anstatt ordentlich hinter den Coulissen zu verschwinden und den Folgenden Platz zu machen, stürzte ich am Souffleurkasten vorbei, in den Händen den hochgeschwungenen Preis haltend, einer kleinen Treppe zu, die zum Orchester hinunter führte, von wo ich den Weg zur Mutter ohne weiteres Be-

denken zu finden gedachte. Die ganze Feierlichkeit und die mich umgebende Masse Menschen, Dekan, Bürgermeister, Klosterfrauen, Lehrer, kurz alles, was mir sonst Furcht und Achtung eingeflößt, vollständig vergessend, schrie ich der geliebten Mama zu, sie möchte einstweilen ihre Birnen herrichten, ich würde gleich bei ihr sein.

Ein schallendes Gelächter des Publikums war natürlich die Folge, während mein Lehrer mich am Kragen ergriff und den Deserteur gewaltsam hinter die Coulissen schleifte, von wo ich dann endlich das Ziel meiner Sehnsucht auf einem weniger auffallenden Wege erreichte.

Damit war meine Schülerlaufbahn ruhmvoll beschlossen für alle Zeiten, denn mein Vater behielt mich jetzt zu Hause, angeblich um mich selber zu unterrichten, wozu es aber bei seiner geringen Ausdauer nie kam. Es war diese vollständige Isolierung vom Umgang mit Altersgenossen auch sonst ein schwerer Fehler, an dessen Folgen ich nachher mein Leben lang zu leiden hatte. Denn die Schule lehrt einem vor allem, auch seinen Platz unter seinesgleichen einzunehmen und zu behaupten. Sie erzieht aus Jungen Männer. Das lernte ich nun nicht und blieb deshalb für mein ganzes Leben fast immer allein, behielt immer Neigung mich abzusondern. — Dafür ließ sich aber der Vater wenigstens meine sittliche Ausbildung sehr angelegen sein, flößte mir Haß gegen jede Unwahrheit, Vaterlandsliebe und Gewissenhaftigkeit ein. Da ich aber in der Schule lesen und, allerdings sehr schlecht, schreiben gelernt hatte, so unterrichtete ich mich jetzt selber, da es mir der Vater an passenden Büchern zu diesem Zweck durchaus nicht fehlen ließ, die ich denn auch mit wahrem Feuereifer verschlang.

So war ich bei meinem guten Gedächtnis bald in der Geographie und Geschichte weit besser bewandert, nicht nur als alle meine Altersgenossen, sondern auch als viel Ältere. Am meisten amüsierte mich indes anfänglich Raffs Naturgeschichte, ob ihrer vielen Tierfabeln, welche die Phantasie so lebhaft beschäftigten. Denn Kinder lieben am meisten das Wunderbare und bei mir beherrschte die Einbildungskraft alle übrigen Fähigkeiten so sehr, daß ich die ganze Welt immer mit ihren Gestalten, aber auch Raffschen Ungeheuern bevölkerte. Die Anfangsgründe des Griechischen lehrte mich dann Professor Dambacher, ein Freund meines Vaters, der mir alle Wochen einmal eine Stunde gab. Für Latein hielt man mir später verschiedene Studenten, die mich wenigstens dazu brachten, Cicero, Cäsar und Cornelius Nepos leidlich zu verstehen. Von dem eigentlichen Werte der Klassiker lernte ich dabei natürlich genau so viel kennen, als die meisten andern; er ward mir über dem beständigen Ringen mit der Form erst viel später klar. Dagegen ward ich redlich mit Übersetzungen ins Lateinische geplagt, ein Unsinn, dessen Abschaffung ich, wie es scheint, nicht mehr erleben soll, so wenig als eine doch so notwendige Schulreform überhaupt. Einstweilen ward ich, nachdem ich bis dahin sehr scharf gesehen, durch das viele Lesen bei schlechtem Licht bald kurzsichtig. In der Schule hatte ich wenigstens die vier Spezies kennen gelernt und mir durch Anregung meines Vaters sogar viel Geschick im Kopfrechnen erworben. Denn nachdem ich durch die Pedanterie der Schule in keiner Weise mehr gelähmt ward, so war meine Wißbegierde eine unbeschränkte und eine Menge Kenntnisse flogen mir zu, ich wußte nicht wie. So unterrichtete mich der Präfekt des

Lyceums, Wiehl, ein behaglicher alter Geistlicher, in der Mathematik, bloß weil ihm mein schnelles Auffassen Vergnügen machte, und ich habe es denn auch bei ihm zu einem oberflächlichen Verständnis der Geometrie und Algebra gebracht, von denen mir später freilich nicht viel geblieben ist. Für Botanik und Physik hospitierte ich später die betreffenden, übrigens herzlich schlechten Kollegien des Lyceums, und so hätte ich denn mit sechzehn Jahren mir allenfalls wohl ein Gymnasial-Absolutorium erwerben können, wenn mir oder meinen Vater irgend daran gelegen gewesen wäre. Läßt sich nun, wie man sieht, das heutige Unterrichtssystem mit seiner ungeheuren Verschwendung von Zeit und Gesundheit sehr leicht ersetzen, so hatte doch meine autodidaktische Bildung jenen vorerwähnten Nachteil, daß ich nie mehr ein Kamerad zu sein lernte und deshalb mein ganzes Leben einsam geblieben bin, mich selten mit anderen richtig zu stellen wußte, weder im geselligen Verkehr, noch in gemeinsamer Arbeit. — Ohnehin führten mich meine Neigungen jetzt auf ganz andere Wege.

Von frühester Kindheit an hatte ich erst aus der Betrachtung der alten Bauwerke unserer Stadt, dann aus den mir bei Dekan Strasser und Wessenberg bekannt gewordenen Kupferstichen nach Raphael und anderen italienischen Meistern eine tiefe Liebe für die bildende Kunst gefaßt. So nährte ich denn meine Kunstliebhaberei besonders bei einem italienischen Bilderkrämer, Del Rio, der im Sommer unter den Arkaden des uns benachbarten Hauses feilhielt, wo Kaiser Friedrich Barbarossa um 1183 seinen Frieden mit den lombardischen Städten geschlossen hatte. Da war die deutsche Kunst durch Nürnberger und Augsburger Bilderbogen ver-

treten, auf welchen der Nördlinger Volz die Schlachten von 1813, 14 und 15 schilderte, alle so schön bunt koloriert, als ob die Soldaten lauter neue Hosen getragen hätten. Sie erfüllten mich früh mit grimmigem Haß gegen Napoleon, der durch die Erzählungen meines Vaters natürlich noch sehr vermehrt ward. Gewahrte ich doch noch überall die Spuren der Kämpfe gegen ihn, besonders so lange, als ich noch eine Wache in unserer Nähe mit aus Frankreich zurückgekehrten Landwehrmännern täglich belegt sah. Um 1819 ward sie durch ein badisches Regiment ersetzt, dessen Offiziere noch alle die Feldzüge mitgemacht hatten. In zwei leeren Klöstern einquartiert, beschäftigten uns kleine Jungen alle Exerzitien natürlich gar lebhaft, und ich ließ mir bald von einzelnen Veteranen die Kämpfe von Waterloo und vom Einzug in Paris mit atemloser Spannung erzählen. Ebenso verschlang ich ein Buch, das den Titel führte: „Züge deutschen Mutes und Hochsinns in den Kriegen gegen Napoleon". Das interessierte mich noch ganz anders als die Abenteuer Alexanders, Cäsars und Hannibals zusammen, deren Bekanntschaft ich doch auch schon gemacht. Es charakterisiert ganz die schlechte Ausnützung des ungeheuren Kapitals von Ruhm, welches uns 1870 gebracht, daß von demselben, so viel ich weiß, gar kein solches Buch für die Jugend existiert. Die Erziehung zur Vaterlandsliebe kann aber gerade bei den Deutschen nicht früh genug anfangen; bei mir wenigstens hielten diese ersten Jugendeindrücke lebenslang vor. —

Die Zeitgeschichte studierte ich dann, wie gesagt, noch bei meinem Bilderkrämer aus den Volzschen Bilderbogen. So empfand ich bald die tiefsten Sympathien für den armen Karl Sand, der den bösen Kotzebue totgestochen, was uns

Volz ebenso ausführlich darstellte, als wie Sand nachher im Gefängnis die Laute spielte und endlich in seinem schwarzen deutschen Rock und ausgeschlagenem Hemdkragen auf dem Schaffot stand, umgeben von einer weinenden Menge, deren Sympathien durchaus ihm gehörten. Dann ward uns 1821 der Tod Napoleons in St. Helena geschildert, dem viele Karikaturen auf den Korsen längst vorausgegangen waren, so daß wir ihn und die Franzosen mit einer Glut haßten, von der man sich heute nur schwer eine Vorstellung macht. Gleich darauf folgten aber die Bilder aus dem griechischen Freiheitskampf, die uns erst recht für die tapferen Hellenen begeisterten, die so kühn die türkische Flotte in Brand steckten. Aber auch Webers Opern, den Freischütz und Euryanthe, schilderte uns der unermüdliche Volz, und ich schwärmte wiedernm nicht wenig für den schönen Adolar. Diese meist sehr schreiend kolorierten Bilder, dann eine große Anzahl von Schweizerlandschaften, in Aquatinta erbärmlich ausgeführt, bildeten die untere Etage des an Schnüren aufgehängten Bilderkrams. Die obere und vornehmere ward ganz von französischen Kupferstichen eingenommen, mit denen Deutschland nicht weniger überschwemmt ward, als durch die Gesinnungslosigkeit deutscher Buchhändler mit elenden Übersetzungen französischer Bücher, wo denn die Deutschen ihre eigene Geschichte erst durch Thiers und Mignet kennen lernten. Die Kupferstiche zeigten uns die französische Kunst, vor allem die kalt antikisierende des Empire. Aber auch die realistische der Restauration, wo ich denn zuerst Vernets Bekanntschaft machte und zu meinem nicht geringen Ärger uns überall durch Napoleon geschlagen sah. Vernets Atelier, wo er selber mit der Zigarre im Mund kaltblütig fechtend

die wütenden Anfälle eines Neulings pariert, während seine Freunde die herumstehenden Bilder bewundern, machte mir den größten Eindruck. Ebenso die römischen Räuberszenen, die alle durch ihr keckes Hineingreifen ins wirkliche Leben und ihre daraus folgende Glaubwürdigkeit in Jazets Aquatintablättern eine ungeheure Verbreitung in der ganzen Welt fanden. Sie machten aber für Frankreich eine höchst wirksame Propaganda, während die Cornelianische Schule in München statt des eigenen nationalen Lebens einstweilen den trojanischen Krieg schilderte. Auch die französische Romantik war reichlich bei unserem Bilderkrämer vertreten, und ich lernte da früh Atala und Chactas, Paul und Virginie, aber auch „Guillaume Tells" kühnen Widerstand gegen Geßler kennen. Unwillkürlich wurde man schon durch den besseren Stich, das so viel feinere Papier dazu gedrängt, die französische Kunst als die höher stehende, vornehmere zu betrachten, neben der die Armseligkeit der deutschen Bilderbogen — und etwas anderes gab es ja noch nicht bei uns — absolut nicht zu leugnen war, deren Erzeugnisse höchstens die Bierstuben, aber nie einen Salon zu verzieren vermochten. Das sollte nun noch vierzig Jahre so fortgehen! Die vollkommene Unnatur, die süßliche Lüsternheit oder das gespreizte Pathos der meisten dieser Bilder aber verdarben unseren Geschmack nicht weniger, als der Chauvinismus der Vernetschen unseren Nationalgeist. Denn der Macht solcher sinnlichen Eindrücke ist viel schwerer zu widerstehen, als dem geschriebenen Wort.

Einstweilen fing ich nun an, die Soldaten, mit denen ich spielte, selber zu zeichnen und dann ausgeschnitten auf Holzklötzchen zu pappen, um ihre Manövrierfähigkeit zu er-

höhen. Nach und nach fertigte ich mir so ein ganzes Regiment, bei dem ich die bestgeratenen immer zu Offizieren avancieren ließ.

Zur Aufstellung meiner Armee fand ich jetzt umsomehr Platz, als mein Vater 1821 um 700 Gulden ein leerstehendes altes adeliges Zunfthaus kaufte, das unten Magazinräume, oben aber einen die ganze Etage einnehmenden prächtig getäfelten gotischen Saal enthielt. Bis die unteren Räume zu einer Wohnung umgebaut waren, bezogen wir ein paar Stuben im Hinterhaus, welches außerdem nur die breite Treppe enthielt, die durch ein prächtig reich in Renaissance geschnitztes Portal in den Saal führte. Dieses reizend zierliche Stück Architektur war wurmstichig geworden, überdies war es wie der ganze Saal samt Decke bereits geweißt; das war für meinen Vater Grund genug, um es bei erster Gelegenheit wegreißen und als Brennholz benützen zu lassen, zu meinem nicht geringen Schmerz. Die zahllosen Fenster hatten die prächtig gemalten Wappen der adeligen Geschlechter enthalten, denen dies „zur Katze" getaufte Zunfthaus gehörte; leider hatte sie schon der Vorgänger meines Vaters herausgenommen und verkauft. Man konnte sich nichts romantischeres und freilich auch nichts wüsteres denken als diese alte „Katze", die uns fortan beherbergen sollte in ihren dicken Quadermauern, mit ihren von Butzenscheibenfenstern matt erleuchteten geheimnisvollen Räumen und dem ungeheuren, drei Etagen hohen Dachstuhl. Solcher Häuser, die man fast umsonst haben konnte, gab es dazumal genug in der ganz menschenleeren, verarmten Stadt, auf deren Gassen so dichtes Gras zwischen den Pflastersteinen hervorwuchs, daß es schon ein mächtiger Fortschritt schien, als vom Bürgermeister ver-

ordnet ward, daß es von den Anwohnern alle Samstag ausgerauft werden müsse.

Die älteren Bürger des erst um 1805 von der österreichischen in die badische Herrschaft übergegangenen Konstanz waren alle noch österreichisch gesinnt und katholisch, die jüngeren wären am liebsten schweizerisch gewesen, da die auf dem linken Rheinufer gelegene und ganz von der Schweiz umgebene, von Deutschland abgeschnittene Stadt mit allen ihren Interessen dahin gravitierte und eigentlich der natürliche Hauptort des Kantons Thurgau gewesen wäre. Nur sehr langsam faßte die neue Herrschaft Fuß, da sie der Stadt zunächst nicht nur keinerlei Vorteile brachte, sondern ihr auch noch das Bistum und die große Klerisei nahm, von der die Bürger zuletzt hauptsächlich gelebt hatten. Denn Handel und Gewerbe, von deren einstiger Blüte der Reichtum an schönen Bauten ein so glänzendes Zeugnis ablegten, waren längst unter dem erstarrenden Hauche des österreichischen politischen und religiösen Druckes erstorben und selbst Kaiser Josef hatte sie nicht wieder zu erwecken vermocht. Die leblose Schreiberherrschaft der badischen Regierung aber vermochte das zunächst ebensowenig, ja sie steigerte gerade nach dem Kriege die Verarmung so sehr, daß 1822 bloß auf der benachbarten Insel Reichenau achtzig Bauern vergantet werden mußten, wie auch in den Dörfern der ganzen Umgegend fast kein Bauer mehr existierte, der nicht ein oder zweimal vergantet worden wäre. Denn dank dem Mangel jedes Zollschutzes ward Deutschland mit englischen, französischen und schweizerischen Waren so überschwemmt, daß die auch noch in eine veraltete Zunftverfassung eingeschnürte eigene Gewerbethätigkeit fast ganz zu Grunde ging unter

diesem einseitigen Freihandelssystem, da Franzosen und Engländer ihrerseits sehr gut durch Zölle geschützt blieben. Das war nun für Deutschland um so schlimmer, als auch die Bodenerzeugnisse gar keinen Absatz fanden, bei dem Mangel aller Kommunikationsmittel. So kostete das Pfund Rindfleisch 6—7 Kreuzer = 18 Pfennige, und das Malter Weizen = 150 Kilo 8—10 Gulden. Der Wein, das Haupterzeugnis der Seegegend, aber ward so wohlfeil, daß man 1828 für den Eimer Fässer einen Eimer Wein eintauschte. Alles das ward erst mit der Errichtung des Zollvereins 1833 langsam besser. Natürlich mußte diese allgemeine Armut das Aufkommen der städtischen Gewerbe gar sehr erschweren, die vor allem Kapital brauchen, was nirgends zu erlangen war bei dem elenden Kreditsystem. Die Verleihung von Privilegien an Einwanderer wie mein Vater, die Steuer- und Konskriptionsfreiheit derselben konnte also wenig helfen, wo die Konsumenten fehlten und unzählige Versuche zu neuen gewerblichen Anlagen, deren ich mich erinnere, gingen darum regelmäßig zu Grunde. So sah ich noch das erste Dampfschiff am Rhein verfaulen, das ein Schweizer Mechaniker, Namens Bodmer, schon 1818 gebaut hatte, das aber nie in Gang kam. Ebenso hatte derselbe schon im großen Saal unserer „Katze" eine Spinnerei eingerichtet, die aber der überlegenen Konkurrenz der Engländer alsbald erlag, da sie keinen Schutz hatte.

Das focht nun freilich mich Knaben wenig an, obwohl ich die Anstrengungen der Eltern, emporzukommen, täglich sah. So hatte mein Vater, als er aus Rußland zurückkehrte, erst eine Samenhandlung, dann noch eine Zichorienfabrik angefangen, die beide aber nicht gedeihen wollten, da mit dem

Anfangen für ihn der Reiz erschöpft war und der Betrieb ihn dann langweilte. Ich aber wanderte derweil beständig zu einem Bildhauer, Namens Sporer, einem talentvollen Manne, der mit Anfertigung von Grabsteinen mühsam sein Fortkommen fand; da sah ich dem Schnitzen von Heiligenfiguren mit solchem Interesse zu, probierte auch selber in Thon zu modellieren, daß mir der Mann oft sagte, ich müsse ein Bildhauer werden. Darob beschloß mein Vater, mir Zeichenunterricht bei Herrn Nikolaus Hug, städtischem Zeichnungslehrer, geben zu lassen, der ursprünglich Stubenmaler und Besitzer einer sehr häßlichen, schielenden Frau, sich mit Unterrichtgeben in den Schulen, mit Radieren kleiner Lokalprospekte, die er selbst in Wasserfarben kolorierte und verkaufte, dann mit Porträtmalen in Öl und Vergolden sich ehrlich, aber unendlich mühsam durchs Leben brachte, als ein echter Malermeister, wie sich deren aus dem vorigen Jahrhundert noch verschiedene durch die Kriegszeiten und ihr Elend durchgehungert hatten. Da saß ich nun mit einigen vornehmen Mädchen in der engen, mit zopfigen Bildern ganz gefüllten gotischen Stube und zeichnete Köpfe und Hände nach lithographierten Vorlagen, ein vielverbreitetes System, das, zur Bequemlichkeit der Lehrer aussonnen, den Schüler aber auch gar nicht fördert, sondern weit eher verdummt. — Ich kann mich denn auch nicht erinnern, bei Herrn Hug irgend etwas gelernt, umsomehr aber zum Fenster hinausgeschaut zu haben. Weit nachhaltiger interessierte mich, einmal in der „Katze" eingebürgert, die Wirksamkeit eines anderen neben uns wohnenden alten Künstlers, des Herrn Wendelin Moosbrugger, dessen Frau nicht schielte, sondern nur hinkte. Er selber, ehemaliger Zögling der Mannheimer

Akademie und selber noch ganz Zopf, reiste das ganze Jahr auf den Edelhöfen Oberschwabens herum, um Porträt zu malen. In seiner Jugend hatte er sie sehr hübsch gefertigt, während sie ihm jetzt allmählich etwas ziegelfarbig gerieten. Mit seinen vier Söhnen aber, von denen einer Architekt, zwei andere Maler waren, wurde ich bald bekannt und bekam dadurch Eingang in das zu ebener Erde liegende Atelier voll Bilder. Dort zeigte mir der Alte mit Stolz die Studien, die sein Sohn Fritz, ein sehr begabter junger Mann, in der Langerschen Schule in München nach der Antike gezeichnet hatte. Zeitgenosse und Freund der Riedel, Winterhalter, Lindau, ging er bald zur Sittenbildmalerei über und stellte um 1824 den Münchener Bockkeller mit soviel Talent dar, daß mich dies erste Bild aus dem wirklichen Leben, das ich je gesehen, wahrhaft entzückte. Ebenso waren seine in der Art der Holländer gemalten Porträts weit besser behandelt, als sie später die Cornelianische Schule je zuwege gebracht. Seine und anderer junger Künstler Erzählungen von München machten mich so vertraut mit demselben, als wäre ich schon dort gewesen, da ich jetzt auch das Schornsche Kunstblatt regelmäßig zu lesen anfing. Solch ein junger Maler mit glühenden Augen, langen Haaren, einer schlanken Figur, engem schwarzem Samtrock und ungeheuer weiten Hosen, das schien nicht nur mir eine unendlich poetische Erscheinung, sondern noch viel mehr den Mädchen, unter denen dieser Don Juan denn auch viel Unglück angerichtet hat. Besonders imponierte mir und den Mädchen, daß er in den Zwischenpausen seiner Malerei, d. h. alle zehn Minuten, auf zwei Pauken, die er neben der Staffelei stehen hatte, einen Wirbel schlug, oder in den Hausgarten hinabstieg und

mit einem großen Reitersäbel auf die Latten eines Gartenzaunes sehr tapfer einhieb. Er ging bald nach Italien und kam nach zwei Jahren sehr viel weniger geschickt aus den Händen der Italienerinnen zurück, als er hingewandert. Später versuchte er sein Glück in Rußland, wo er 1831 an der Cholera starb.

Ganz anders als dieser talentvolle, aber nach damaliger Sitte affektiert geniale, in Wahrheit ziemlich rohe junge Künstler mutete dagegen die berühmte Malerin Marie Ellenrieder an, die ich zu Anfang der zwanziger Jahre ebenfalls kennen lernte. Sie kam damals gerade von München zurück, wo sie ebenfalls bei den Langers studiert hatte, und malte nun drei Altarbilder im eklektischen Geschmacke ihrer Lehrer, nur viel seelenvoller. Das waren die ersten Kunstwerke, die ich ausgestellt sah in unserem Rathaus, wo sie dem Achtjährigen einen tiefen Eindruck machten.

Das schlanke, schöne Mädchen selber mit den großen, dunklen, schwärmerischen Augen und dem feinen, blassen Teint erschien mir daneben selber wie eine Heilige, und fesselte umso tiefer, als sie, einfach und natürlich, die Genialität nicht affektierte, sondern wirklich besaß und deren Eindruck durch die Reinheit und Jungfräulichkeit ihrer Erscheinung noch mächtig vermehrte. Sie ging bald darauf nach Rom und schloß sich dort mit Begeisterung an Overbeck an, dessen Richtung ihrem Wesen ja ganz entsprach. Um 1824 kam sie dann mit jener berühmten Madonna zurück, die mit dem kleinen Heiland an der Hand aus dem Himmel heraustritt. Lebensgroß ausgeführt gleicht das Bild ganz Overbeck, ist nur viel besser gemalt. Sie blieb

nun eine Reihe von Jahren abwechselnd in Konstanz und Karlsruhe, wo sie die katholische Kirche mit einer Steinigung des hl. Stephanus zierte, einem figurenreichen Bilde, das heute noch einen edlen Eindruck hinterläßt. Mich förderte die liebenswürdige Künstlerin dadurch, daß sie mir Studien zum Kopieren überließ, wie mir denn ein Besuch in ihrer Werkstatt allemal den Eindruck machte, als käme ich in eine höhere ideale Welt. — Durch solchen frühzeitigen Verkehr und meine große Liebe für alle bildende Kunst kam ich nach und nach unvermerkt dazu, meine Empfänglichkeit für Talent zu nehmen, und andere thaten das bei dem lebhaften und lustigen Jungen wohl auch, obwohl dessen wirkliche Begabung nach einer ganz anderen Seite hin lag. Denn das erste Zeichen echten Talents, die Fähigkeit scharf zu beobachten und der Trieb, das Geschaute mit wenigen charakteristischen Zügen zu skizzieren, gerade die fehlten mir ganz! Trotz meiner Kunstliebe hegte ich denn auch durchaus nicht den Wunsch, gerade Künstler zu werden, sondern hatte eigentlich zu allem Lust, was schon ein sehr gefährliches Zeichen ist. Aber der Zufall drängte mich immer wieder auf die so verführerische Seite der Kunst hin.

So hatte mein Vater, sobald er sich in unserem neuen Hause halbwegs eingerichtet, die lange eingeschlafene Steindruckerei wieder in Gang gesetzt und es gelang ihm jetzt, die Lieferung der sämtlichen Drucksachen für den ganzen Kreis von der Regierung übertragen zu erhalten, was eigentlich so viel als ein sicheres Brot war. Es wurden also jetzt ein Lithograph und mehrere Drucker angestellt, wobei denn ich mich alsbald erst als Lehrling, dann bald als Faktor sehr brauchbar erwies, da ich ebenso pedantisch ordentlich und

pünktlich war, als mein Vater talentvoll, aber nachlässig und unordentlich. Da ich nun alle die kleinen Geschäfte des Expedierens, Aufschreibens rc., die ihm sehr zuwider waren, mit großer Genauigkeit besorgte, so richtete sich das Geschäft ziemlich rasch ein und ward nach und nach so einträglich, daß wir in bessere Verhältnisse kamen. Ich selber fing zugleich an auf Stein zu schreiben und machte meine Sachen bald, wenn nicht gut, doch immerhin brauchbar, so daß der Vater den Lithographen ersparen konnte. Darob, daß ein zwölfjähriger Junge das ganze Geschäft leitete, entstund nun in der Stadt große Verwunderung und ich galt von da an erst recht als Wunderkind, während das doch sicherlich weit eher ein Beweis für gut bürgerliche Fähigkeiten als für Talent war. — Besonders imponierte den Leuten, daß ich mir jene wissenschaftliche Bildung nebenher erwarb, zu der ihre Söhne in den Schulen so viel Zeit brauchten. Denn jetzt lernte ich auch noch französisch und englisch, schlecht genug, aber immerhin besser als im Gymnasium.

Doch ich bin in der Entwicklung unserer Geschichte in so ferne etwas voraus geeilt, als ich die mich zur Kunst hindrängenden Momente nebeneinander aufgereiht habe. In der Wirklichkeit lag natürlich mancherlei dazwischen. So gewöhnte mich mein Vater, der ein sehr guter Fußgänger war, früh auch daran und ich habe denn auch als fünfjähriger Junge mit ihm schon große Wege zurückgelegt. Denn unermüdlich war er in Ausflügen nach allen Seiten, da er überall in der Schweiz alte Freunde sitzen hatte, die den geistvollen Mann mit Freuden sahen. Ich aber ward zur Weinlese und dergleichen besonders eingeladen von den

Verwandten in der Schweiz. So ging ich denn auch allein oft die drei Meilen nach Frauenfeld zum Onkel Fritz oder nach Wellhausen zum Onkel Gabriel, half ihm Brot backen oder zog im Herbst mit den Hirtenjungen auf die Weide. Dort stahlen wir regelmäßig auf irgend welchen Äckern in der Nähe Kartoffeln und brieten sie an einem Feuer aus zusammengelesenen Zweigen. Da schmeckten sie dann köstlich im Morgennebel. Bei solchen Besuchen nahm ich unwillkürlich viel von dem republikanischen Unabhängigkeitssinn der Schweizer in mir auf, der alles der eigenen Arbeit verdanken, nichts erbetteln und nichts von der Staatskrippe wissen mag, nach der in Deutschland so viele schielen und im Trachten nach Herrendienst Freiheit und Bürgerstolz darüber einbüßen.

Diesen republikanischen Stolz hat, in der protestantischen Schweiz wenigstens, selbst der Ärmste, weshalb man denn auch dort nie angebettelt wird. — Vollbewußt traf ich nun diese Gesinnung besonders ausgebildet bei einem Freunde meines Vaters, dem Antisthes und Stadtpfarrer Steinmüller in Rheineck, einem wunderbar reizend gelegenen uralten Städtchen, eine Stunde oberhalb des Einflusses des Rheins in den Bodensee. Der Herr Antisthes nahm als großer Jugendfreund vielen Anteil an meinem autodidaktischen Streben nach Bildung und lud mich neunjährigen Jungen also ein, einige Wochen bei ihm zuzubringen. Er hatte einen um drei Jahre älteren nicht unbegabten Sohn, der aber von seiner in ihn vernarrten Mutter nach Kräften verzogen, und, um ihn der Strenge seines Vaters zu entziehen, zum Lügen und allerhand Verstellung bereits abgerichtet war, von denen ich in meiner Arglosigkeit gar keine Vorstellung

hatte. Wir schweiften nun in der herrlichen Gegend herum, und der Vater, voll durchdringenden praktischen Geistes, fragte uns dann aus, was oder wie wir gesehen und verstund vortrefflich, uns auf diese Weise zu unterrichten. Ein ausgezeichneter Kanzelredner und warmer Patriot, genoß er großen Ansehens und verdiente es auch durch die Lauterkeit seines Willens und den Reichtum seines Geistes. Unermüdlich am Gemeinwohl zu arbeiten gelang ihm wohl, aber doch nicht, seinen Sohn zu einem tüchtigen Mann zu erziehen. Denn da verhinderte die schwache Mutter seine Anstrengungen, weil sie alles Mißliche dem Vater verbarg, der die sonst herzensgute Frau zärtlich liebte. Mir aber machte der edle Mann den tiefsten Eindruck, da ich hier zuerst kennen lernte, was Bürgertugend in einem freien Gemeinwesen zu bedeuten habe, wo jeder einzelne sich für das Wohl des Ganzen verantwortlich weiß und der ärmste Knecht sich als souverän, als gleichberechtigtes Glied seiner Nation fühlt.

Davon wußte nun auch mein neuer Freund Rudolf, der Pfarrerssohn, gerade genug, um sich voll Stolz als freier Schweizer zu fühlen, was auch sonst seine Fehler sein mochten. Denn diesen Jungen ward schon von frühester Jugend an die ruhmreiche Geschichte ihres Vaterlandes eingeprägt, während man in unseren Gymnasien den Schülern nur immer von den Heldenthaten der Griechen und Römer vorspricht und sie mit aller Macht darauf hinleitet, dorthin ihre ideale Welt zu verlegen, statt in die eigene Heimat, wie die Schweizer. So zeigte mir denn Rudolf gleich das hoch über uns sich auf dem Berg hinziehende Dorf Wolfhalden, wo einst die Appenzeller die im Hohlweg hinauf-

ziehende österreichische Ritterschaft überfallen und geschlagen hätten, wie an dem einige Stunden oberhalb von Rheineck liegenden Stoß oder an dem über St. Gallen sich erhebenden Vögelisegg, und daß sie so in blutigen Kämpfen die Freiheit ihres Hochlandes gerettet hätten. Daß das schon ein halbes Jahrtausend her war, verschlug ja gar nichts, da die Erinnerung daran und der Stolz darauf so lebendig geblieben. Die Liebe zu dieser schönen Heimat war aber um so lebhafter, als dieselbe auch gerade in diesem zwischen dem hier ziemlich steil abfallenden Appenzeller Hochland und dem Rhein hineingebetteten, aus einer einzigen längs des Stromes sich hinziehenden Straße bestehenden, wunderbar malerischen Städtchen so ganz besonders reizvoll war. Die Häuser dieser Straße hatten alle unten Arkaden, in denen sich der Verkehr, wie in fast allen alten Städten, von Nürnberg bis Bologna bewegte und wie man sie in Bern, Stein a. R., Schaffhausen u. a. noch heute trifft, wie sie aber auch in Zürich, Luzern, St. Gallen wenigstens noch teilweise zu sehen sind. Unser Pfarrhof nun, der einerseits das die Straße abschließende Thor bildete, an der rechten Seite aber sich an den Berg und rückwärts an die Kirche anlehnte, war vollends ein Ideal von malerischem Reiz in seiner eigensinnigen, aber unendlich gemütvollen Winkelei. Überm Thor im ersten Stock hatte der Pfarrer seine große Sammlung von ausgestopften Vögeln und Säugetieren des Landes aufgestellt, die, ein weites Gemach unheimlich füllend, meine Phantasie besonders beschäftigten; nebenan war dann seine Studierstube, hinter welcher man über eine enge Treppe erst in das zweite, die urgemütlich ganz mit Holz getäfelten Wohnzimmer enthaltende Geschoß emporstieg, von

dessen niedrigen Fenstern aus man dann der reizendsten Aussicht auf die höchst malerische Vorstadt, den rechts ansteigenden Weinberg und die hinter beiden hoch emporragenden Wälder, Dörfer und Schlösser des Appenzeller Hochlandes genoß. Nach links sah man dann noch ein Stückchen vom Rhein, der hier eine große Wendung macht, die dem Orte den Namen gegeben, und dahinter die Berge des Vorarlberger Ländchens. Der eigenartigste Reiz dieser ganzen Gegend besteht aber in der ungeheuren Menge von Obstbäumen, mit denen sie bepflanzt ist, so daß man eigentlich immer in einem Wald zu gehen glaubt, aus dem die Kirchen und Schlösser, Wohnhäuser und Fabrikgebäude nur wie zur Belebung auftauchen. Denn die ganze, in ihrer Übervölkerung einem einzigen unermeßlichen Dorf gleichende Landschaft ist ein Hauptsitz der Schweizer Weißwaren- und Stickerei-Industrie und fast vor jedem Hause sah man Frauen und Mädchen an ihren Stickrahmen sitzen. Am meisten zog aber uns Knaben die Rheinseite des Städtchens an, wo wir beständig Dutzende von Flössen bereits gelandet oder von oben herab durch die reißende Flut getragen ankommen sahen. Das sprühte alles von Leben, um so mehr, als auch die Wirtshäuser fast alle nach dieser Rheinstraße hinaus lagen, während gegenüber auf der österreichischen Seite nur ein Mauthaus zu sehen war, sonst alles wie eingeschlafen erschien. Da gab es nun unaufhörlich zu sehen oder herumzuschweifen, bis mich nach sechs glückseligen Wochen mein Vater abholte, um mit mir nach St. Gallen, dem Hauptorte des Kantons, zu gehen, wo dann die außerordentliche gewerbliche Thätigkeit dieses Mittelpunktes der schweizerischen Industrie den Knaben noch mehr frappierte. Denn für alle

Arten von thätigem Leben und Rührigkeit sind Kinder noch viel empfänglicher als die Erwachsenen. Hier sah ich auch das weltbekannte Kloster, das damals noch nicht aufgehoben war, und die noch berühmtere Bibliothek mit ihrer Handschrift des Nibelungenliedes. Weit mehr als dieses fesselte mich aber die im Zopfstil erbaute Kirche, weil deren Decke ganz mit Fresken bedeckt war. Am anderen Tage kamen wir dann nach Herisau, dem Hauptorte von Appenzell-Außerrhoden, einem reichen Flecken, der damals schon 10 000 Einwohner zählte und nicht weniger thätig und gewerbsam erschien als St. Gallen. Beide Orte glänzten außerdem von Sauberkeit, während man bei uns noch immer so viel erblindete Fenster, Schmutz und Faulheit sah. — Auch auf dem Heimweg am andern Tag erfreute mich das überall wie ein Garten blühende, dichtbevölkerte Land, das so viel thätiger und wohlhabender aussah, als unsere schwäbische Seite des Bodensees, wo alles im Absterben schien und die Städte alle nur von längst vergangenem Wohlstand zeugten. Hier sah man aber ganz genau, wie diese Leute alles ihrer ungehemmten Thätigkeit und ihrem rastlosen Fleiß verdankten, jeder nur der eigenen Kraft vertraute, was sich dem Knaben so tief eingrub, daß er sich zuschwor, dies künftig auch so zu machen und diesem Vorsatz auch unverbrüchlich treu blieb sein Leben lang.

Von alle dem war in unserm guten Konstanz gar keine Spur zu finden. Diese Bevölkerung, die man noch eben verkauft und vertauscht hatte wie das Vieh, war durch dreihundertjährige Mißhandlung des Staates wie der Kirche um jedes Staatsgefühl gekommen, — von Nationalgeist und Vaterlandsliebe war keine Spur mehr vorhanden, selbst jede

Erinnerung an ihre einstigen Heldenthaten, da Konstanz noch protestantisch und freie Reichsstadt war, schien abhanden gekommen. Nur die an die schwedische Belagerung von 1633 war noch sehr lebendig, aber selbst da war es in unserer Vorstellung nicht mehr die Tapferkeit der Bürger, welche die Stadt gerettet, sondern die Mutter Gottes, welche die schwedischen Kugeln in ihrem Mantel aufgefangen hatte! Man erwartete also auch in Zukunft alles von den Heiligen und that einstweilen selber nichts. Es waren die liberalen katholischen Geistlichen, wie Strasser und Wessenberg, welche uns Knaben zuerst wieder mit unserer älteren Geschichte und also auch mit den damaligen Freiheitskämpfen bekannt machten. — Die von 1813—15 konnten wohl mich begeistern, aber auf eine Bevölkerung noch wenig Eindruck machen, die wie ganz Süddeutschland bis zur Leipziger Schlacht noch auf der Seite der Franzosen gestanden war und Staaten angehörte, die erst durch Napoleons arglistige Politik groß geworden und durch ihren wenn auch erzwungenen Vaterlandsverrat. Nur der grenzenlose Übermut der Franzosen hatte dafür gesorgt, daß man sich zuletzt lieber gegen als für sie schlug.

War nun diese benachbarte Schweiz fast ebenso arm gewesen als wir, so hob sie sich doch bei wiederhergestelltem Frieden dank ihrer Gewohnheit, nur von sich selbst Hilfe zu erwarten, wie ihrem Bürger- und Nationalstolz sehr rasch, während bei uns zufolge des vollkommenen Mangels an beiden und dem trägen, bureaukratischen Bevormundungssystem noch jahrzehntlang kaum irgendwelche Hebung zu merken war. Etwas für die Stadt zu thun fiel gerade der Regierung am allerwenigsten ein, ja, selbst jedem Versuch,

dies aus eigener Kraft zu bewerkstelligen, ward mit Mißtrauen begegnet. Überdies war in all diesen ehemals vorderösterreichischen Landen der von Baden übernommene Beamtenstand auch noch vielfach bestechlich, immer aber wenigstens gar sehr bequem. Letzteres ist er bis heute geblieben, und man kann — Preußen und Sachsen, sowie Württemberg, also die vorzugsweise protestantischen Länder ausgenommen — gar oft im Zweifel sein, ob denn eigentlich die Beamten für den Staat, oder nicht vielmehr der Staat für die Beamten da sei? — So kann ich mich aus jener Zeit nicht eines einzigen badischen Administrators erinnern, an dessen Name sich irgend eine wohlthätige Reform knüpfte, während die von ihren Mitbürgern frei gewählten und elend bezahlten schweizerischen Beamten unermüdlich in Förderung gemeinnütziger Einrichtungen waren.

Gerade in diesen ersten zwanziger Jahren sollte ich nun auch den kleinen Rest unserer einstigen Bedränger, die Napoleoniden, kennen lernen. Denn die Königin Hortensia kaufte, von Augsburg kommend, das Schloß Arenenberg in unserer Nähe, wo sie des schweizerischen Schutzes genoß, und kam dann mit ihren beiden Knaben viel nach Konstanz. Ihr Bruder, Herzog Eugen von Leuchtenberg, aber ließ sich gleichzeitig in ihrer Nähe eine Villa bauen, wo er nun auch im Sommer wohnte, und ich habe den schönen Mann oft durch die Stadt fahren sehen. Das zog nun bald eine Menge Glieder der imperialistischen Partei her in die Schlösser und Pensionen der Umgegend, welche alle die freie Schweiz als Asyl zum beständigen Konspirieren mißbrauchten, wozu die schwankenden Zustände in Frankreich umsomehr einluden, als die liberale Opposition dort auch noch die Thorheit be-

ging, beständig den napoleonischen Kriegsruhm gegen die Bourbons auszuspielen, und so den französischen Chauvinismus unsinnig hinaufzuschrauben. Den kecken Abenteurercharakter behielten die Napoleoniden durchaus, wobei die geistvolle Hortensia nach und nach gar viele französische Berühmtheiten zu Besuchen anzulocken verstund und wir so nacheinander Chateaubriand, den krausköpfigen Halbmohren Alexander Dumas, die schöne Frau v. Recamier u. a. zu sehen bekamen. Ich aber hatte dazu umsomehr Gelegenheit, als der ehemalige Associé meines Vaters in Rußland, mein Pathe Lieb, sich bald auch ein Schloß dort bei Ermatingen kaufte, wo ich nun als Gespiele von dessen Kindern oft hinkam. Er besaß es indessen nur einige Jahre und starb schon 1828. Da fuhr ich nun mit meinem Vater an einem Wintertage hinaus, um den schwerkranken Mann noch einmal zu besuchen. Wir trafen ihn aber schon im letzten Todeskampf, röchelnd auf seinem Bette liegend. Es war der erste Sterbende, den ich sah, und machte mir einen um so tieferen Eindruck, als die winterliche Erstarrung in der sonst so lachenden Natur den düsteren Eindruck der Szene noch mächtig verstärkte. — Das drängte mich nun, heimgekehrt, diese ganze erschütternde Begebenheit zu schildern. Wäre ich von der Natur zum Maler bestimmt gewesen, so würde ich sie doch ohne Zweifel zu skizzieren versucht haben; das fiel mir aber gar nicht ein, sondern ich setzte mich hin und beschrieb sie ganz dramatisch-novellistisch mit allen Einzelheiten und wie ich glaube gar nicht schlecht. Daß das für meine eigentliche Veranlagung sehr bezeichnend war, ist mir indes erst im Alter eingefallen, nachdem ich schon längst Schriftsteller geworden.

Während man nun auf dem Arenenberg fortwährend Frankreich zu revolutionieren hoffte, zeigte sich bei uns allmählich auch einige politische Bewegung. Das Großherzogtum Baden hatte 1819 eine landständische Verfassung bekommen, und da ging nun sofort der meist von liberalen Beamten und Advokaten geführte Kampf gegen die sehr unbeliebte Regierung des damaligen Großherzogs Ludwig los. Was mir heute in der Erinnerung an den damaligen Zustand am meisten auffällt, ist der vollkommene Mangel an Staatsgefühl, den der Verfall des deutschen Reiches und die napoleonische Herrschaft bei all diesen Menschen, gleichviel ob gebildet oder ungebildet, hervorgebracht. Der Staat war ihnen nicht etwas, an das sie auch ein Recht hatten, sondern bloß eine Maschine, die ihnen so viel Geld abnahm, als sich herauspressen ließ, und deren Thätigkeit sie sich daher auf jede Weise entzogen. Von einer Freude an dieser Schreiberwirtschaft, die nur zu nehmen, nie zu geben verstund, konnte ja gar keine Rede sein, sie war der allgemeine Feind, nicht der Beschützer und Förderer. Wenn irgend eine Änderung wohlthätig war in Deutschland, so ist es die, daß durch die Errichtung des deutschen Reiches der Nation endlich wieder die Möglichkeit verschafft ist, stolz auf ihren Staat und eifersüchtig auf sein Wohl zu sein, jedem Einzelnen das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für diese neue glänzende Schöpfung zu geben. Daß der Vaterlandsstolz dem Leben des einzelnen erst den rechten Halt durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit einem großen Ganzen gebe, ihn erst zum Mitbesitzer eines ungeheuren Kapitals in Gestalt seines Ruhmes und der Arbeit all seiner großen Männer mache, das konnten wir in der Schweiz alle Tage sehen,

wo Tell und Winkelried nach einem halben Jahrtausend noch in aller Herzen lebten, während das aus zehnerlei Fetzen zusammengeflickte Baden, dessen Bevölkerung durch kein Band gemeinsamer Erinnerung und Abstammung zusammengehalten war, seinen Bürgern freilich kein solches Gefühl geben konnte. Diese völlige Verkommenheit und stumpfe Gleichgültigkeit in staatlicher Beziehung lastete noch Jahrzehnte lang auf unserer Bevölkerung und gab ihr, wie allen Kleinstaatlern, einen die Verachtung herausfordernden lumpigen Zug bei aller persönlicher Achtbarkeit. — Ja, dieses lumpige Wesen war der Fluch der Deutschen bis zum Jahr 1870, und daß er endlich von uns genommen wurde, war noch ganz anderer Anstrengungen wert. Denn die Ehrlosigkeit erträgt eine Nation auf die Länge noch weniger als die einzelnen Individuen. — Entsprechend der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der ganzen staatlichen Verhältnisse jener Zeit trug denn auch der sich allmählich immer lebhafter entspinnende politische Kampf um freiere Staatsformen in solch einem kleinen Städtchen ein mehr lächerliches als erbauliches Gepräge. Mein Vater und sein Freund, der schon erwähnte Staatsrat v. Itner, waren neben Frhr. v. Wessenberg damals vielleicht die einzigen Männer, die einen weiteren Horizont, etwas freiere Weltbildung besaßen. Eben dadurch aber war mein Vater vollkommen unfähig, sich einer der verschiedenen Parteien anzuschließen, da eine deutschnationale ja noch gar nicht existierte. Die liberale aber, die sich unter dem Einfluße des halbfranzösischen Rotteck, dann Welckers und und anderer Professoren bildete, war durchaus ungesund, da sie beständig Frankreich und die dortigen Oppositionsparteien nachäffte und von einer Parlamentsherrschaft

träumte, die sich noch überall unausführbar erwiesen hat, wo ihr die Voraussetzungen fehlten, aus denen sie in England allmählich erwachsen ist. Von organischer Entwicklung hatte aber ja kein Mensch einen Begriff, nicht im Staatsleben, nicht in Kunst und Wissenschaft, die revolutionären Anschauungen Rousseaus beherrschten noch die ganze Zeit.

Die eben aufkommende Romantik aber lernte ich erst durch die jungen Künstler, die sich, wie Moosbrugger, von München her zu uns verirrten und durch die Studenten kennen. Ihre Kraftmeierei und Turnerei hatten leider auch etwas durchaus Ungesundes, vor allem trug sie einen sektenartigen Charakter, beförderte noch den unserer Nation ohnehin im Blute steckenden Kastengeist, der ja seinen Hauptsitz auf unsern viel gepriesenen Universitäten hat. Als isolierte Erscheinung ist das aber widerwärtig, obwohl ich überzeugt bin, daß unsere heutige Gesellschaft nicht eher zu natürlichen Verhältnissen kommen wird, als bis sie wieder nach Ständen gegliedert und die mechanische, aller Natur widersprechende Gleichheitstheorie beseitigt sein wird. — Die Kasteneinteilung ist ja die älteste und dauerhafteste Verfassung, welche die Welt kennt!

Um diese Zeit, 1825, machte ich zum Fronleichnamsfeste eine Fußreise nach Freiburg i. B. mit unserem dort gebürtigen Lithographen, von der mir außer dem lustigen Treiben der Studentenschaft dort vor allem die Erinnerung an den herrlichen Münster geblieben ist. Daß aber die Eindrücke großer Bauwerke die mächtigsten sind, welche die Kunst überhaupt zu geben vermag, das habe ich damals zuerst, wie später vor St. Marko, der Peterskirche, dem Straßburger Münster oder dem Dom von Orvieto erfahren.

Eine solche Kirche ist und bleibt der ideale Mittelpunkt der ganzen Gemeinde, ihr Stolz für Jahrhunderte, wie es die Arbeit von Jahrhunderten brauchte, um sie zu errichten. Gerade auf das Volk wirken solche erhabene Bauwerke am meisten; so hatte mir mein Reisegefährte schon lange vorher von ihrem Münster erzählt, jetzt fand ich das alles bestätigt und fühlte deutlich, wie ein solcher Bau die ganze Bürgerschaft adelt, die ihn unter so großen Opfern errichtet. Jetzt weiß ich auch, daß das deutsche Reich, für das wir alle gekämpft und gelitten, ein ebensolcher Bau ist, der fünfzig Millionen beschirmt, deren größter Stolz er sein, an dem jeder weiter bauen sollte, um ihn noch schöner und stolzer zu machen.

Wir brauchten freilich drei Tage, um den Weg zu machen, den man jetzt in vier Stunden zurücklegt, dafür entzückte mich aber erst der Rheinfall bei Schaffhausen, dann der einsame Titisee und zuletzt das herrliche Höllenthal, so daß ich es heute noch zeichnen könnte, obwohl ich es nie wieder gesehen. Um Land und Leute kennen zu lernen, muß man eben durchaus zu Fuß reisen!

Zurückgekehrt sah ich mich bald überall wieder auf die Kunst hingewisen. So ward kurz darauf durch den Baron Cotta das erste Dampfschiff auf dem Bodensee in Gang gesetzt, und ich lernte nun erst dessen schöne Ufer kennen mit ihren unzähligen historischen Erinnerungen. Da fing ich denn bald an, nach der Natur zu zeichnen, und ging zu diesem Zwecke alle Sonntage Morgen mit dem Skizzenbuch in die reizende und damals noch so einsame Umgebung. Dort auf den Höhen, wenn die Glocken aus der Stadt zu mir herauftönten, habe ich in der Einsamkeit des Waldes

die schönsten Stunden gefeiert, bin schwärmersch andächtig gewesen. Bald versuchte ich mich auch in Porträten und besonders in allerhand Ornamentik, wie sie in unserer langsam aufblühenden Lithographie für Vignetten, Einrahmungen und Verzierungen aller Art beständig gebraucht ward, während sie doch kein Mensch herzustellen verstund. Denn an Vorlagen und Muster war der größte Mangel, und die Motive zu benutzen, welche uns der Dom und andere Kirchen in Hülle und Fülle boten, das fiel uns nicht ein. Glücklicherweise verirrten sich immer wieder einzelne Künstler her, die mir Anregung gaben. So lebte ganz für sich abgeschlossen der schweizerische Maler J. J. Biedermann, ein Landschafter aus der Schule der Aberly und Bleuler einige Jahre in unserer Stadt, wo ihn v. Wessenberg beschäftigte. Hölzerner Pedant durch und durch, verstund er doch sich das Ansehen eines großen Künstlers zu geben. Dann kam ein ewig durstiger, ehemaliger Offizier, Bergmann, der ein lithographisches Werk „Die badischen Merkwürdigkeiten" herausgab, in dem er, für jene Zeit gar nicht schlecht, die bedeutendsten Denkmäler der Baukunst und Bildnerei wiedergab, die sich in unserer Gegend so überreich fanden. Es ging aus Mangel an Teilnahme schon nach den ersten sechs Heften ein, wie ich denn heute noch nicht begreife, wovon die vielen Künstler aller Art lebten, die sich teils aus der Zopfzeit in die damalige hinüber gehungert hatten, teils immer neu zu uns verliefen, wo ihrer doch nur Not und Elend harrte. So ein anderer Offizier aus den Freiheitskriegen, v. Kraneck, der erst einige Jahre bei uns lebte, dann zuletzt als Zeichenlehrer in Chur angestellt ward. Am besten ging es noch den Porträtmalern wie Moosbrugger,

der es dank seiner Anspruchslosigkeit allein zu einer Art von Wohlstand brachte, während fast alle anderen verkamen. Deshalb leben sie auch alle in meiner Erinnerung als leichtsinnige Lumpe oder finstere Hypochonder fort, — ein Drittes war eben nicht möglich. — Nur die von Haus aus vermögliche Ellenrieder genoß einer harmonisch-heiteren, durch das künstlerische Schaffen still-beglückten idealen Existenz.

Fast noch dürftiger als mit den künstlerischen war es mit den litterarischen Genüssen bei uns bestellt. Um 1820 hatte sich der erste Buchhändler, ein Herr Wallis, bei uns niedergelassen, der hauptsächlich von einer Leihbibliothek leben mußte und, bei seinen verschiedenen Verlagsunternehmungen regelmäßig Fiasko machend, nur durch die vielgelesenen Wessenbergschen Schriften eine Zeit lang über Wasser gehalten ward. Außer ihm gab es dann noch drei Buchdruckereien in der Stadt, deren erste von einem der „Wanderer am Bodensee" getauften Kalender, die zweite vom Druck der dreimal wöchentlich im kleinsten Format erscheinenden „Konstanzer Zeitung" lebte, eines Blättchens, das sein Redakteur, ein alter Gymnasial-Professor, regelmäßig aus dem Material, welches ihm die hochangesehene „Allgemeine Zeitung" bot, zusammenstellte. Das that er aber, um selbst ihr Abonnement zu sparen, zu meinem nicht geringen Ärger im „Museum", wo ich selber vom zwölften Jahre an meiner Bildung größeren Teil aus ihr, in beständiger Konkurrenz mit ihm, bezog, nicht ahnend, daß ich dereinst einer ihrer eifrigsten und dauerhaftesten Mitarbeiter sein würde. — Das Lesen ward jetzt allmählich zu einer Art von Wut bei mir, besonders als ich hinter

Schiller und Goethe kam, dessen Faust ich bei der ersten Begegnung gleich fünfmal in einer Woche las. — Da ich aber am Tage zwölf Stunden im Geschäft zubrachte, so mußte ich dafür die halbe Nacht verwenden, wußte ihn dann aber auch auswendig. Übrigens halte ich dies frühe Lesen von poetischen Schöpfungen für durchaus nachteilig, weil es an eine vorherrschende Phantasie-Thätigkeit gewöhnt, so daß man ganz verlernt die Augen aufzumachen und die Welt der Erscheinungen zu beobachten. Aus der ziemlich gut bestellten Bibliothek des Lyceums las ich als Gegengewicht auch fast alle geschichtlichen Werke der Alten, wie die besseren neuen. Allerdings ohne eigentlichen Nutzen, da mir das Verdauungsvermögen für diese geistige Nahrung ja noch ganz fehlte, so daß ich bloß die Thatsachen im Kopf behielt. Verständlich und darum weitaus am interessantesten war mir bloß die deutsche Geschichte, die man aber gewöhnlich hinter die römische und griechische an unseren Gymnasien weit zurückgesetzt. Denn da fühlte ich mich persönlich beteiligt, und kämpfte im Geiste allen Streit der Kaiser gegen das Papsttum und die Vasallen oder die Franzosen mit. Das erstere haßte ich, obwohl ich katholisch war, meine Schwestern aber, der Religion der Mutter folgend, protestantisch. Das hatte nun zur Folge, daß wir bald beide nicht zufrieden waren, da diese, denen ihr Gottesdienst zu nüchtern vorkam, lieber katholisch gewesen wären, während ich den Protestantismus vorzog. Übrigens kannte ich vom einen ungefähr soviel als vom andern, denn da ich die Schule nicht besuchte, so hatte ich zur Ausgleichung auch keinen Religionsunterricht erhalten, für welch' letzteres ich meinem Vater heute noch dankbar bin. Als nun um 1824

mit Übergehung des so hochverdienten, aber in Rom ob seines Freisinns tief gehaßten und darum nicht bestätigten Wessenberg ein neuer Bischof ins Amt trat, so wurde auch bald darauf bei uns gefirmt, bei welcher Gelegenheit man natürlich erst aus dem Katechismus examiniert wird. Da nahm ich nun dies interessante Heft in die Tasche, ging in den Wald und legte mich hinter einen Zaun, um es zu studieren. Bei meinem guten Gedächtnis war ich damit bald fertig und konnte mit diesem hinterm Zaun geholten Christentum beim Examen sogar Staat machen. — Freilich hatte mein Vater auf seinen häufigen Spaziergängen mit mir diesen dürftigen Religionsunterricht sehr zweckmäßig ergänzt, so daß ich nicht nur über meine Pflichten aufgeklärt, sondern durch die Bekanntschaft mit dem neuen Testament zu Zeiten sogar schwärmerisch religiös gestimmt, wenn auch nichts weniger als orthodox dressiert war.

Allerdings hat später die romantische Schwärmerei für das Christentum, die durch die frühe Bekanntschaft mit Chateaubriand noch sehr genährt ward, sich nach und nach sehr vermindert, und ich sah mich genötigt, die siebzig Jahre, die mir nach meiner Konfirmation noch blieben, dazu zu verwenden, mich Schritt für Schritt von dem meisten zu befreien, was mir in den ersten zehn an Glaubensartikeln aufgepackt worden! — Leider geht das nicht nur mit den religiösen Traditionen so, sondern mit den politischen, ästhetischen und künstlerischen nicht minder, wo man nur immer zu thun hat, den Unsinn allen wieder los zu werden, der einem als unumstößliche Wahrheit von allen Seiten verkauft worden, als man noch ein gutmütiger und gläubiger Junge war. Denn unsere geistige Natur hat

einmal den Horror vacui, und es bleibt immer höchst unheimlich, sich endlich zu gestehen, daß es gerade über die letzten und höchsten Fragen des Daseins keine Antwort giebt. — Es spielt also jeder von uns gelegentlich die Rolle des Jünglings von Sais.

In dieser Zeit, etwa in meinem vierzehnten Jahr, beging ich auch meine erste Heldenthat. — Ich schlief mit meinem nachmaligen Schwager, damals einem dreizehnjährigen schüchternen Lehrjungen, in einer kleinen Kammer neben unserem Atelier, in einem die Geschäftsräume umfassenden Teil des Hauses, welcher von dem die Wohnzimmer enthaltenden durch einen großen, das Haus in zwei Hälften teilenden Hausgang getrennt war. Nebenan, auf unserer Seite, wohnte eine alte, für reich geltende Witwe mit ihrem Dienstmädchen ganz allein in ihrem nur drei Fenster breiten Hause, das aber hinter dem unserigen etwas zurückstand, so daß man die Hausthüre von uns aus nicht sehen konnte. In einer mondbeglänzten Sommernacht nun wachte ich an einem sonderbaren Geräusch auf, das, von der Gasse herkommend, wie das Krachen einer Thüre oder eines Ladens klang, die man aufbrechen will. Ich stand sogleich auf in der Meinung, daß man am Ende gar bei uns einbrechen wolle. Als ich aber das Fenster leise aufmachte, um auf die Straße hinabzublicken, war auf und ab nichts zu bemerken, nur meinte ich, rechts von uns Leute flüstern zu hören, die ich nicht sehen konnte, weil eben das Nachbarhaus zurückstand. Nach einigem Horchen legte ich mich wieder zu Bett, da man trotz des hellen Mondlichtes absolut nichts sehen konnte. Kaum war ich aber wieder ruhig geworden, so ging das Krachen wieder los und es wurde mir

bei längerem Lauschen klar, daß man offenbar bei unserer Nachbarin die Hausthüre aufbrechen wollte. Ich hatte schon viel zu viel Räubergeschichten gelesen, als daß ich einen Augenblick im Zweifel gewesen wäre, daß mir, jetzt, wo sich in der ganzen Nachbarschaft immer noch nichts rührte, jedenfalls die Rolle des Retters zu spielen gezieme, obwohl mir gar nicht wohl war bei Übernahme dieses Amtes. Denn es waren offenbar der Spitzbuben mehrere und mein dreizehnjähriger Schlafkamerad bezeigte möglichst wenig Kampflust. Dennoch bewaffnete ich mich mit einem alten Säbel, der so zerhackt war, daß er einer Säge glich, ließ den Kameraden das Licht nehmen, um mir beim Öffnen des schweren Hausthores zu leuchten, und ging also — mit gewaltig pochendem Herzen allerdings — dem Kampf entgegen, nachdem ich vorher erst noch das Fenster, zu welchem hinaus ich die Einbrecher belauscht, sehr geräuschvoll zugeschmissen. Da ich nun auch bei dem festgeschlossenen Hausthor die Riegel nicht ohne starkes Geräusch zurückschieben und dasselbe öffnen konnte, so erreichte ich durch diesen absichtlich noch verstärkten Lärm meinen Zweck vollkommen. Denn als ich nun endlich mit geschwungenem Säbel hinausstürzte, sah ich die gewarnten Spitzbuben gerade noch um die Ecke der sich ein paar Häuser weiter oben auf den Domplatz öffnenden Straße herumbiegen, ein übereilter Rückzug, den ich trotz aller Kampflust doch mit großer Genugthuung begrüßte. Bald dämmerte dann der Morgen auf und brachte mir beim Frühstück auch noch die Danksagung der Geretteten, an deren Hausthüre die Kerle allerdings schon das untere Brett mit ihrem Brecheisen vollständig herausgewürgt hatten, als ich sie in ihrem Geschäfte störte und zur Hinterlassung

des schweren Eisens zwang. Die arme Frau aber hatte die ganze Arbeit an ihrer Thüre fortwährend gehört und aus lauter Angst nicht einmal zum Fenster hinaus um Hilfe zu schreien gewagt, wäre also zuverlässig das Opfer geworden.

II.

Jünglingsjahre.

Die in den zwanziger Jahren immer entschiedener zur Herrschaft gelangende Romantik faßte natürlich auch mich an und begeisterte mich wenigstens für die künstlerische Seite des Katholizismus, mit der ich durch Chateaubriand, Tieck und Wakenroder sowie Görres, dann kaum weniger durch Jean-Paul bekannt gemacht ward. So kam in den jungen Kopf ein ungeheurer Gährungsstoff, und nur der glückliche Leichtsinn der Jugend verhinderte das Sprengen des Gefäßes. Gaben mir doch die zwölf Stunden, die ich alle Tage in dem höchst prosaischen Geschäft arbeiten mußte, ein hinlänglich ernüchterndes Gegengewicht. Ich habe auch später sehr oft zwölf bis sechzehn Stunden, fast nie weniger als zehn gearbeitet, und es doch zu achtzig Jahren bei voller Arbeitslust gebracht. Da erscheint einem denn das sozialistische Überbürdungsgeschrei schon sehr abgeschmackt. — Es kommt da offenbar alles auf gute Luft und zweckmäßige Ernährung an.

Im Frühjahr 1830 hatte unser regierender Großherzog Ludwig das Zeitliche gesegnet. Da er für sehr genau galt und in ewigem Kriege mit seinen getreuen Ständen lebte, so ward sein Hingang als die größte Wohl-

that empfunden, die er seinem Volke im Laufe seiner Regierung erwiesen. Daß er mit einer zur Gräfin erhobenen, ehemaligen Korporalsfrau verheiratet war und deren Kindern ein möglichst großes Vermögen zu hinterlassen gesucht hatte, konnte natürlich seine Volkstümlichkeit nicht gerade vermehren. Das kam nun alles seinem Neffen, der ihm als Großherzog Leopold folgte, zugute. Überdies ging diesem auch noch der Ruf eines sehr wohlwollenden Charakters voraus, und seiner Gemahlin, einer Tochter König Gustavs von Schweden, der einer höchst geistvollen und hochgebildeten Frau. — Dieser gute Ruf war nun um so nötiger, als man nicht ohne Grund fürchtete, daß Bayern nunmehr seine Ansprüche auf die Pfalz, speziell auf Heidelberg und Mannheim geltend machen werde, die denn auch sofort militärisch besetzt wurden, wobei man aber natürlich der Anhänglichkeit der Bevölkerung erst recht bedurfte. Die Konstanzer aber, die wenigstens damals mit den von Gottfried Keller so herrlich geschilderten „Leuten von Seldwyla" eine überraschende Ähnlichkeit hatten, konnten natürlich diesen großen Moment nicht ungenützt vorbeigehen lassen, ohne von sich reden zu machen. Bei ihnen brach eben mindestens alle fünf Jahre eine neue Zeit an, obwohl sie selber eigentlich immer die Alten blieben. Sie hatten bisher einen ehrlichen Metzgermeister als geräuschlosen Vertreter im Ständehause gehabt, eigentlich bloß weil er im Rufe stand, bei dem eben verstorbenen Landesherrn gut gelitten zu sein, wahrscheinlich weil er ein fleißiger Abnehmer aller Kühe und Kälber gewesen, die auf dessen Domänen in der Nähe gezogen wurden, und sich dadurch den Titel „Hofmetzger" errungen. Jetzt aber wählten die nunmehr plötzlich sehr liberal gewordenen Konstanzer Qui=

riten einstimmig den Volksmann Rotteck, jenen Freiburger Professor, dessen Namen die meisten bei dieser Gelegenheit wohl zuerst gehört. Gleichzeitig ward aber auch, da im benachbarten Frankreich die Nationalgarde als Hüterin der Freiheit und öffentlichen Ruhe unter Lafayettes Kommando eine so große Rolle spielte, angesichts der drohenden Zeitläufte auch für Konstanz die Errichtung einer Bürgergarde beschlossen und sofort eine Kompagnie Infanterie unter dem Kommando eines Gewürzkrämers, der einen sehr schönen schwarzen Bart und eine mächtige Stimme hatte, gebildet. Die Mannschaft ward fast durchgängig aus Handwerksmeistern rekrutiert, da man doch bereits den richtigen Instinkt hatte, die Bewachung der Stadt nicht den Gesellen und Arbeitern überlassen zu wollen, denen es überdieß ja auch an Geld zur Ausrüstung gefehlt hätte, die jeder Einzelne selber zu besorgen hatte. Die Unteroffiziere des in Konstanz befindlichen Regiments übernahmen dann das Drillen. Die Hauptsache, die türkische Musik, befand sich unter der Leitung der Familie Steiger, deren Glieder seit undenklichen Zeiten alle musikalisch gewesen und die neben ihren verschiedenen Berufsarten als Uhrmacher, Thorwarte, Zolleinnehmer immer das Orchester im Theater und bei den Museumsbällen gestellt hatten. Sah nun diese Bürgergarde dank dem natürlichen Instinkt der Deutschen für Disziplin bald ganz anständig aus — wenigstens en face, denn vom Profil brachten die vielen Dickbäuche der Schlächter, Bäcker und Kneipwirte im Korps eine weniger günstige Wirkung hervor — so ließ doch dieser erste Erfolg die goldene Jugend der Stadt unbefriedigt. Sie ruhte denn auch nicht, bis unter der kriegskundigen Führung eines Ellenwarenhändlers und eines Spedi-

teurs mit sehr großem Schnurrbart eine Schwadron Lanzenreiter gebildet ward, die in ihren mit großen Federbüschen ausgestatteten polnischen Czapkas, den hellblauen Uniformen mit roten Aufschlägen einen herrlichen Eindruck auf alle Dienstmädchen in der Stadt gemacht haben würde, wenn die etwa achtzehn Reiter nur nicht immer so sehr mit der Widerspänstigkeit ihrer gemieteten Gäule zu kämpfen gehabt hätten. Diese wurden aber durch das lustige Flattern der dreifarbigen Fähnchen an den Lanzen immer aufs tiefste beunruhigt, so daß selten ein Ausmarsch stattfand, ohne daß das Korps nicht unterwegs ein paar Mann auf dem Wahlplatz zurückgelassen hätte. Noch tragischer war das Geschick der Artillerieabteilung, die sich aus den Schmieden und Lohnkutschern der Stadt gebildet und denen der neue Großherzog sogar in einem unnötigen Anfall von Großmut zwei Kanonen geschenkt hatte, mit denen sie bei jeder Gelegenheit einen gewaltigen Lärm machten. Leider aber wurden sie achtzehn Jahre später bei dem berüchtigten Hecker-Feldzug gegen den gütigen Herrscher selber benützt, der sie gestiftet, und gingen bei dieser Gelegenheit an die Reichsarmee verloren, die überhaupt dieser ganzen Soldatenspielerei ein ruhmloses Ende bereitete. Einstweilen aber rüsteten sich alle drei Korps, um das im Herbst 1830 sein Land bereisende Regentenpaar würdig zu empfangen. Man hatte damals gerade das die Stadt vom Hafen trennende Thor niedergerissen, jetzt baute man an dessen Stelle eine Triumphpforte aus Pappe, durch welche der mit dem Dampfboot anlangende Landesfürst seinen Einzug halten sollte und wo dann diese Bürgergarde beim Empfang neben dem die obligate Anrede haltenden Bürgermeister und den herkömmlichen weißgekleideten

Jungfrauen mit ihren Gedichten und Blumenspenden die Hauptrolle zu spielen hatte. Ja, die Uhlanen durften sogar zu beiden Seiten des Wagens reiten, in welchem das junge und schöne Fürstenpaar seinen Einzug in die Stadt hielt, eine Ehre, die sogar ohne größere Unglücksfälle für beide Teile verlief. Ich aber hatte als angehender Künstler nichts Eiligeres zu thun, als diesen glorreichen Einzug in einer großen Lithographie zu verewigen, welche, wie ich fürchte, der dabei entfalteten Pracht kaum ganz gerecht geworden ist. In dieser Zeit erhielt ich endlich auch eine Art von systematischem Zeichenunterricht, der mich ein Jahr lang sehr beschäftigte. Es kam nämlich ein ehemaliger Miniaturmaler und Lehrer nach Konstanz, der sich bald mit unserem Hause befreundete. Er eröffnete einen Kurs, in dem man wöchentlich einmal teils nach Vorlagen, teils nach Gips oder gar nach dem Leben den ganzen Tag über zeichnen konnte. Der Unterricht ward, außer mir, vorzugsweise von jungen Damen besucht, die natürlich das möglichste thaten, meine ohnehin nicht geringen Anlagen zur Galanterie auszubilden. — Der Lehrer, ein herzensguter, behaglicher, alter Philister, der von einem Künstler aber auch keine Spur an sich hatte, wußte freilich auch am allerwenigsten, uns einen Begriff davon beizubringen, was Zeichnen eigentlich sei, da er offenbar selber keinen davon hatte. Er begnügte sich also damit, uns im Darstellen von klaren Schatten zu üben, womit wir denn Köpfe nach Kupferstichen oder auch nach der Natur sehr zierlich mit schwarzer Kreide so ausführten, als wenn es lithographiert wäre. Das hatte nun für mich wenigstens den großen Nutzen, daß ich dergleichen mit einer gewissen äußerlichen Eleganz herstellen lernte, die, obwohl künstlerisch

völlig wertlos, ja schädlich, es mir später doch sehr erleichterte, mein Brot zu verdienen. Daß Zeichnen die perspektivische Darstellung des vertieften Raumes auf einer Fläche sei, davon bekam ich freilich bei diesem leblosen System keine Ahnung. Ja es hatte, wie fast aller solcher Schulunterricht, sogar die sehr üble Wirkung, mich von dem eigentlichen Ziel: mit den geringsten Mitteln die größte Wirkung zu erreichen und alles Wesentliche einer Sache wiederzugeben weit abzuführen. Nichtsdestoweniger setzte es mich wenigstens in den Stand, lebensgroße Köpfe, besonders Bildnisse mit einem gewissen Chic auszuführen, ja dadurch alle Nichkenner zur Bewunderung meines Talentes hinzureißen, so daß ich zuletzt selber daran glaubte.

Über diesen mannigfaltigen Bemühungen eines nach allen Seiten um sich greifenden Autodidakten kam das Jahr 1830 heran, das eine erste Station in dem langen politischen Kampfe der Nation um ihre Einigung bilden sollte, welcher das Leben derselben von 1815 bis 1870 ausfüllte. Der Winter von 1829 auf 30 war der härteste, den ich je erlebt, und hatte den Bodensee seit 150 Jahren zum erstenmal wieder so fest überfrieren lassen, daß man mit Wagen über denselben fahren konnte. Das gab allen lustigen Schlittschuhfahrern natürlich Gelegenheit, ihre Kunst auf der spiegelglatten Eisfläche zu üben. Da aber fast immer ein mehr oder weniger dichter Nebel über derselben lag, so begegnete es auch, daß einzelne sich in demselben verirrten und den ganzen Tag, ja die Nacht da zubringen mußten. Nichtsdestoweniger trieb sich die halbe Stadt auf dem Eise herum und ich nicht am wenigsten. Man kneipte, spielte Kegel und trieb allerhand sonstigen Ulk auf dem Eis, ja ein dicker Apotheker ließ sich da rasieren. Ich versuchte nun, das

Getriebe auf einer großen lithographischen Platte festzuhalten in all seinen charakteristischen Momenten. Nicht sehr glücklich, wie ich fürchte, aber doch so, daß das in unserer Anstalt erschienene Blatt in ein paar hundert Exemplaren verkauft ward. — Natürlich bestärkte mich das in meinem Künstlerwahn. So kalt der Winter gewesen war, so heiß ward der Sommer und mitten in der ärgsten Hitze kamen die ersten Nachrichten von der Pariser Juli-Revolution. Sie wirkten wie eine Bombe in dem mit Brennstoff überladenen Deutschland, wo jeder Patriot längst empört war über die schamlose Wortbrüchigkeit, mit der die Regierenden sich den feierlichsten Versprechungen entzogen hatten. Überall gab es Unruhen und in Braunschweig ward gar der verrückte Herzog fortgejagt, in Sachsen dem altersschwachen König ein junger Mitregent beigegeben. Bei uns als Nachbarn Frankreichs und der Schweiz wirkte natürlich die Erschütterung mit am stärksten, umsomehr, als gleich darauf Belgien revolutionierte und Polen folgte. So bildete sich natürlich auch bei uns sofort eine liberale und eine radikale, sowie eine angeblich konservative, in Wahrheit bloß ultramontane Partei. Als der Landtag zusammentrat, bestand er, wie so mancher nach ihm, aus Professoren und Advokaten, also so ziemlich den zweifelhaftesten Elementen, aus denen man eine solche Versammlung zusammensetzen kann, da die Gelehrten ihre Eitelkeit und die Advokaten ihre Rechthaberei in die Behandlung aller Verhältnisse hineintragen. Bald gefiel sich nun die liberale Partei in einer bei der Kleinheit unseres Ländchens abgeschmackten Nachäffung der französischen Kammern und ihrer Phrasendrescherei, wozu bei uns gar kein Grund war, da der, wie erwähnt, ein

Jahr zuvor zur Herrschaft gekommene Großherzog Leopold den besten Willen besaß und ein Ministerium von so durchaus wohlwollenden und rechtschaffenen Männern, wie Winter und Nebenius, gebildet hatte. Die Herren Deputierten sprachen denn auch beständig zum Fenster hinaus, als wenn sie ganz Deutschland verträten, statt dessen dreißigsten Teil. Bald darauf setzten sogar Rotteck und seine liberalen Parteigenossen aus bloßem stupidem Preußenhaß der Einführung des von Nebenius geplanten Zollvereins den wütendsten Widerstand entgegen, obwohl erst mit dessen Einführung eine Hebung der Industrie und des Landbaues möglich ward. Wie sich dies Parteitreiben nun in einer kleinen, jeder politischen Bildung entbehrenden Stadt machte, das war in seiner Mischung von persönlichen Interessen und Spießbürgertum, allerhand leerer Phantasterei und Selbstgefälligkeit schon so unendlich widerwärtig und lächerlich, daß es mich heute nach sechzig Jahren noch mit Ekel erfüllt. Mein Vater, dem die Hohlheit dieser Wirtschaft unangenehm war, galt bald als ein Reaktionär, ich sechzehnjähriger Schwärmer aber fanatisierte mich natürlich für die liberale Partei, so daß dies oft zu ernsten Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn führte, obwohl ich später bald einsah, daß er in der Hauptsache recht hatte. Der Kampf zwischen den Parteien wird in solcher kleinen Stadt besonders dadurch widerwärtig, daß er regelmäßig fast nur mit persönlichen Schmähungen, Verdächtigungen und Verleumdungen geführt wird. Man hielt den Gegnern gegenüber eigentlich alles für erlaubt, und ein halbes Jahrhundert des lebhaftesten politischen Treibens hat, wie ich fürchte, an dieser Kampfweise bei uns kaum viel gebessert. Die Herren Richter und

Bebel sind jedenfalls die würdigen Enkel der Rotteck und Itzstein.

Das Jahr 1831 schloß mit dem Durchzug der vertriebenen polnischen Offiziere nach Frankreich, die von der liberalen Partei überall demonstrativ gefeiert wurden, wie man sie in die Familien einführte, und für die besonders das weibliche Geschlecht sehr schwärmte. Die Herren verstanden es aber, die Sympathien für sich sehr rasch abzukühlen, da sie nur zu oft dem Schnapphahnsky und Schubjaksky des bekannten Heineschen Gedichts entsprachen und mindestens die Zuvorkommenheit ihrer Gastfreunde dadurch belohnten, daß sie ihre Frauen und Töchter verführten.

Hatte diese gründlich ungesunde Schwärmerei für die Polen die jahrelange für die tapferen Hellenen abgelöst, so war ihr Fieber wenigstens rasch vorübergehend. Beide bewiesen aber doch, wie wenig Instinkt für die eigenen nationalen Interessen noch bei uns vorhanden war. Die lange und schmerzhafte Schule, die wir bis 1870 durchzumachen hatten, war darum wahrhaftig nicht überflüssig.

Mein von allen diesen Dingen sehr wenig erbauter Vater hatte indes sein Geschäft mit meiner Hilfe tüchtig vorwärts gebracht und erfreute sich darum allmählich eines bescheidenen Wohlstandes. Um 1828 hatte er auch einen Lehrjungen, den Sohn eines armen Bauern, angenommen, der intelligent und rührig, dabei brav und treu, bald wie der eigene Sohn neben mir gehalten ward und mich allmählich wenigstens in den Comptoirgeschäften ersetzte. Später ist er mein Schwager geworden und hat an meiner Stelle das väterliche Geschäft übernommen, zu dem ich längst alle Lust verloren hatte. Einstweilen verschaffte mir sein Ein-

treten zu künstlerischer und wissenschaftlicher Beschäftigung immer mehr Zeit, so daß ich jetzt viele Porträte zeichnen konnte, deren Anfertigung mir immer noch am besten gelang, da ich wenigstens Sinn für das Individuelle, wenn auch durchaus keine gestaltenbildende Phantasie hatte.

Die politische Bewegung, die von der französischen Julirevolution ausgehend ganz Europa durchzuckte, hatte auch die Schweiz in nicht geringe Aufregung gebracht und das dort herrschende Geschlechter-Regiment durch ein rein demokratisches ersetzt. Mein alter Protektor, Antisthes Steinmüller in Rheineck, den ich von Zeit zu Zeit besuchte, behauptete freilich, diese ewigen Verfassungsrevisionen und Regierungswechsel seien die reine Sesselreiterei, und die mit so großem Geschrei begleitete Durchführung des „demokratischen Prinzips“ habe keinen anderen Wert gehabt, als daß Herr A. an die Stelle des Herrn B. gekommen sei, und daß dieser angenehme Wechsel jetzt alle sechs Jahre stattfinden, das ganze politische Leben beeinflußen werde. Wie dem auch sei, bald zogen eine gute Zahl der vertriebenen schweizerischen „Aristokraten“ und Glieder alter Familien, ihr undankbares Vaterland verlassend, zu uns nach Konstanz und bereicherten die dortige Gesellschaft um eine Anzahl tüchtiger und erfahrener Männer. Die politischen Bewegungen bei uns dagegen trieben eine große Zahl freisinniger und meist sehr talentvoller Leute, wie Scherr, Julius Fröbel, die Brüder Follen, Mathy und unzählige andere bald freiwillig oder auch gezwungen in die benachbarte Schweiz, von wo aus sie, ungestört durch die Polizei, auf das Vaterland zu wirken trachteten. Einen der Hauptführer der damaligen schweizerischen Bewegung, den thurgauischen Pfarrer Born-

hauser, mehr Schöngeist als Politiker, hatte ich nun zu porträtieren. Er hatte eben eine Broschüre über die Notwendigkeit einer demokratischen Verfassungsrevision im Kanton Thurgau geschrieben, die ihn zum Helden des Tages gemacht. Der dicke Herr Pfarrer eroberte bei dieser Gelegenheit die beste Pfründe im Kanton, wie denn die schweizerischen Freiheitshelden immer sehr praktische Folgerungen aus ihren idealen Bemühungen zu ziehen wußten. Mich aber empfing der Herr Pfarrer ganz mit der stolzen Bescheidenheit eines großen Mannes. Dabei habe ich die verdienten Beamten, welche seine Flugschrift aus den Ämtern trieb, wie ich fürchte, hinreichend gerächt durch die Art, wie ich ihn verewigte. Übrigens hatte er den Verstand, sich später niemals mehr in Politik zu mischen, sondern nur sehr blutige Tragödien zu schreiben.

Nach und nach zeichnete ich nun alle berühmten Männer der Umgegend auf den Stein. So den Dr. Sauter, einen Arzt, der sich durch Selbststudium vom Barbier zu einem weit und breit gesuchten Heilkünstler aufgeschwungen, einen höchst originellen, ebenso schlichten als hochehrenwerten Mann, dem der „geh. Medizinalrat", mit dem ihn die Regierung verziert hatte, durchaus nicht den Kopf verdrehte. Er war der Erfinder der „Sauterschen Schwebe" für Beinbrüche, die vor der Erfindung des Gipsverbandes die besten Dienste leistete. — Dann schilderte ich den Bildner meiner Jugend, den schon vorerwähnten Dekan Straßer, ebenso ein paar andere Geistliche der Wessenbergschen liberalen Schule. Endlich den berühmten Freiherrn selbst, bei dem ich ja schon öfter gewesen, um mich an seiner Gemälde-Sammlung zu erquicken. Wessenberg war ein kleiner,

zappliger alter Herr geworden, der sich für einen Kunstkenner hielt, weil er fast alle Jahre nach Italien reiste und allerdings ungefähr so viel wußte als damals die meisten anderen, Rumohr höchstens ausgenommen. — Beim Kaufen hatte er aber nicht viel Glück, und wenige seiner Bilder waren echt. Da ich für einen talentvollen jungen Menschen galt, so förderte er mich freundlich; daß ich viel von seiner Kunstkennerschaft gelernt hätte, wüßte ich nicht zu sagen, da ich dafür jedenfalls viel zu ungebildet war. Indes habe ich ihn doch wenigstens gut getroffen. Diese Schule liberaler katholischer Geistlicher wirkte jedenfalls unendlich wohlthätiger in einer konfessionell gemischten Bevölkerung, als die herrschsüchtige, intrigante und fanatische Klerisei, die ihnen leider nur allzubald in Deutschland folgte. — Wohlthätig und liebevoll hat Wessenberg noch lange in seinem alten Domherrnhof, umgeben von Kunstwerken aller Art gelebt und gewirkt und überall große Verehrung mit Recht genossen.

Betrachtet man die unendliche Dürftigkeit und Kleinheit aller Verhältnisse, so muß ich mich noch immer über die große Zahl so gebildeter und fähiger Männer wundern, die sich, wie mein Vater, dennoch mühsam heraufgearbeitet hatten und in dieser allgemeinen Armut wenigstens ein großes Kapital von Wissen und Welterfahrung, sowie von Bürgertugend jeder Art darstellten.

Unstreitig hatte die frühe Gewöhnung an Selbstverwaltung, die vollständige Abwesenheit eines bequemen Beamtentums, die Zahl solcher self mademen in der Schweiz ungleich größer werden lassen als bei uns; sie vermittelten denn auch das so viel raschere Aufblühen derselben als der

ihnen am See gegenüber liegenden deutschen Staaten, von denen das österreichische Bregenz vollständig tot blieb, Bayern in Lindau auch lange keinerlei Lebenszeichen von sich gab, und nur Württemberg und Baden sich am frühesten rührten. Was aber ein einziger gemeinsinniger Mann für ungeheuren Nutzen stiften kann, bewies in dieser Zeit am glänzendsten der einfache Buchhändler Cotta, der nicht nur die Allgemeine Zeitung zu einer Macht erhob, mit der alle deutschen Staatsmänner paktierten, sondern der gleichzeitig auch bei uns durch die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee 1825 einen so nützlichen Anstoß gab, daß an die Stelle seiner zwei kleinen, unendlich unbehilflichen Boote, die jahrelang gar nicht rentierten, jetzt nach und nach etwa vierzig großenteils sehr prachtvoll ausgestattete Dampfer getreten sind, die ihrerseits sehr gut fortkommen. Ebenso verdankt man ja den beharrlichen Bemühungen Cottas im Verein mit denen Lißts und Nebenius das endliche Zustandekommen des Zollvereins, von dem erst der Aufschwung Deutschlands datiert, obwohl sich gerade die liberalen Parteien nicht nur bei uns in Baden, sondern in Württemberg und Bayern nicht minder mit Händen und Füßen gegen denselben wehrten. Der Absonderungstrieb aller Deutschen, besonders aber der Schwaben und Bayern trat hier in Gestalt des Preußenhasses — die Österreicher verachtete man bloß — umso auffallender heraus, als dieselben Liberalen doch die Einigung Deutschlands als ideales Ziel anstrebten, während freilich der Stuttgarter den Kannstatter schon als „Ausländer" betrachtete.

In Konstanz brachte das Jahr 1831 insoferne einen Wendepunkt hervor, als infolge der durch dasselbe errungenen

Gemeindefreiheit jetzt ein neuer Bürgermeister gewählt werden konnte, Karl Hüctlin, der sich bald sehr nützlich für die Stadt erwies, obwohl auch ihm als einem rein juristisch gebildeten Advokaten der praktische Sinn für die Hebung eines solchen Gemeinwesens ebenso abging, als den meisten Beamten, welche die Regierung hersetzte. So baute man jetzt erst einen Hafen, damit die Schiffe endlich gefahrlos landen und löschen konnten. Man verzierte seinen Eingang auch mit einem prächtigen Leuchtturm, der nur wie alle seine Nachfolger am See, niemals benützt ward, da man es bald viel bequemer fand, das Leuchtfeuer unten an seinem Fuß anzuzünden. Bevor Konstanz aber dies Geschenk eines Hafens erhielt, baute die Regierung einen anderen sehr überflüssigen in einem kleinen Dörfchen am Ende des Überlinger-Sees, das man dann zu Ehren des damals regierenden Großherzogs Ludwigshafen taufte, wo sich aber der Verkehr seit fünfzig Jahren niemals einstellte, da alle Bedingungen dazu fehlten.

Um diese Zeit kam auch der Prinz Louis Napoleon ziemlich häufig in unser Haus. Er hatte sich bisher schon als kühner Reiter und durch die verwegene Galanterie beliebt gemacht, die er allen hübschen Gesichtern widmete, so daß die Kinder, die in der Umgegend des Arenenbergs, in Fruetwylen, Mannenbach und Ermatingen damals zur Welt kamen, oft eine sehr merkwürdige Ähnlichkeit mit ihm gezeigt haben sollen. — Auch in Konstanz, wohin er fast täglich ritt, war er Verehrer aller schönen Frauen und besuchte alle Bälle mit seiner Mutter, der dicken Königin Hortensia, der zwar von ihren einstigen Reizen nichts als die schöne Büste geblieben war, in deren Umgebung ich aber

die ersten eleganten Pariserinnen sah. — Als 1830 der Aufstand in der Romagna ausbrach, war der Prinz plötzlich verschwunden samt seinem älteren Bruder, der dort bekanntlich das Leben verlor. Zurückgekehrt ließ er sich zum Kapitän in der Thurgauer Artillerie ernennen und publizierte bald darauf ein Werk über die neuesten Verbesserungen im Geschützwesen, dessen Abbildungen er in unserer Druckerei herstellen ließ, was ihn häufig ins Geschäft brachte. So lernte ich auch den ob seiner Gutmütigkeit und Freigebigkeit allgemein beliebten Prinzen kennen und durfte ihn sogar auf Stein zeichnen. Er war unendlich schweigsam bei den in seinem Studierzimmer abgehaltenen Sitzungen, diktierte auch während derselben oft einem bildschönen Maler, Namens Cottrau, der sich damals, offenbar als Augentrost für die Damen, jahrelang auf dem Arenenberg aufhielt und auch des Prinzen Sekretär abgab. Daß dieser rastlos konspirierte, wußte man übrigens allgemein, wie er denn auch wenige Jahre nachher den Straßburger Putsch in Szene setzte. Für mich jungen Menschen war der geheimnisvolle, blasse, stille Mann, mit dem verschleierten Blick, natürlich ein verschlossenes Buch, dessen Deckel ich denn auch nur höchst ungenügend wiedergab, obwohl das Bild viel Verbreitung fand. Als biederer junger Philister hatte ich für das Verständnis dieses merkwürdigen Charakters begreiflich aber auch gar kein Organ, während er meine Arbeit sich offenbar nur wie alles übrige gefallen ließ, was von ihm reden machte. Denn mit früher Menschenkenntnis verstand er alsbald, daß er nichts so sehr zu meiden hatte, als vergessen zu werden. Dies angeborne Geschick, immer die Phantasie der Menschen zu beschäftigen und dadurch Macht

über sie zu erlangen, habe ich nachher nur noch bei Richard Wagner, Liszt und bei — Bismarck in gleichem oder höherem Maße beobachtet.

Von der allgemeinen Arbeitslosigkeit nach der Juli-Revolution aus Paris vertrieben, war ein junger Lithograph im Jahre 1831 zu uns nach Konstanz gekommen. Da er nicht übel Landschaft zeichnete, so geriet mein Vater auf den Gedanken, aus hundert Ansichten vom Bodensee ein Album durch ihn herstellen zu lassen, zu welchem Ende wir zusammen um den See herum wanderten, um Skizzen von allen interessanten Punkten zu sammeln. Da lernte ich nun die stillen Reize des damals noch einsamen schwäbischen Meeres erst gründlich kennen und sog so eine nie vergehende Liebe für diese schöne Heimat ein. Unser im Jahr 1832 endlich publiziertes Werk fand trotz seiner Unvollkommenheit doch soviel Beifall, daß es meinen Vater ermutigte, nun immer mehr in Kunstverlag zu machen und später sogar eine förmliche Kunsthandlung einzurichten. Denn mit dem langsam steigenden Wohlstand wuchs auch alsbald die Kunstliebe bei uns wie überall in Deutschland. — Dazumal befreundete ich mich auch mit meinem Reisegefährten, der zehn Jahre älter als ich und von biederem, echt männlichem Charakter, mir von der Pariser Juli-Revolution wie von Wien, wo er sich vorher aufgehalten, viel zu erzählen wußte. Natürlich vom Standpunkte eines sehr unbedeutenden Zeichners und nur ganz oberflächlich gebildeten jungen Mannes aus. Immerhin weckte er in mir das brennende Verlangen, auch ein Stück Welt zu sehen und in größere Verhältnisse zu kommen, als die kleinlichen und engen, in denen ich stak. Mein Gefährte war mir durch seine Wanderungen in einer

gewissen Weltläufigkeit ebenso überlegen geworden, als ich ihm in den mannigfaltigsten Kenntnissen. Er brachte mir nun auch Freude an Leibesübungen aller Art bei, die ich bis dahin sehr zu meinem Schaden ganz vernachlässigt hatte, am Fechten, Schwimmen, Tanzen, wodurch ich, der ob übermäßigen Arbeitens schwächlich geblieben, bald gesunder ward. Ebenso schloß sich uns nach und nach ein Kreis junger Leute an, meist Studenten vom Lyceum, alle begabt, von denen mehrere es später zum Rektoramt gebracht haben. Der talentvollste unter ihnen war indes ein gewisser Reeß, der, blutarm und von Lektionen lebend, sich doch schon eine reiche Bildung erworben hatte. Während alle anderen aber liberal, ja radikal waren, hatte dieser, die Hohlheit dieses französisierten Liberalismus bald einsehend, eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, studierte Görres, Bader, Schelling, besonders aber die französischen Romantiker Montalembert, Demaistre, Lammenais, Chateaubriand, machte mich auch mit diesen bekannt, indes ohne daß sie mich sehr begeistert hätten. Gleichzeitig lehrte er mich aber auch die englischen Humoristen kennen, so Swift und Sterne, dessen „Tristram Shandy“ und „Sentimentale Reise“ wir mit Fanatismus studierten, wie bald darauf ihren Nachahmer Jean Paul. Gleichzeitig schwärmten wir alle miteinander für Walter Scott, dessen Romane wir verschlangen, wie ich sie denn auch noch heute ob ihrer starken Lokalfarbe, reizenden Detailmalerei und sittlichen Gesundheit allen späteren weit vorziehe. Zu unserem Kreis hielten sich auch einige junge Künstler, so der hochbegabte spätere Tiermaler Robert Eberle, ein echtes Talent, das mich oft mit Neid erfüllte durch die Leichtigkeit seines Schaffens und die Sicherheit, mit der er

sich aller Gesetze der Kunst instinktmäßig bewußt war, ohne sie jemals in Worte fassen zu können oder zu wollen. Ich aber mit meinem durchaus mehr litterarischen als künstlerischen Tik studierte dafür Sulzers „Theorie der schönen Künste“, Lessings „Laokoon“, Winkelmann und allerhand anderes, lediglich mit der Wirkung, daß sie die Verwirrung in meinem Kopfe vergrößerten, da Theorie und Praxis nie stimmen wollten. Ebenso wenig wußte ich aus dem zu machen, was Goethe über Kunst sagte. Daß die mir schon damals eigene Neigung zum Theoretisieren immer das Zeichen mangelnden oder doch ruhenden Talents sei, was er auch sagt, verstand ich damals gar nicht oder glaubte es nicht. Denn leider helfen einem alle die Wahrheiten, die einem andere sagen, blutwenig, so lange man sie nicht an sich selbst erfahren hat, wo es dann regelmäßig zu spät ist. — Während ich mich also abquälte an Dingen, zu denen mir die angeborene Fähigkeit zwar nicht ganz fehlte, aber doch bei weitem nicht ausreichend vorhanden war, fiel es mir dagegen nie ein, mich anders als in Briefen schriftstellerisch zu versuchen, am allerwenigsten aber jemals Verse zu machen, wie das poetisch gestimmten jungen Leuten doch so nahe liegt, wenn sie verliebt sind, was mir doch häufig genug passierte. Neben Eberle, der ein Jahr früher nach München ging als ich, verkehrte ich damals auch viel mit dem jüngsten Moosbrugger, der bei entschiedener Begabung dort durch die Cornelianische Schule ruiniert ward. Dasselbe galt in noch erhöhtem Grade von Richard Höfle, der deshalb trotz wahrhaft glänzenden Talents als Pfeifenmaler endigte. Alle diese jungen Leute waren mir ebenso an Begabung überlegen, als ich ihnen an Willenskraft und Verstand, weshalb

ich es zuletzt doch zu etwas brachte, was jene lediglich aus Charakterfehlern nie zu erreichen vermochten. Wie ich denn gar bald die Erfahrung machen mußte, daß nichts häufiger ist als Talent, aber auch nichts seltener als seine Verbindung mit jenem ausreichenden Maß von Charakter und Energie, die es erst befähigen, Bedeutendes zu erreichen. Gerade zu ihrer Ausbildung aber thut unser unvernünftiges Erziehungssystem so gut wie gar nichts, während das englische weit mehr auf jene gleichmäßige Entwickelung der Körper- und Seelenkräfte hinwirkt, wie sie der Mann im Leben braucht.

Hatte die Pariser Juli-Revolution und die ihr folgende politische Aufregung in dem allzeit sehr beweglichen Baden bekanntlich zur Wahl jener mehrerwähnten radikalen Kammer im Jahre 1831 geführt, die wesentlich unter Rottecks Einfluß sich ganz und gar in der Nachahmung des phrasenhaften französischen Liberalismus gefiel, so lasen wir jungen Leute doch mit Begeisterung die schönen Reden, welche diese in der Versammlung ganz dominierenden Freiburger und Heidelberger Professoren hielten. Als dann später die Reaktion folgte und die für kurze Zeit in Baden eingeführte Preßfreiheit auf Metternichs Kommando wieder aufgehoben ward, fühlten wir uns ganz nach französischem Muster zu sofortigem Widerstand verpflichtet. Ich zeichnete also ein Bild „Der Preßfreiheit Begräbnis“, wo diese bekanntlich etwas ungewaschene Jungfrau durch österreichische und preußische Schergen erwürgt ward und nun begraben werden soll, wobei ihr aber aus dem offenen Grab Bajonette und Säbel entgegenstarren. Die nicht allzu klare Erfindung däuchte uns würdig, zur Volksaufwiegelung zu dienen; ich zeichnete sie also in aller Stille auf Stein und

an einem Sonntag Nachmittag, wo alles im Haus spazieren gegangen war, druckten wir ein hundert Exemplare, die wir dann noch in der Nacht eigenhändig an allen Ecken anschlugen und in die Hausthüren warfen. Glücklicherweise ohne erwischt zu werden. Die Zeichnung hatten wir auch sofort von der Platte abgeschliffen, so daß selbst eine Haussuchung kein Ergebnis hätte liefern können! Daß ich aber auf diese Weise meinen Vater höchst unbesonnen in schwere Gefahr brachte, das fiel mir nicht ein. Glücklicherweise der Polizei auch nicht bei seiner bekannten konservativen Gesinnung. So hatten denn am andern Morgen die drei oder vier städtischen Sicherheitswächter nur zu thun, die Plakate überall abzunehmen, über die man dann noch ein paar Tage sprach, um sie bald wieder zu vergessen. Wir aber gingen mit dem stillen Bewußtsein herum, eine große That gethan zu haben. Ich wäre übrigens doch beinahe verraten worden, da mein Busenfreund Eberle, der eine mehr als harmlose Natur in solchen Dingen besaß, gleich schrie: „Oh, das hat gewiß der Pecht gemacht!" als abends ein solches Bild in seiner Gegenwart im Café herumgeboten wurde. Glücklicherweise saß ein anderer Freund neben ihm, der selber beim Anschlagen mitgeholfen, und verwies ihm sofort seine unbesonnene Äußerung, da er mich ja damit in die größte Ungelegenheit bringen könnte, und so kam ich denn samt meinen Freunden ungestraft durch. Indes ist doch nichts gewisser, als daß alle extremen Parteien und Meinungen in solchen jungen, vollkommen unzurechnungsfähigen, aber bei glühender Phantasie der ärgsten Ausschreitungen und des größten Fanatismus fähigen Burschen ihre bereitesten Werkzeuge finden, wie man das besonders heutzutage bei den

Sozialdemokraten beständig wahrnehmen kann, die auf einmal fast machtlos würden, wenn sie alle ihre unter vierundzwanzig Jahre alten Anhänger verlören. Daß sich aber die halbwüchsigen Burschen überhaupt um die Weltregierung kümmern, das ist eine schöne Eigentümlichkeit unseres Jahrhunderts, die frühere offenbar nicht kannten.

Da war es denn nur ein Glück, daß der Sommer mich immer wieder in die herrlichen Umgebungen unserer Stadt entführte, um da für meines Vaters Kunstverlag Prospekte zu zeichnen. So genoß damals das uns zunächst liegende Appenzeller Gebirgsland eines besonderen Rufes, weil sein Hauptberg, der Säntis, überall am Bodensee den Blick auf sich zieht, wie in München die Zugspitze. Alle Wohlhabenderen besuchten deshalb von Zeit zu Zeit einen der im Appenzell gelegenen Molkenkurorte, besonders das liebliche Weißbad. Dies that mit besonderer Vorliebe auch mein Vater, der mich schon als vierzehnjährigen Jungen einmal dahin mitgenommen hatte und jetzt auf den Gedanken geriet, ein kleines Heft mit lithographierten Ansichten der schönsten Punkte dieses wie eine Insel nach allen Seiten abgeschlossenen Gebirgsländchens zeichnen zu lassen, dessen krönende Spitze der Säntis und dessen herrlichste Perlen drei köstlich eingebettete Seen bildeten. Wir, d. h. mein Freund, der Lithograph Gersbach, und ich siebzehnjähriger Bursche wanderten also zwischen den drei sich am Hauptstock vereinigenden Gebirgsketten herum und begannen vom Weißbad aus unsere Touren. Zuerst nach dem durch Scheffels herrliche Schilderung seither so bekannt gewordenen Wildkirchli, das mit seiner in mächtige Felswand eingesprengten Höhle so merkwürdig malerisch aussieht, daß es zur Sagenbildung

förmlich herausfordert. Durch diese und andere glücklich zurückgelegte Gebirgstouren keck geworden, beschlossen wir jetzt, sofort eine Besteigung des Säntis selber zu wagen, was heute freilich alltäglich ist, damals aber nur selten geschah. Zu dem Ende verließen wir eines Tages nach Tische das Weißbad und stiegen mit einem Führer, dem alten Jakob, erst auf dem bequemeren Weg hoch über dem tief zwischen ungeheuren Felswänden, ungefähr wie der Obersee bei Berchtesgaden liegenden Seealpsee nach der Meglisalp, um dort in einer Sennhütte zu übernachten. Es dunkelte schon, als wir ankamen und nach Genuß einer Milchsuppe auf schlechtem Heu ein Lager suchten. Der Sport des Bergsteigens wie des Reisens überhaupt war damals wie gesagt, sehr weit davon entfernt, so ausgebildet zu sein als jetzt, für die Wege geschah gar nichts und während einen jetzt auf dem Säntis selber ein Gasthaus empfängt, wo man die glückliche Ersteigung in Sekt feiern kann, war damals auf der dreitausend Fuß tieferen Meglisalpe nichts als Milch und Brot bei den Sennen zu haben. Alles war nur auf die Bedürfnisse der Alpwirtschaft zugeschnitten, das halbdutzend Bergsteiger, das sich alljährlich da hinauf wagte, kam noch gar nicht in Betracht. Und doch empfing einen schon hier die prachtvollste Aussicht, sowohl auf die gerade vor uns aufgetürmte, rings von einem breiten Gletscherwall umgebene Säntisspitze selbst, als auf den links sich steil erhebenden „Altmann“, der noch viel unzugänglicher aussieht und wohl auch ist, als die erstere. Daß auch diese ihre Tücken habe, sollten wir jetzt alsbald erfahren, als wir früh um drei Uhr zur Besteigung aufbrachen. Denn nach einer Stunde rüstigen Steigens empfing uns bereits der erste

Schnee, der indes noch weich genug war, um uns bequem aufwärts steigen zu lassen. Nach einer weiteren Stunde indessen gelangten wir an den letzten, sehr steilen Absatz, wo der Schnee von der Sonne des vorigen Tages vom Gletscher weggeschmolzen, dieser selber aber in der Nacht spiegelglatt und hartgefroren war, so daß man ohne Beil und Steigeisen, wie wir es waren, nicht zehn Schritte vorwärts kommen konnte, ohne auszurutschen. Wir hätten nun zwei, drei Stunden warten müssen, bis das Gletschereis von der Sonne weich geworden war, um auf die dicht über uns herabgrüßende Spitze gelangen zu können. Das war uns doch zu lang und so zogen wir denn vor, an der rechts zur Spitze hinziehenden Felswand hinaufzuklettern und dort etwa zweihundert Fuß tiefer der sich nach Erreichung des Grats öffnenden herrlichen Aussicht zu genießen. Die ist denn in der That unermeßlich, da man von der fernen Zugspitze über Bayern und Schwaben, dann den Schwarzwald weg bis zum Jura und von dort zu den Berner Oberlands-Spitzen und dem nahen Glärnisch eines ganz grenzenlosen Umblickes genießt. Nichtsdestoweniger traten wir endlich, als selbst um acht Uhr der steile Gletscherwall noch keine Anstalt machte, sich zu erweichen, ziemlich ärgerlich den Rückweg an, um dann erst an der „Wagenluke", einer merkwürdigen Lücke in der rechts sich auftürmenden Felswand, zu zeichnen und dann in der Meglisalpe unser dürftiges Pranzo von mitgebrachtem kaltem Fleisch zu verzehren. Das Beste sollte indes noch kommen. — Wir wollten nämlich diesmal zu dem tief unter uns unheimlich schwarzgrün heraufglänzenden Seealpsee einen näheren Weg einschlagen, der in einer ungeheuren Felswand,

die ihn von uns trennte, eingeschnitten war und seiner Gefährlichkeit halber gewöhnlich nur von den Sennhirten betreten ward. Das ging nun anfangs ganz gut, so lange man doch immer noch den etwa einen Fuß breiten Weg vor sich hatte und mein nichts weniger als schwindelfreier Gefährte noch keine besondere Unruhe zeigte. Wir hatten ihn größerer Sicherheit halber in die Mitte genommen, so daß der Führer vorausging und ich als letzter, der gar keinen Schwindel kannte, nachfolgte. Als wir aber nun um eine Ecke der Felswand biegend an eine Stelle kamen, wo der Weg so schmal ward, daß man etwa zehn Schritte lang nur einen Fuß um den andern setzen konnte und sich dabei mit der rechten Hand an dem senkrechten Fels festhalten, aber immer den aus schauerlicher Tiefe heraufgähnenden See vor sich sehen mußte, während wir wie ein paar Fliegen an der Wand hingen, da gewahrte ich, wie mein Gefährte, ein großer, baumstarker Mann, plötzlich totenblaß ward, die Augen schloß und sich an die Wand lehnend stille stund. Sofort erklärte er dermaßen vom Schwindel befallen zu sein, daß er alles blau vor den Augen sehe und nicht weiter gehen könne. Die Situation war reizend, denn er hätte stürzend notwendig uns beide, die wir ihn jetzt festhielten, mit in die ungeheure Tiefe gezogen. Wir ließen ihn nun erst sich etwas verschnaufen, dann brachten wir ihn doch zuletzt mit geschlossenen Augen, sich von uns an der Hand führen lassend und Fuß für Fuß vorsichtig vor sich setzend glücklich über diese gefährlichste Stelle weg an einen Fleck, wo er sitzen und sich wieder ausruhen konnte. In einer halben Stunde hatten wir erst einen Bergwald und dann bald auch den See erreicht. Nun aber, da die von der

Gefahr erzeugte Spannung vorbei war, kam der Anfall erst voll zum Ausbruch, mein Freund mußte sich endlos erbrechen und wir konnten ihn nur mit größter Mühe noch die zwei Stunden bis zum Weißbad schleppen, wo er sich noch am andern Morgen so schlecht befand, daß er mich verlassen und nach Konstanz zurückkehren mußte, während ich mich dann noch acht Tage lang in den Bergen herumtrieb. — Aber mit Schwindligen bin ich doch nie mehr gegangen!

Einmal sechzehn Jahre alt geworden und von ebenso großer Lebhaftigkeit des Temperaments als der Phantasie hatte ich natürlich nichts Eiligeres zu thun, als mich möglichst oft zu verlieben. Dazu fand ich nun Gelegenheit genug, die ich selten unbenutzt ließ, da man in einem kleinen Städtchen ohnehin schon viel ungezwungener mit einander verkehrt, als dies in großen möglich ist. Natürlich schmachtete ich zunächst nur platonisch nach einer hübschen Nachbarin, die ich denn auch bald porträtierte, bis sie, von meiner schüchternen Verehrung gelangweilt, mir einen derberen Bewerber vorzog. Keineswegs abgeschreckt durch diese erste Enttäuschung versuchte ich mein Glück unermüdlich bei anderen und habe dabei die Erfahrung gemacht, daß wenn man von der Liebe abzieht, was Sinnlichkeit und das, was geschmeichelte Eitelkeit ist, in der Regel recht wenig übrig bleibt. — Dank der Romantik und der Sentimentalität hat man dieser Leidenschaft, wie mir scheint, einen viel zu großen Platz in unserem modernen Leben eingeräumt, von dem die antike Welt noch gar nichts wußte. Besonders aber ist dies in der Litteratur geschehen, so daß man bei der ungeheuren Mehrzahl unserer heutigen Poeten meinen könnte, die Männer hätten, wie die Maikäfer, nichts anderes zu thun als zu

lieben. Und diese doch so gründlich erlogene Liebeswut nimmt immer noch zu in unseren Romanen, so daß man auch hier Walter Scott ein Muster von Gesundheit gegen unsere heutigen Poeten nennen muß.

Trotz Liebschaften und künstlerischen Versuchen aller Art ward mir nun allmählich der Aufenthalt in Konstanz höchlich zuwider und ich fühlte einen unwiderstehlichen Drang, nur einmal mehr von der Welt kennen zu lernen und überhaupt zu erfahren, zu was ich denn eigentlich begabt sei, denn mich für einen gebornen Künstler zu halten, das fiel mir doch auch jetzt nicht ein, so lieb es mir auch gewesen wäre. Da wies mich denn alles nach München, dessen neuaufblühendes Kunstleben durch die Berichte meiner Freunde von da schon längst meine Phantasie umsomehr gefesselt hatte, als ich auch noch im Cottaschen Kunstblatt beständig durch Schorn und Ernst Förster mit vollen Backen dessen Ruhm verkünden hörte und die Glyptothekkompositionen des Cornelius, die zur Erläuterung in Konturen beigegeben wurden, früh kennen lernte. Meine sonstige Kenntnis moderner Kunstwerke reduzierte sich freilich auf die französischen Lithographien und Kupferstiche, die ein Züricher Kunsthändler allmonatlich in einer Mappe unter den Abonnenten zirkulieren ließ. Allmählich mischten sich ihnen auch einige Münchener Blätter nach Peter Heß, Dominik Quaglio, Kirner u. a. bei, die mich alsbald noch viel sympathischer berührten. Weshalb konnte ich mir damals freilich nicht sagen, denn daß die Kunst eine Sprache ist, die jedes Volk sich selber nach seiner Art gestaltet, das wußte ich noch nicht. So lag ich denn meinem Vater unaufhörlich in den Ohren, mich zu meiner Ausbildung als Lithograph doch nach München

gehen zu lassen, wo ich schon bald selber für mein Fortkommen zu sorgen hoffte, wenn ich nur erst ein paar Monate die Akademie besucht. Da der verständige Mann von meinem künstlerischen Talent nicht allzuviel hielt, so wehrte er sich sehr dagegen, gab aber zuletzt nach, da ich doch einmal die Welt kennen lernen mußte. Um aber in die Akademie aufgenommen zu werden, mußte man einen Akt vorzeigen können, während ich wohl viele Porträte, aber noch nie einen nackten Körper gezeichnet hatte. Auch dazu fand sich Rat; ein junger, hübsch gebauter Freund entschloß sich, uns Modell zu stehen und so zeichneten Eberle und ich ein paar Tage nach ihm, und ich brachte sogar etwas zuwege, was nicht ganz talentlos aussah, da es mir nicht an Sinn für die Natur, umsomehr aber an gestaltenbildender Phantasie fehlte. So machte ich mich denn im Oktober 1833, sehr dürftig in jeder Beziehung ausgestattet, aber den Kopf voll goldener Hoffnungen auf den Weg nach der schon längst magische Anziehungskraft auf mich ausübenden Isarresidenz.

III.

München 1833—35.

Der Dampfer fuhr in Konstanz um 4 Uhr morgens, also in dieser Jahreszeit noch in dunkler Nacht ab, um rechtzeitig nach Lindau zu kommen, wo zahlreiche Hauderer die Passagiere schon erwarteten, und uns dann in nicht weniger als drei Tagen nach München führten, also einen Weg, den man jetzt in sechs Stunden zurücklegt. Dafür war es doch zehnmal lustiger, denn schon auf dem Dampfschiff hatte ich mit einem Rudel Schweizer Studenten angeknüpft, die alle auch nach München wollten, das damals, wo die Universitäten in Zürich und Bern noch nicht existierten, von Schweizern sehr stark besucht ward. Wir mieteten denn zusammen einen Omnibus, der uns am Abend des dritten Tages gegen ein Honorar von 4 fl. à Person nach München bringen sollte. Am ersten fuhr man auf den scheußlichsten Wegen noch bis nach Leutkirch, einem kleinen Städtchen im Algäu, wo man im Chorus singend und johlend unter Peitschenknall und Posthorngeschmetter einfuhr, so daß alle Mädchenköpfe des Nestchens unters Fenster fuhren, denen wir natürlich Kußhändchen und andere Aufmerksamkeiten widmeten. Am andern Morgen kamen wir früh an die

Iller und nach einer Stunde in die alte Reichsstadt Memmingen, wo wir auf dem Markte wiederum unter Chorgesang und lange genug anhielten, um uns das altehrwürdige aber sehr gemütlich zwischen ungeheuren Hopfengärten versteckt liegende Städtchen betrachten zu können, was eigentlich wieder auf eine Jagd nach fröhlichen Mädchengesichtern hinauslief, denen solche lärmende Jünglingsschar gerade recht kam, um mit ihr zu kokettieren. In Mindelheim, der alten Heimat Georgs von Frundsberg, ward dann Mittag gemacht in einem prächtigen alten Posthaus, das ob seiner schönen Töchter weit berühmt war. Ich sehe ihre schlanken, freundlichen Gestalten noch vor mir stehen, wie sie uns den braunen Labetrunk kredenzten, den die flotte Kellnerin mit der großen schwäbischen Radhaube, in jeder Hand fünf Krügeln, herbeischleppte. Thaten wir doch in unserer tollen Fröhlichkeit nicht anders, als gehörte uns die Welt, und das wirkt besonders auf Frauen sehr ansteckend. Am Abend zogen wir dann jubelnd in Landsberg am Lech ein, jener sich so unendlich malerisch berganziehenden ersten altbayerischen Stadt, um dort das letzte Nachtquartier zu suchen. Dieser Ort war berühmt unter den Studenten wegen seiner vielen schönen Kinder, und wirklich stack denn auch, da es gerade Sonntag war, unter jedem Fenster der ihre Giebel nach der Straße zukehrenden alten Häuser ein mit dem Riegelhäubchen und dem silbernen „Geschnür“ am Mieder geschmückter lächelnder Mädchen- oder Frauenkopf, für die ja das Einpassieren eines solchen mit einem Dutzend singender Studenten gefüllten Wagens schon ein Ereignis war. Natürlich versäumten wir nicht, die breite Hauptstraße, wo die Leute im Abendschein vor den Häusern saßen, abzupatrouil-

lieren, um jedem der zahlreichen hübschen Gesichter unsere Verehrung zu bezeugen. Da der Wagen früh angekommen war, hatten wir Zeit genug, nicht nur die Mädchen, sondern auch die so malerische Umgebung der prächtig altertümlichen Stadt kennen zu lernen, von deren Höhe vor dem oberen Thor man einen weiten Überblick über das Lechthal und das Gebirge genoß. Alle diese Nestchen, die uns bald so heimisch wurden, da wir sie jetzt jedes Jahr ein paarmal sahen, alle die lieblichen Dörfer sind nunmehr wie versunken, seit das Dampfroß weit von ihnen entfernt vorbeirast, habe ich doch nach dieser glücklichen Jugendzeit keines mehr von ihnen gesehen, aber oft genug Betrachtungen darüber angestellt, um wieviel nüchterner das Reisen jetzt ist als damals, wo der Student oder Künstler, der Klosterbruder und die wandernde Schauspielerin notwendige Bestandteile jedes Reisewagens oder Hauderers waren.

Am anderen Morgen passierten wir erst den einsam daliegenden Ammersee, wo wir im großen Wirtshause von Inning frühstückten, um dann in Pfaffenhofen, der letzten Poststation vor München, zerstreut und einsilbig vor Spannung Mittag zu essen. Endlich um fünf Uhr nachmittags gelangte ich nicht ohne Herzklopfen in die mir mit ihren weißgetünchten Häusern und niederen Fenstern, wie sie das Rondell am Karlsplatz heute noch zeigt, sehr nüchtern erscheinende Residenz, wo wir in dem noch existierenden, aber seither prachtvoll umgebauten „bayrischen Löwen“ dicht am Karlsplatz abstiegen. Es war ein nebliger Abend geworden und so sah ich denn von München nicht mehr viel. Überhaupt hatte die damals kaum ein Viertel ihrer heutigen Einwohnerzahl besitzende, ziemlich ärmlich aussehende Stadt

selbst für solchen Provinzialen wie ich recht wenig Imponierendes, als das furchtbare Pflaster und den ungeheuren Koth. Die Straßen sämtlicher Vorstädte waren nur erst projektiert und da und dort ein Haus darin gebaut, das wie ein riesiger Kasten aussehende Himbselhaus und der vollkommen öde Dult- oder Maximiliansplatz, der jetzt mit prächtigen Anlagen und palastartigen Häusern geschmückt ist, machten wie der Karlsplatz selber alle damals den Eindruck der gleichen trostlosen Öde nnd Armut, wie ich ihn einige Jahre später auch von Berlin hatte. — Die Glyptothek stund weit draußen in einer Art von Wüstenei, wie die kaum im Bau begonnene Pinakothek hinter ihr. Als Wegzeiger zu beiden wurde am Tage nach meiner Ankunft der Obelisk enthüllt, als Denkmal für die dreißigtausend Bayern, die „auch für Deutschlands Befreiung gestorben" sein sollten. Von dieser Befreiung war nun freilich recht wenig wahrzunehmen, denn der unleidlichste Polizeidruck lastete auf der Stadt, in der auf den Straßen nicht einmal geraucht werden durfte, und wo der Fremdling gleich nach seiner Ankunft sich persönlich auf der Polizei zu melden und um Aufenthaltsbewilligung zu flehen hatte. Die Grobheit, mit der man da angeschnauzt wurde, war jedenfalls noch viel klassischer als die Architektur Klenzes, überall hatte man die Empfindung, daß man nur eben geduldet sei, aber nicht muckſen dürfe, wenn man nicht fortgeschubt werden wolle. Daß dies 1813 angeblich befreite Deutschland doch eigentlich den Deutschen gehöre, dieser Aberglaube wurde euch von Memel bis zum Bodensee damals überall gleich gründlich ausgetrieben, die Theorie, nach welcher der Boden dem Fürsten gehört und das Volk nicht für sich, sondern für ihn da war und

nach Belieben wie andere Herden abgetreten und verschachert werden konnte, blieb bis zum Jahr 1848 in voller Kraft in ganz Deutschland, nirgends aber mehr als in den aus tausend Fetzen zusammengeflickten Rheinbundstaaten. — Die Spuren der daraus notwendig entstehenden Ehrlosigkeit einer Bevölkerung, die seit Jahrhunderten nur als Sache behandelt worden war, sind selbst bis heute, wo wir doch ein großes Vaterland endlich erobert haben, noch immer nicht vollständig aus der Denkart der Nation, besonders aber der Herrschenden, auszutilgen gewesen, kehren bei jeder Gelegenheit in unverschämten Ansprüchen von der einen und hündischer Demut von der andern Seite wieder. Von dem stolzen Selbstgefühl, mit dem der Britte oder Franzose ihren Staat als ihr Eigentum betrachten, ist noch viel zu wenig unter uns zu treffen. Um mich dergleichen recht lebhaft empfinden zu lassen, dazu war meine Erziehung durch den Liberalismus der Rotteck und Welcker bei der Einbürgerung in München, die ich jetzt durchzumachen hatte, recht geschickt. Denn überall, in der Akademie, in den Museen, wie auf der Straße bekam man da die Empfindung, daß diese Anstalten ganz und gar nicht für den Bürger da seien, der sie bezahlte, sondern daß ihm bloß gestattet werde, sie soweit zu benützen, als es die Gnade des Herrschers, besonders aber die Bequemlichkeit der Herren Angestellten etwa zuließ. — Das München aber, welches König Ludwig erst zu schaffen im Begriff war, stand genau so armselig und willkürlich dem schon vorhandenen gegenüber, welches die früheren Jahrhunderte hinterlassen, wie Karlsruhe oder Mannheim sich gegen Nürnberg oder Augsburg ausnahmen.

Das sollte ich jetzt alsbald erfahren, nachdem ich mich in einer nach dem ehemaligen Polizeipräsidenten Rumford

benannten Vorstadtstraße, die einstweilen nur erst drei oder vier Häuser zählte, bei einer Beamtenswitwe und Inhaberin von zwei hübschen Töchtern einquartiert, auch nebenan gleich bei einem schweizerischen Sprachlehrer einen Mittagstisch für zehn Kreuzer gefunden hatte. Zum Frühstück aß ich dann wie andere eine Semmel in der Akademie, für die ich mich sofort meldete. Dank meinem Akt ward ich auch gleich aufgenommen und sogar zum Abendakt zugelassen. Unter Tags sollte ich den Antikensaal besuchen. Mit Abgüssen der schönsten Antiken gefüllt und die Wände mit prachtvollen, die Rafaelschen Gemälde in den Stanzen wiedergebenden Gobelins bedeckt, wie er es war, imponierte mir der riesige Saal unendlich. Sehr bald aber machte ich die Entdeckung, daß ich ganz umsonst gehofft hatte, da irgend einen fördernden Unterricht zu bekommen. Denn der Professor Clemens Zimmermann, der dies hätte besorgen sollen, war eben beschäftigt, den Korridor der Pinakothek mit Fresken zu verzieren und hatte darum keine Zeit, sich um uns zu bekümmern. Ich habe ihn den ganzen Winter, den ich da zubrachte, ein oder zweimal gesehen und von ihm über die Zeichnung des Ilioneus, die ich gerade auf gut Glück angefangen, nur gehört, daß sie „recht wacker" sei. Damit mußte ich mich beruhigen. Von den andern, die neben mir arbeiteten, zu lernen, war auch nicht möglich, denn sie waren ebenso ratlos als ich. Da mich das Antikenzeichnen bald sehr langweilte, so thaten wir uns zusammen und zeichneten Porträtstudien, wo dann, um das Modell zu sparen, immer einer saß und ein Dutzend ihn zeichnete. Wir waren in der That eine sehr mannigfaltig gemischte Gesellschaft, deren Mehrzahl mir nur leider einen sehr stupiden Eindruck machte. Gerade

diese aber versicherten regelmäßig mit dem ernsthaftesten Gesicht, wenn man sie fragte, daß sie „Historienmaler“ werden wollten. Cornelius, dessen Namen man nur mit scheuer Ehrfurcht nannte, bekam ich gar nicht zu sehen, da er in Italien abwesend war. Dagegen lernte ich beim Abendakt den liebenswürdig humanen und feinen Schnorr, den ernsthaften, leicht ironischen Heinrich Heß und den alten kindisch gewordenen Bildhauer Eberhard kennen, die einen da abwechslungsweise korrigierten. Man zeichnete erst einen Probeakt, worauf dann die Schüler auf Grund desselben in drei Klassen geteilt und nur die erste aus den zwölf Besten bestehende zu beständigem Zeichnen zugelassen wurde, während die zweite Klasse nur alle vierzehn Tage, die dritte, die es doch am notwendigsten gehabt hätte, gar nur alle drei Wochen dazu kam. Das ist bis heute so geblieben, wenn ich nicht sehr irre. Man kann sich nun denken, mit welcher Spannung ich dem Resultat der Prüfung entgegensah und welches Entzücken ich empfand, als ich meinen Namen in der ersten Klasse neben denen von Schraudolph, Gießmann, Strähuber und anderen, die schon viel länger da waren, stehen sah! Wie unverdient die Auszeichnung auch sein mochte, so reichte sie doch aus, mich an den Besitz wirklichen Talents glauben zu machen. Um so eher, als ich in der That nie so viel talentlose Menschen beisammen gesehen habe, als in dieser weltberühmten, aber von ihren Lehrern aufs schmählichste vernachlässigten Münchener Akademie, von deren unglücklichen Schülern denn auch die ungeheure Mehrzahl zu Grunde ging.

Nicht viel besser als mit der Akademie war es mit den Museen bestellt. Sie schienen rein zum Prunk da, denn die

Benützung war auf jede mögliche Art erschwert. In die Glyptothek ward man einmal wöchentlich zugelassen, angeblich von zehn bis zwölf, aber um 3/4 schon erbarmungslos ausgetrieben. In der noch im Hofgarten im elendesten Zustand befindlichen Galerie zu kopieren, galt unter uns Jungen als höchst schädlich und ward auch nur einzelnen Begünstigten, meist Kopisten von Handwerk, gestattet. Um so strenger aber war alles Skizzieren in den Sammlungen verboten, und man riskierte, auf ewige Zeiten ausgewiesen zu werden, wenn man sich etwa ein Kostüm auf irgend einem alten Bilde notieren wollte. Nicht viel besser war es in dem unter Brulliots Leitung stehenden Kupferstichkabinett bestellt, wo man zweimal wöchentlich einige Stunden lang Zutritt hatte, aber nur drei Mappen zur Durchsicht erhielt in einer Sitzung. Hatte man in diesen das Gesuchte nicht gefunden, so konnte man sich trollen. Überall wurde es einem also begreiflich gemacht, daß der Staat in erster Linie für den Fürsten, in zweiter aber vor allem für die Beamten da sei. Die letztere Anschauung hat aber das konstitutionelle Regiment leider nicht nur nicht gemildert, sondern noch fortwährend gestärkt. Nur die Formen sind etwas humaner geworden, dank der täglich verwünschten, aber wenigstens gefürchteten Presse.

Natürlich ging ich am ersten Freitag, wo sie allein geöffnet war, sofort in die Glyptothek, um endlich die Meisterwerke des Cornelius in voller Farbenpracht zu sehen, deren Ruf schon ganz Deutschland füllte. Das Weihevolle dieses Kunsttempels, wo man, vollkommen abgeschlossen von der profanen Außenwelt, eine neue, edlere vor sich sieht, wirkte natürlich mächtig auf mein empfängliches Gemüt, und bei

dem, was mir an der schwerfälligen Dekoration der Säle nicht gefiel, nahm ich eben, wie bei so vielem anderen, gläubig an, das müsse so sein und gehöre zum griechischen Stil. Hier, wo ich nun zum erstenmale antike Marmore sah, fand ich doch gleich mit ziemlicher Sicherheit heraus, was etwa das beste sei; für den barberinischen Faun, die Medusa Rondanini oder den Ilioneus bedurfte ich durchaus keiner Erläuterung. Da ich auch Lavater schon studiert hatte, so machte es mir nicht geringes Vergnügen, nun die vielen Büsten römischer Kaiser darauf hin zu prüfen. Nur über die Vorzüglichkeit der allerdings meist sehr mittelmäßigen modernen Werke, der Venus und des Paris von Canova, des Thorwaldsenschen Adonis u. a. m. blieb ich wiederum auf den frommen Glauben angewiesen. Noch schwieriger ward mir dies in den die Cornelianischen Fresken enthaltenden Sälen. Daß die schöne Helena so ausgesehen haben sollte, wie sie da an der Säule lehnte, im Brand von Troja, das ging mir nicht ein. Nichtsdestoweniger erfüllte mich der Geist, der aus dem Ganzen wehte, durch seinen erhabenen Ernst mit scheuer Ehrfurcht, wie ich sie bei Zopfmalereien sicherlich niemals empfunden habe. Da aber die Malerei dieser Bilder so ganz anders aussah als die des Rubens oder Titian in der Galerie, so nahm ich kurzweg an, daß diese unrecht hätten. Durch dies Raisonnement brachte ich es denn auch rasch dahin, mein bischen angebornen koloristischen Sinn für viele Jahre ebenso gründlich zu ruinieren, als es die ganze Schule in ihrer kritiklosen Bewunderung des Meisters bereits fertig gekriegt hatte. Ebenso bewunderte ich auch bald das gespreizte Pathos der um den Leichnam des Patroklus kämpfenden Helden. Ja

ich kam jetzt bald so weit, alles Theatralische und Gemachte als das eigentlich Kunstschöne zu betrachten, das ja anscheinend mit der Natur überhaupt nichts gemein haben dürfe. Pflegte doch der spätere Akademiker Rahl immer zu behaupten, „daß man mit dem kleinsten Stückchen Natur das größte Bild verderben könne". In diesem Glauben konnten mich die gerade fertig gewordenen Arkaden-Fresken nur bestärken, wie die Nibelungen des Schnorr, deren ersten Saal man auch schon sah. So ein frommer neunzehnjähriger Junge kann ja Berge versetzen mit seinem Glauben, und es lag nicht an mir, wenn mein Kunstgeschmack nicht auf Zeitlebens verdorben ward. Denn diesem wurden täglich und stündlich die entsetzlichsten Zumutungen gemacht. Kaum hatte man vormittags das Hellenenium der Glyptothek bewundert, so sollte man nachmittags die Gotik der Auer Kirche, oder den Byzantinismus der Allerheiligen-Kapelle nicht weniger schön finden, oder gar die Bibliothek, die sich auch schon erhob, verdauen, lauter Dinge, die einander direkt widersprachen. Und während ihre Originale durch Jahrtausende und weite Landstrecken getrennt waren, so sah man hier alles neu, roh und grell, unverstanden und unvermittelt neben einander. Überdies im denkbar stärksten Widerspruch mit dem historisch Gewordenen, vor allem aber mit der Bevölkerung selber. So erhob man denn zuletzt die romantische Willkür zum Prinzip und schauderte vor nichts mehr zurück als — vor jeder Natur, und vor organischer Entwicklung jeder Art. Ganz konnte man diese aber doch nicht los werden, denn da existierte bereits der Kunstverein und versammelte in drei engen Zimmern in den Arkaden alle Tage die stillen Verehrer, die der Natur noch geblieben,

vor den Werken der Kaiser, Morgenstern, Heinlein, Zimmermann, oder vor den kleinen zierlichen Sittenbildern der Peter Heß, Bürkel, Kirner und Kaltenmoser oder Quaglio. Sie interessierten schon damals die Münchener weit lebhafter als die ihnen durchaus unsympathischen Götter und Helden des Cornelius, oder selbst als die Heiligen des Heinrich Heß. Es ist darum keine Frage, daß die Münchener Kunstliebe in diesem Verein und nicht in der Glyptothek oder Pinakothek großgezogen ward. In ihm, wo sich ganz München allsonntäglich versammelte und man noch Hunderte von Riegelhauben traf, dort sah ich auch zuerst einen langen, hagern und etwas vorgebeugten Herrn mit auffallend hastigen Bewegungen, laut sprechend und gestikulierend, vor einer auffallend schönen und eleganten Frau stehen, während alle Welt ehrfurchtsvoll einen Kreis um sie bildete. Es war König Ludwig, der Schöpfer dieser Herrlichkeiten, welcher sich gerade mit der schönen Frau Sigl-Vespermann unterhielt. Die Bilder ordentlich anzusehen war er sowohl aus Kurzsichtigkeit als des unruhigen, heftigen Temperaments halber kaum recht fähig und alle die Maler, welche er öfter besuchte, versicherten denn auch einstimmig, daß es mit seiner Kunstkenntnis mindestens sehr unsicher bestellt sei. Das war aber ja gar nicht nötig; Enthusiasmus und Liebe sind für einen Kunst-Protektor viel nützlicher, und die besaß er in Fülle. — Den reinsten Eindruck von allen bisher entstandenen Kunstwerken machten mir die italienischen Landschaften Rottmanns in den Arkaden, von denen das erste Dutzend schon aufgedeckt war, während der Meister selber in einem engen Kasten an den übrigen arbeitete. Der selten liebenswürdige Mann genoß schon damals allgemeiner

Verehrung, wie wir Jüngeren denn zu all diesen Kunst-Heroen wie zu Halbgöttern aufblickten. Die Vergötterung ist aber immer ungesund für Sterbliche, wenn auch recht angenehm. An Rottmanns Bruder Leopold durch Eberle empfohlen, hatte ich diesen auch zuerst aufgesucht und lernte jetzt durch ihn eine ganze Anzahl junger Kunstbeflissener kennen. Da sie alle längst tot sind, ohne daß einer derselben es zu größer Bedeutung gebracht hätte, so kann ich ihre Anführung umso eher unterlassen, als ich eigentlich mit keinem derselben innerlich verbunden blieb. Es waren gute Kameraden, mir an Talent ebenso überlegen, als ich ihnen an Bildung, so daß ich denn auch bald den Spitznamen „das gelehrte Mitglied“ erhielt. Einstweilen kneipte ich mit ihnen in den entsetzlichsten Löchern am Abend nach dem Akt und würde da Gelegenheit gefunden haben, das Münchener Volksleben sehr gründlich kenneu zu lernen, wenn ich die Begabung eines Dietz für dergleichen besessen hätte. So konnte ich denn mit unendlich wenig auskommen, da es meinem Stolz sehr drückend war, von meinem Vater Geld zu verlangen. Dafür lief ich aber auch immer hungrig wie ein Poet herum und liebäugelte mit allen Wurstläden, obwohl sie damals weit nicht so verlockend aussahen als jetzt.

Nach ein paar Monaten bekam ich indes die Akademie, auf der absolut nichts zu lernen war, ganz satt, sehnte mich nach anderem, obwohl ich einstweilen doch sehr viel gesehen und mancherlei Anregung erhalten hatte. So entzückten mich die Porträte und sonstigen Lithographien Hanfstängls, die ich zuerst auf dem Kunstverein kennen gelernt, so sehr, daß ich jetzt frischweg zu ihm ging, um ihm meine Dienste als Volontär anzubieten, hoffend, mich dadurch wenigstens in

der Lithographie vervollkommnen zu können. Denn es fiel mir damals nicht ein, etwas anderes werden zu wollen, als Lithograph. Ich ward denn auch gleich angenommen und an eine große Steinplatte gestellt, die den eben nach Griechenland abgereisten König Otto zu Pferd darstellte. Dort sollte ich die dunkle Luft schön glatt ausführen. Das gelang mir ziemlich gut und so ward ich bald ein brauchbarer Arbeiter, freilich ohne für mich als Zeichner das Mindeste dabei zu lernen. Indes sah ich doch eine Menge interessanter Leute da, so Hanfstängl selber, der einst als oberbayerischer Bauernjunge zu dem Professor Mitterer gekommen war und sich da rasch zu einem guten Zeichner ausgebildet hatte. Bildhübsch, lernte er bald im Umgange mit Künstlern aller Art sich auch gut zu benehmen, ja ahmte später mit Geschick auch die Manieren und Sprechweise der vornehmen Herren nach, die er porträtierte und machte bald selber einen so vornehmen Eindruck, wie man dies von einem altbayerischen Bauernsohn nicht für möglich hätte halten sollen. Dadurch unterstützt, heiratete er ein sehr schönes und reiches Bürgermädchen, die eine überaus liebenswürdige Frau ward und in deren Haus er nun seine eigene Anstalt errichtete. Das elegante Paar imponierte mir nichts weniger als weltläufigen, sondern recht linkischen Idealisten gar gewaltig, im Atelier aber sah ich nacheinander eine Menge berühmter Künstler und sonstiger ausgezeichneter Leute. So den Erfinder der Lithographie, Senefelder, ein kleines lebhaftes Männchen, das bald nachher starb. Ebenso den Grafen Dietrichstein, Erzieher des jungen, kürzlich gestorbenen Napoleon, ein eiskalter österreichischer Kavalier, so verlebt, daß ihm nach meiner gesinnungstüchtigen Meinung

alle sieben Todsünden auf dem Gesicht geschrieben standen. Noch interessanter war der mir schon am Bodensee bekannt gewordene Baron Malzahn, ein wahrer Mars von Gestalt, obwohl auch schon etwas mitgenommen, der in Dresden als sächsischer Reiter-Offizier sich durch eine Menge toller Streiche einen Namen gemacht hatte. So wettete er einst, drei Tage lang in spanischem Kostüm von rosenroter Seide an der von Menschen überfüllten Elb-Brücke Bücklinge feil halten zu wollen. Natürlich lief ganz Dresden hin, und er gewann seine Wette glänzend. Ein berühmter Pistolenschütze, hatte er ebenso viele Duelle als Liebeshändel, entführte zuletzt eine sehr schöne Frau ihrem als Beamten hochangesehenen Gatten und zog mit ihr an den Bodensee. Leider holte sich dort die herrliche Frau die Auszehrung und starb nach einigen Jahren. Er aber heiratete nun eine reiche Engländerin und siedelte sich in Baden an, wo er noch viel von sich reden machte.

Eines Tages kam auch ein hoher und eleganter Mann mit dunkelglühenden Augen und den angenehmsten Manieren ins Atelier, um ein Porträt des eben zum König von Portugal erhöhten Herzogs August von Leuchtenberg anzusehen, an dem ich nach einem Bilde Stielers zeichnete. Es war der hochberühmte „Maler der Grazien" selber, wie ihn der damals maßgebende Kunstkritiker Ernst Förster emphatisch getauft hatte. Sein überaus einnehmendes Wesen hatte ihn selbst während der wildesten Kriegszeit bei den Damen am Hofe Max Josefs Glück machen lassen und er vergalt ihnen diese Gunst durch die schönste Schminke, die man je gesehen hat. — Förster selber, der mir indes durch sein übermäßig selbstbewußtes Wesen sehr mißfiel, sah ich

auch gleich hernach mit zwei Zeichnungen von Porträten, die mir unendlich hölzern vorkamen, was er aber „stilisiert" nannte. Weit besser gefiel mir der ritterlich aussehende Schlachtenmaler Monten, ein Mann von mächtiger Gestalt, der sich ganz als Feldherr gehabte, wie denn fast jeder dieser Künstler sich eine bestimmte Maske ausgearbeitet hatte, die seinem Ideal von sich selbst entsprach. Es war eben die Zeit der Romantik, die man auch an sich selbst zur Erscheinung bringen zu müssen glaubte. So hatte sich der schwarzlockige Fedor Diez aus Karlsruhe ganz in den Max Piccolomini hineingearbeitet, den er eben auf der Staffelei hatte. Diese jungen Künstler versammelten sich damals in der am Karlsthor gelegenen Kneipe Fink, wo sie auch Kaulbach in einer großen Zeichnung mit peinlich-trockener Genauigkeit und Härte, aber immerhin charakteristisch geschildert hat. Er selber, ein bildschöner schlanker, junger Mann, der bereits die höchsten Erwartungen erregte, machte gerade jetzt das größte Aufsehen, als er eines Sonntags den Karton zur Hunnenschlacht im Kunstverein ausstellte, der mich natürlich wie alle anderen entzückte. Das war eine gewonnene Schlacht der Münchener Kunst, für deren Ruhm wir Allergrünste uns bereits auch verantwortlich fühlten. Guido Görres schrieb gleich ein Buch über das Bild, denn ohne das ging es nicht ab bei diesen Werken, in die noch vielmehr hineingedacht, als jemals herausgesehen ward. — Der litterarische Ursprung dieser ganzen romantischen Kunst blieb eben bei jeder Gelegenheit sichtbar.

Ich aber zeichnete damals gerade an einem Porträt Schellings nach Stieler, das mich auf den Mann selber neugierig machte, der damals Vorlesungen über „Philosophie

der Geschichte“, wenn ich nicht irre, hielt. Ich ging also hinein und hörte den Propheten, dessen auffallende Häßlichkeit, kurze untersetzte Figur, kahler Schädel, aufgestülpte Nase und ungeheurer Mund mich sehr lebhaft an einen voll Selbstbewußtsein orakelnden Nußknacker erinnerten. Jedenfalls war er das Ideal eines schwäbischen Magisters. Von dem aber, was er sagte und was hundert Federn so gläubig nachschrieben, daß man ihr Kratzen unaufhörlich als raschelndes Accompagnement der Rede hörte, „da ward mir von alle dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.“ Sehr gedemütigt über meinen Mangel an Verständnis bin ich nie wiedergekehrt. Noch viel schlimmer ging es mir bald darauf bei dem berühmten Mystiker Görres, der ein Publikum über die „Offenbarung Johannis“ las. Im größten Saal der damaligen Universität, einem wüsten, rauchgeschwärzten, widrigen Raum saßen wir alle dicht gedrängt und erwartungsvoll abends bei sehr schlechter Beleuchtung, so daß die ganze Versammlung etwas unheimlich Schattenhaftes hatte. Da tauchte langsam eine skelettartig dürre, aber hohe Gestalt mit ungeheurer Adlernase und zwei in tiefen Höhlen höchst unheimlich funkelnden Augen wie ein Gespenst vor uns auf. Weißes, wirres Haar flatterte um die eingefallenen Schläfen und Wangen, während eine mächtige, kahle Stirne den gespenstischen Eindruck noch verstärkte, so daß ihm nur der Stab und die spitze Mütze fehlten, um einem Zauberer oder Geisterbeschwörer täuschend ähnlich zu sehen. Auch die Worte, die über die mageren Lippen des großen Mundes bald in ununterbrochenem, aber hohlem Tonfall flossen, verstärkten den Eindruck eines Sehers oder auch Besessenen. Uns aber machte er so blind und

dumm mit seinen Inspirationen, daß mir die Apokalypse selber bald als ein Muster von Klarheit erschien neben seinen Erläuterungen. Der Eindruck ist mir unauslöschlich geblieben und haben mich diese beiden Erfahrungen für immer vor allem weiteren Eindringen in die Geheimnisse der Mystik wie der Naturphilosophie abgeschreckt. Dennoch ist gerade von diesem finsteren Schwärmer Görres der modern deutsche Ultramontanismus ausgegangen.

Wie diese Romantiker so entsetzlich geistreich wurden, daß nicht nur wir Jungen, sondern auch sie selbst sich nicht mehr verstanden, das bewies uns jetzt auch der von Cornelius in einer unglücklichen Stunde zum Sekretär der Akademie gemachte Ferdinand von Olivier, der uns in dieser Eigenschaft Vorlesungen über Kunstgeschichte halten sollte. Vernünftig und praktisch angefaßt, hätte das gewiß sehr wohlthätig für uns sein können. Etwas klar und einfach zu geben war aber nur leider niemand weniger geeignet als dieser Romantiker. So fing denn der Herr Olivier, ein noch ziemlich junger, kleiner großer Mann mit einer ungeheuren krausen Perrücke wie der olympische Jupiter, alsbald so unergründlich tiefsinnig mit der Bibel, dem Sündenfall und der Arche Noe, sowie mit Tubalkain als dem ersten Künstler an, daß er bei ihm auch stecken blieb und nie mehr zum Vorschein kam. Diese Erfahrungen reizten mich nun so sehr, daß ich bald in den dicksten Widerspruch gegen alle Romantik geriet und mir alsbald Heine zum Vorbild nahm, ja selbst den eben in München weilenden Saphir, einen so affenähnlichen Sterblichen, wie ich später nie mehr einen gesehen, bewunderte, dessen wie Scheidewasser zerfressender, alles Edle und Große verhöhnender Judenwitz damals halb

München in fortwährender Empörung hielt, während die andere Hälfte darüber lachte. Von Heine wie Börne unterschied er sich dadurch, daß er eine gründlich gemeine Natur hatte, was man von jenen gewiß nicht sagen kann, wie verbittert sie auch durch den Fluch des Judentums waren. Saphir konnte sich denn auch in München nicht halten, sondern kehrte nach Wien zurück, wo solche Hanswurste sich von jeher bei weitem mehr am Platze fühlten.

Indes hörte ich gerade jetzt die Cornelianische Schule noch gründlicher und herber verurteilen durch den alten Akademieprofessor Robert von Langer, an den mich die Ellenrieder empfohlen hatte. Der kleine rosige und silberhaarige, geschniegelte Herr, der immerhin ein weit besserer Lehrer für das Handwerk der Kunst gewesen war als seine romantischen Nachfolger, kritisierte sie denn auch mit der ganzen Bitterkeit eines ungerecht Zurückgesetzten. Besonders warf er ihnen, mit deutlicher Beziehung auf die eben alle Welt fesselnde Hunnenschlacht, die beständigen Anlehen vor, die sie bald bei Rafael, bald bei Dürer machten. Er arbeitete gerade an einer „Erziehung des Bacchus", die mir entzückend gemalt schien, und an der ich leicht hätte sehen können, daß er zwar nicht bei Rafael und Dürer, desto mehr aber bei der Antike und Correggio zu leihen suchte. Er zeigte mir auch die Zeichnungen zu einer Anzahl Propheten und Sybillen, die er im Herzog Max-Palais ausgeführt hatte, deren leeres Pathos mich aber noch viel weniger ansprach, als die Roheit der Malerei an den cornelianischen Helden, bei der ich mich längst pflichtschuldig jedes Zweifels enthielt. Nur daß sie mit den klassischen Schöpfungen in der Galerie so gar nicht stimmen wollten,

das erregte mir bisweilen Bedenken. Diese aber verstand überhaupt niemand in meiner Umgebung, ja Rubens ward als „Manierist" mit einer Art Abscheu angesehen, wie alles, was an den Zopf nur hinstreifte. Für die reizenden Renaissancebauten und Skulpturen, an denen München so reich ist, hatten wir darum auch keinen Blick übrig, und in den herrlichen „reichen Zimmern" der Residenz bekreuzigten wir uns vor diesem anmutvollen Reichtum, um schleunig uns zu den Schnorrschen Nibelungen zu flüchten, die als das Höchste galten, was neben Cornelius in Freskomalerei bis jetzt geleistet worden. Nich wenig trug dazu die Neigung für den liebenswürdigen Künstler selber bei, obwohl er in seiner schlanken, beweglichen Figur sehr wenig von seiner Recken Trotz, sondern vielmehr von einem modern eleganten Hofprediger hatte. Aber auf romantische Widersprüche zwischen Theorie und Praxis waren wir schon so eingerichtet, daß wir sie gar nicht mehr merkten. Nur machte doch schon damals jeder Versuch, realistischer, d. h. wahrer zu malen, ungeheures Glück. Freilich waren wir durch die bisherige Freskomalerei schon so verroht in unserem Geschmack, daß wir für die süße Harmonie und milde Glut eines Titian oder Palma gar kein Verständnis mehr hatten, ja uns das Bunteste am besten gefiel. So strömte alle Welt in den gerade in Arbeit befindlichen Königsbau, um das Zimmer zu bewundern, das Foltz und Lindenschmit mit Szenen aus Schiller und Goethe geschmückt, weil sie so schön bunt und rosig gemalt waren. Noch weit mehr allerdings, weil wir in ihnen wie in den Szenen zu Bürgers, Wielands, Klopstocks und Goethes Gedichten endlich die Gestalten verkörpert fanden, die unsere Phantasie unaufhörlich beschäftigten.

Was eine wahrhaft nationale Kunst uns sein könnte, das empfanden wir da zuerst mit Lebhaftigkeit. Denn noch waren diese Dichter uns unendlich viel wichtiger, erregten unsere Phantasie ungleich mehr, als dies bei der heutigen Jugend der Fall ist. Um so eher als sie uns im damaligen Theater durch den herrlichen Eßlair, diesen Heldenspieler, wie ich nie wieder einen so von der Natur begabt sah, dann von Vespermann, der Schröder und Fries so unübertrefflich vorgeführt wurden. Der Tell Eßlairs steht mir denn auch heute noch vor Augen. Auch Raimund sah ich damals in einigen seiner Stücke, so mit Vespermann wetteifernd im Menschenfeind, oder als Valentin im Verschwender. Natürlich bewunderten wir ihn von der Galerie herab, die wir für fünfzehn Kreuzer erstiegen hatten. Dann ward Meyerbeers „Robert der Teufel" in diesem Winter zum erstenmal aufgeführt mit unermeßlichem Erfolg. Nehme ich nun dazu, daß gleichzeitig in dem Königsbau, dem Festsaalgebäude, der Allerheiligenkapelle, den Arkaden, im Odeon, der Pinakothek, der Auer Kirche, am Isarthor fortwährend gemalt ward, so begreift es sich, daß ich den Eindruck einer unermeßlichen Kunstthätigkeit erhielt, obwohl nicht der vierte Teil so viel Künstler in München lebten, als heute. Reicher an hochgebildeten, scharf ausgeprägten Charakteren war es aber ganz gewiß als jetzt, wenn es auch noch nicht gelungen schien, irgend eine Verbindung dieser geistigen Aristokratie mit dem gutmütig sinnlichen, aber rohen Phäakentum der Bürgerschaft herzustellen.

Den Beschluß des Winters machte dann noch das erste große Maskenfest der Künstler, welches „Wallensteins Lager" darstellend mit ungeheurem Beifall in dem zum Ball-

saal umgewandelten Hoftheater gegeben ward. Das entzückte uns nun schon über die Maßen, diese in Pappenheimer und Kroaten, Tiefenbacher und Holkische Jäger umgewandelten, in aus dem Zeughaus geborgten echten Harnischen klirrend einherschreitenden Maler zu sehen, oder gar meinen späteren dicken Freund Seibertz hier als hochbusige, ziemlich kecke Marketenderin kennen zu lernen. Wie dem auch sei, gerade sie beschäftigten aber die Phantasie der Münchener, vor allem aber der schönen Münchnerinnen unaufhörlich und verschafften der Kunst so nach und nach jene Volkstümlichkeit, die ihr denn bis heute in München mehr als sonst irgendwo geblieben ist, so daß ich wenigstens weder die unglaubliche Ärmlichkeit aller Verhältnisse, noch meine eigene Dürftigkeit irgend empfand, nachdem ich doch an diesem Reichtum von Erscheinungen aller Art so gut teilnahm als irgend ein anderer, mit aller Glut und Genußfähigkeit eines lebhaften, temperamentvollen jungen Menschen. Natürlich lebten wir in unserer Art auch herrlich und in Freuden, selbst wenn wir uns im großen Löwengarten für neun Kreuzer kaum satt gegessen hatten.

So kam der Frühling mit Ostern heran und man brauchte mich wieder daheim. Wir wollten also meinen Abschied bei einem Kameraden, der ein großes Zimmer hatte, durch einen Punsch feiern, und blieben im tollsten Jubel bis zum Morgen bei einander. Erhitzt kam ich endlich in die rauhe Märzenluft, ging aufgeknöpft nach Hause und warf mich im kalten Zimmer noch einige Stunden aufs Bett. Um elf Uhr stand ich dann auf, um von den beiden hübschen Töchtern meiner Wirtin Abschied zu nehmen, mit denen ich den Winter über den eifrigsten Verkehr gepflogen. Ich

klopfe an, trete ein und öffne den Mund, um meinen Abschiedsspeech zu halten — bringe aber trotz aller Anstrengung und alles Würgens und Luftschnappens keinen Ton heraus — ich war total heiser geworden. Die beiden Mädchen erschraken erst, dann aber fingen sie, meinen Zustand erratend, bald an zu kichern, ich aber mußte lautlos und beschämt abziehen, um erst nachmittags wieder so weit zu Stimme zu kommen, daß ich mich wenigstens krächzend verständlich machen konnte. Heiser blieb ich freilich noch lange.

Den Rückweg nach Konstanz machte ich diesmal zu Fuß über Augsburg, wo ich zuerst in der Cottaschen Druckerei eine Schnellpresse von König und Bauer sah, auf der die Allgemeine Zeitung hergestellt ward. Den ziemlich komplizierten Mechanismus verstand ich damals sehr leicht, während mir jetzt Sinn und Interesse für dergleichen gleich sehr abgeht. In der Heimat verbrachte ich nunmehr einige Ferienwochen, die indes doch genügten, mir dieselbe bereits sehr eng und klein erscheinen zu lassen. Darum kehrte ich, sobald meine Arbeiten beendigt waren, nach München zurück, wo mich Hanfstängl wiederum, diesmal schon gegen dürftige Entlohnung, beschäftigte. — In der Akademie machte ich bloß den Akt mit — auch diesmal als einer der besseren. Indes lernte ich auch die herrliche Leuchtenbergsche Galerie kennen, die mich besonders wegen ihres mit modern französischen und deutschen Werken gefüllten Vorsaales interessierte, wo ich Bilder von Peter Heß, Heideck, Bürckel, Alb. Adam zuerst kennen lernte neben einer Anzahl jetzt längst vergessener Franzosen der romantischen Schule, bei denen mir aber doch sofort auffiel, daß sie alle sich aufs Malen so viel besser verstanden, als unsere Meister, Heß nicht ausgenommen.

Von dessen Bruder Heinrich sah man hier auch ein kleines Bild, „Glaube, Hoffnung und Liebe“ darstellend, das er in seinem achtzehnten Jahr gemalt, und das im Grunde besser, d. h. eigenartiger und wärmer empfunden war als das meiste, was er nach seinem italienischen Aufenthalt gemacht hat. Dann bewunderte man auch noch die Gruppe der drei zuckersüßen Grazien von Canova in der Galerie. Um diese Zeit ward auch in der Michaelskirche das Monument enthüllt, welches die Witwe dem Herzog von Leuchtenberg hatte durch Thorwaldsen fertigen lassen. Obwohl so kalt und konventionell antikisierend ausgeführt als möglich, fühlten wir uns doch verpflichtet, auch dieses Denkmal pflichtschuldigst zu bewundern. In der That erstaune ich mich doch heute noch, wie heterogene Dinge mir damals vermittelst des Autoritätsglaubens schön zu finden gelang, obwohl ich doch von Haus aus kritisch angelegt war. Aber gerade die Unabhängigkeit der Anschauung ist das, was man vielleicht zuletzt erlangt. Ja, das sollte jetzt noch zwanzig Jahre lang so fortgehen. Nur die Pfuscherei jeder Art lernte ich nach und nach ausscheiden!

Der heiße Sommer von 1834 war nun herangekommen und hatte mich in der damals noch unglaublich öden Umgebung von München herumgeführt, wo man aber überall das Gebirge mit seinen weißen Spitzen den halben Horizont einsäumen sieht. Das fing nun an, mich um so mächtiger anzuziehen, als alle Freunde auch noch beständig davon erzählten. So machten wir uns denn Ende Juli zu dritt auf nach dem kurz zuvor von Rottmann bei den Malern in die Mode gebrachten Berchtesgaden. Natürlich zu Fuß, das Ränzel mit ein paar Hemden auf dem Rücken, den

großen Bergstock in der Hand. Aber mit welcher Seligkeit! Schon Rosenheim entzückte uns, und als wir am zweiten Tag vollends am einsamen Chiemsee vorbei nach Traunstein kamen, war des Jubels kein Ende. Berchtesgaden war damals noch ein unendlich demütig in einen Bergwinkel gedrücktes, aus einer einzigen, übrigens höchst malerischen Straße bestehendes armseliges Nestchen. Von Villen und Schlössern, wie sie jetzt dutzendweise die Umgegend stundenweit beleben, keine Spur. So weltvergessen habe ich kaum je einen Ort gesehen. Bei einem Schneider fanden wir Unterkunft und sogar recht gute Kost für sechs Mark wöchentlich! Jetzt braucht man mehr als das für einen Tag, um dort in Pension zu leben. — Mit klopfendem Herzen zogen wir nun alle Morgen aus, um die Wunder des Königssees und all der Berge rundum kennen zu lernen. Da sich aber meine Gesellen als Landschafter alsbald an die Arbeit machten, um das Gesehene schwarz auf weiß nach Hause zu tragen, so setzte ich mich wohl oder übel auch an allerhand Wasserfälle und Berge, um sie mühselig und talentlos nachzumachen. Denn vom Studieren der Natur hatte ich noch gar keinen rechten Begriff, verwechselte Studien immer mit Skizzen. Obwohl sich jetzt noch mehr Künstler zu uns gesellt hatten, so konnte doch keiner von ihnen so viel, daß ich davon hätte lernen können. Um so lustiger war es, angesichts des Wazmanns, unter den schattigen Linden in Unterstein zu kneipen, wenn man sich den ganzen Morgen ohne rechte Frucht abgequält. Ich zog daher bald das letztere entschieden vor, da dies selige Thal überall solche Winkel in Fülle barg, wo man das saure Bier und den zähen Käse wenigstens noch für ein billiges bekam. Bald

stärkte die herrliche Alpenluft indes unseren Unternehmungsgeist so, daß wir beschlossen, einen Ausflug nach dem drei Meilen entfernten Salzburg zu machen. Da unsere Kasse den Omnibus nicht erlaubte, so brachen wir um vier Uhr früh auf, erreichten die Stadt um acht und liefen nun bis Nachmittag entzückt in derselben herum. Das steife österreichische Polizeiregiment, das uns bei diesem Besuch schon nötigte, mit elender Paßschererei Stunden zu vertrödeln, war hier so unsympathisch als früher in Bregenz, wo ich es das erstemal gesehen. Die österreichische Grenze war denn auch eine komplette chinesische Mauer, die uns von unseren Stammesgenossen völlig absonderte, mit denen wir heute trotz staatlicher Trennung unendlich inniger verbunden sind, als zu jener Blütezeit eines argwöhnischen Despotismus. Um vier machten wir uns wiederum auf den Rückweg. Als wir aber auf der Hälfte des Weges in ein Dorf kamen, so tönte uns lustige Tanzmusik entgegen aus einem Wirtshaus, wo eine große Hochzeit gehalten ward. Da tanzten wir noch bis spät in den Abend mit den Bauernmädeln und kamen dann erst um Mitternacht, allerdings todmüde, nach Hause.

Ein paar Tage nachher trennte ich mich von den Genossen und trat die Heimreise zu Fuß über Hirschbichl, Kufstein, Innsbruck, den Arlberg an, überall zeichnend, wo mich die Dinge fesselten. Das war nun besonders im köstlichen Innthal der Fall, trotz der schlechten damaligen Wirtshäuser. Denn Müdigkeit kannte ich eigentlich kaum und das Wetter blieb in jenem herrlichen Sommer ebenso unaufhörlich schön, als sonst manchmal schlecht. Obwohl ich darum Tirol nachher noch gar oft durchstreift habe, so ist es

doch niemals mehr mit dem Genuß geschehen, als in diesen seligen Jugendtagen, wo mein Beutel zwar sehr leer, aber mein Herz umso voller war. Meine vollständige Unwissenheit erhöhte den Reiz des Wanderns nicht wenig, da jedes neue Ritterschloß, jedes Städtchen am Weg meine Neugier reizte, jede Abtei mich in ihre Mauern zog. Innsbruck vollends entzückte mich geradezu, vom goldenen Dachl bis zur Franziskaner-Kirche mit Kaiser Maximilians, Hofers und der Philippine Welser-Denkmalen. Die zwei Reihen kolossaler Bronzefiguren zu den Seiten des Max-Monuments imponierten mir am meisten und ich fand doch damals schon die des Peter Vischer heraus an ihrer schlanken Grazie. Heute gefallen mir indes die des Sesslschreiber fast noch besser, da sie weit charaktervoller, eigenartiger und mächtiger sind. Er erweist sich mit ihnen als einer der größten Bildhauer aller Zeiten und kann die Vergleichung mit den ähnlichen Arbeiten Donatellos und Verrochios sehr wohl aushalten. Daß dieser große Künstler Jahrhunderte lang vergessen war und dies Monument, welches an grandioser Auffassung und machtvoller Mannhaftigkeit seiner Figuren wie technischer Meisterschaft kaum irgendwo in der Welt seines gleichen mehr findet, lange Zeit in Deutschland kaum beachtet ward, das zeigt nur zu deutlich jenen trostlosen Mangel an nationaler Selbstachtung, der schon mit den Humanisten beginnend, vom dreißigjährigen Krieg an vollends Jahrhunderte lang der Fluch unserer Kunst war und leider selbst heute noch ist. Stünde das Denkmal in Rom oder Florenz, so gäbe es keinen gebildeten Germanen, der es nicht bewunderte, kein Handbuch, das es nicht ausführlich bespräche, während jetzt erst Lübke vor einigen Jahren es genauer zu

würdigen versuchte, ihm aber auch noch lange nicht gerecht genug ward. Kugler vollends kennt Sesslschreibers Namen noch nicht einmal und fertigt die unvergleichlichen Meisterwerke deutscher Kunst mit einigen Zeilen ab, so daß man fast zweifeln muß, ob er sie nur ordentlich angesehen. Nur zu spät habe auch ich erst erfahren, wie man Deutschland von einem Ende zum andern durchwandern und überall auf hochachtbare Kunstwerke und Schönheiten aller Art stoßen kann, die bei uns kaum irgendwie gewürdigt, ja nur zu oft mit der größten Rohheit behandelt werden. Alles, weil man unsere Jugend schon in der Schule immer nur auf das zeitlich und räumlich Ferne als den Sitz alles Schönen und Edeln hinweist und die Kenntnis der eigenen Heimat, ihrer Sprache, Kunst und Litteratur aufs schmählichste darüber vernachlässigt! In Süddeutschland trägt dann die Hauptschuld der Katholizismus, der besonders in Österreich, aber auch sonst überall dem Deutschtum durchaus feindlich ist. So hatte der edle v. Wessenberg bei uns als Bistumsverweser es durchgesetzt, daß im ganzen Erzbistum alle liturgischen Gesänge in deutscher Übersetzung vorgetragen wurden und zu diesem Behufe ein katholisches Gesangbuch selber verfaßt, das bis in die dreißiger Jahre benützt, dann aber von der Klerisei schleunig wieder abgeschafft ward, sobald die ultramontane Richtung in ihr wieder das Oberwasser erhielt.

Nachdem ich mich in Innsbruck einen Tag herumgetrieben, wanderte ich — immer morgens und abends zeichnend — nach Landeck und das Rosanathal hinauf, um oben im Arlberg-Wirtshaus, mitten in grandioser Gebirgswildnis zu übernachten. Von dort dann nach dem Rheinthal

herausgekommen, besuchte ich den väterlichen Freund Antisthes Steinmüller in Rheineck, den ich sehr gealtert antraf, während mein einstiger Gespiele, sein Sohn, jetzt bereits sich zur Advokatur vorbereitete. Als der alte Herr mich in jener vollen Feindschaft gegen die bestehende Ordnung in Deutschland sah, die für einen patriotisch gesinnten jungen Mann ja unvermeidlich war, redete er mir nur zu, mich auf keine geheimen Verbindungen einzulassen. So viel erreichte er immerhin bei mir, daß ich von da an mich zu der Fraktion hielt, die man heute als die nationalliberale zu bezeichnen gewöhnt ist. Den edlen Mann selber habe ich nicht wieder gesehen, mancherlei Familienkummer führte ihn bald ins Grab.

In Konstanz, wo ich nun den Herbst blieb, fand ich vieles verändert, ließ mich das aber gar nicht anfechten, sondern genoß den herrlichen Wein, den uns der heiße Sommer gereift, so ausgiebig, daß meine Familie zu fürchten anfing, ich möchte am Ende gar liederlich werden, und meine Abreise Ende Oktobers nicht ungerne sah. Denn rechthaberisch und fanatisch, wie junge Leute sind, vermochte ich mich mit meinem immer konservativer gewordenen Vater nicht mehr recht zu vertragen. Der junge Vogel war flügge geworden und paßte nicht mehr ins alte Nest.

Nach München zurückgekehrt, hätte ich nun wieder bei Hanfstängl arbeiten und mich so leicht durchbringen können. Aber ich hatte mir in den Kopf gesetzt, lieber einmal selbstständig etwas zu machen, als immer nur für andere zu arbeiten. Da ich nun wenig Geld hatte, so ward ich dadurch auf die äußerste Ökonomie angewiesen. Glücklicherweise befanden sich vier meiner Kameraden genau in dem-

selben Falle. So mieteten wir uns denn zusammen eine kleine ebenerdige Wohnung in der Schellingstraße, damals die letzte, die nach dieser Nordseite der Stadt existierte. Unser Ameublement, aus einem Arbeitstisch und einem Stuhl für jeden bestehend, kauften wir für ein paar Groschen auf dem sogenannten Tandelmarkt, ein Bett mieteten wir jeder für einen Gulden monatlich, kauften uns gemeinsam ein Klafter Buchenholz für sechs und einen Metzen Kartoffel für zwei weitere Gulden, die denn auch beide für den Winter ausreichten. Damit begannen wir nun die wunderlichste Wirtschaft, setzten es aber richtig durch, täglich von sechs Kreuzern = 18 Pfennigen zu leben. Da wir in einem auf den Hof hinausgehenden Zimmer schliefen, so machte ich als der zunächst am Fenster liegende alle Morgen um sechs den Laden auf und sprang dann, nur mit Hemd und Unterhosen bekleidet, zum Fenster hinaus in den schneebedeckten Hof an den Brunnen, um mich da zu waschen, ein Beispiel, dem alle unweigerlich folgen mußten. Auf demselben Wege kehrten wir dann gründlich erfrischt ins Zimmer zurück und vollendeten unsere Toilette. Inzwischen ließen wir in den beiden Arbeitszimmern von einer uns bedienenden Aufwärterin heizen und frühstückten nun für einen Kreuzer ein sogenanntes Laibl, d. h. ein aus Nachmehl und Brotresten zusammengebackenes großes Brot. Dann ward bis Mittag zwölf fleißig an den Platten gearbeitet, da drei meiner Kameraden ebenfalls Lithographen waren, die allerdings später wie ich Maler wurden. Der vierte war Bildhauer im Schwanthalerschen Atelier und begab sich durch den dicken Schnee dorthin. Das im Ofen gewöhnlich bis Mittag brennende Feuer benützten wir dann, um einen großen Topf

voll Kartoffeln zu sieden. Um zwölf begann dann das Diner, d. h. wir lehnten jeder ein Reißbrett an die Wand und die Aufwärterin stellte einen Topf mit vier großen Würsten oder vier Stücken Kuhfleisch, die sie beim nächsten Garkoch für zwei, resp. drei Kreuzer das Stück geholt, in unsere Mitte auf den Boden und gesellte ihm den Hafen mit den Kartoffeln. Da konnte sich nun jeder seine Wurst herauslangen und auf den Teller nehmen, Serviette und Tischtuch hatte man sich dazu zu denken, und der Stubenboden, auf dem wir saßen, war ebenso weich als das Reißbrett als Lehne. In die heiße Wurstbrühe tauchten wir aber Brot ein und suchten einander mit Arglist die einzelnen Fettaugen wegzufischen, die auf derselben herumschwammen. Einer aber von uns hatte immer der Reihe nach über Tisch aus Schiller, Goethe, Shakespeare oder sonst einem Klassiker vorzulesen, um unser Mahl zu würzen. Ich kann versichern, daß ich nie lustiger gespeist habe. Besonders wenn wir etwa Vossens Luise lasen, wo so viel und gut gegessen wird, oder beim Gastmahl der Wallensteinschen Generale die Weine mit unserem Wasserkrug verglichen, so reizte das unsere Lustigkeit nicht wenig. Die kahlen Stubenwände hatten wir bald in eine Galerie verwandelt, an der unsere Meisterwerke prangten. Da dieselben meist aus Aktzeichnungen bestanden, so war unser Salon allerdings für Damenbesuch nicht geeignet. Um so häufiger kamen abends unsere Kameraden, wo wir uns dann wieder das Souper aus Kartoffeln in der Schale und einer Semmel bereiteten, wenn wir vom Aktzeichnen aus der Stadt zurückkamen. Nur am Sonntag erlaubten wir uns jeder den Luxus einer Maß Bier. Dies spartanische Leben haben wir mit gesinnungs-

tüchtigem Eigensinn den ganzen Winter fortgeführt, bis ich um ein Erkleckliches an Gewicht abgenommen hatte, dann erst entschloß ich mich, wieder bei Hanfstängl einzutreten.

Da der Mensch nur ein gewisses, sehr bescheidenes Maß von Wohlergehen verträgt und ihm gewöhnlich alles übel bekömmt, was darüber hinausgeht, so war es bei uns, die wir voll Jugendübermut staken, offenbar das Bedürfnis der Kasteiung, das uns dazu trieb, uns freiwillig solch harter Lebensweise zu unterziehen. Die Studenten besorgen das durch den ihren Orgien folgenden Katzenjammer, die Mönche durch Fasten, die Frauen durch die peinigende Kleidung, die reichen Schlemmer durch die Gicht, wir anderen aber wissen es oft mit viel Anstrengung einzurichten, daß es uns nie zu gut geht, wie man aus meinem Beispiel sehen kann.

Im Frühjahr 1835 kehrte ich dann wieder nach Konstanz ins Vaterhaus zurück, um allerhand künstlerische Aufträge, Porträte u. dgl. zu erledigen. Nach einigen Monaten angestrengter Arbeit allmählich das Bedürfnis einer Erholung fühlend, machte ich mich endlich mit einem Freunde, der Geschäftsführer in einer Buchhandlung war, zu einer Schweizerreise — natürlich wieder nur zu Fuß — auf. Sie sollte uns zunächst auf den schon damals berühmten Rigi und an den Vierwaldstättersee führen, auf dem aber noch immer kein Dampfboot ging. Über Zürich kamen wir zuerst nach Immensee, wo mir bei einer Ruhe unter köstlichem Baumschatten am Zugersee zuerst die große Wahrheit der Goetheschen Ballade vom Fischer aufging, da uns auf einem Felsblock am Ufer Sitzenden die klare Flut zu unseren Füßen so lockte, bis wir hineinsprangen. Gleich darauf durch die hohle Gasse nach

Küßnacht wandernd, betraten wir mit nicht geringer Andacht Tells Kapelle, wie uns denn die Erinnerungen an die Schillersche Dichtung auf Schritt und Tritt begleiteten, sei es, ob wir links oben die Ruinen der Geßlerschen Burg herabdrohen sahen oder uns in der hohlen Gasse selber zu orientieren suchten. Darüber einigten wir uns aber doch zuletzt, daß Schiller diese Lokalitäten, die er mit solch plastischer Kraft beschreibt, nicht selber gesehen haben könne. Als wir am Abend in Luzern ankamen, entzückte uns das altertümliche Gepräge des damals noch ganz kleinen Ortes, wo der eben neugebaute Gasthof zum Schwan mit Bewunderung erfüllte über seinen Luxus. — Heute ist er freilich der ärmlichste und kleinste in der langen Reihe von prachtvollen Hotels, die da beginnend sich noch eine halbe Stunde weit am See hinzieht! Der Vierwaldstättersee war eben damals, vor der Aera der Dampfschiffe und Eisenbahnen, noch gar nicht in der Mode, sondern alle elegante Welt strömte nach Interlacken. Wir aber fuhren am andern Tage im Kahn nach Weggis und bestiegen den Rigi von dort aus, kamen aber an diesem Abend nur bis Staffel, damals einem ärmlichen Holzbau, wie der Gasthof auf Kulm auch. Am andern Morgen war die Aussicht prächtig und wurde einem überdies nicht durch solchen Fremdenschwarm vergiftet, wie jetzt. Wir aber stiegen bald herab an den mir schon aus Sal. Gessners schönen Radierungen bekannten Lowerzersee und kamen am Abend über Schwyz noch bis Muotta im gleichnamigen wilden Gebirgsthale. Dort fesselte beim abendlichen Herumschlendern noch ein Frauenkloster unsere Neugier, weil die Schwestern so gelangweilt zum Fenster herausschauten. Abenteuerlustig wie immer, wettete ich nun mit meinem Ge=

fährten, daß ich doch eine dieser frommen Frauen zu sprechen kriegen wolle und meldete mich denn auch sofort bei der Pförtnerin unter dem Vorgeben, daß ich Schwester Marie, die ein Bäschen von mir sei, zu sprechen wünsche. Wie ich vermutet, waren deren sogar zweie da, eine Schwäbin — die jüngere — und eine Thurgauerin. Ich bekannte mich zur Schwäbin, die denn auch richtig geholt wurde und guten Humor genug hatte, als sie am Sprachfenster erschien, auf meinen Scherz einzugehen, als ich ihr eine beliebige Vetterschaft vorschwindelte, so daß ich mich meiner Grüße entledigen und eine Viertelstunde mit der hübschen Nonne lustig verplaudern konnte.

Am folgenden Morgen stiegen wir dann auf Suworoffs berühmtem Weg über den Pragel ins einsame Klönthal hinab, wo man auf der Höhe des Passes eines ganz wunderbaren Blickes auf den majestätischen Glärnisch samt dem mächtigen Gletscher hinter ihm genießt, während der Vordergrund durch die herrlichsten Ahorngruppen belebt ward, wie ich sie seit Berchtesgaden nicht mehr gesehen. Damals hatte man von Muotta sieben starke Stunden zu gehen, bis man endlich tief unten am Klönsee wieder auf eine menschliche Wohnung stieß, wo wir uns erquicken konnten. Fünfzig Jahre später das herrliche, aber auch heute noch wenig bekannte Thal wieder besuchend, fand ich da indes schon Pensionen hinten liegend, wo man die erhabene Einsamkeit der zu den schönsten zählenden Gebirgsgegend genießen konnte. Damals aber stiegen wir als unermüdliche Fußgänger noch hinab ins breite menschenwimmelnde Glarner Thal und kamen sogar noch bis nach Wesen am herrlichen Wallenstädtersee. Am anderen Morgen ging es auf schwindelndem, sich an steiler

Felswand halsbrechend hinaufziehendem Weg, immer gerade überm See, nach dem hoch oben zwischen dem schwarzen Felsklotz des Speer und der Kette der sieben Kurfürsten hineingebetteten Gebirgsdörfchen Ammon, wo man aber einer ganz wunderbaren Aussicht ins Glarner Thal und die dasselbe abschließenden Bergriesen des Glärnisch, Tödi und Hausstockes, sowie auf den tief unten liegenden Wallenstädtersee genießt. Wir aber kamen dann hinunter ins industriereiche Toggenburger Thal und übernachteten in dem auf der Wasserscheide zwischen diesem und dem Rheinthal hoch und kalt gelegenen Wildhaus, dem Geburtsort des Reformators Zwingli, wenn ich nicht irre. Vor uns lag nun die Gruppe der Appenzeller Berge mit Säntis und Altmann, unter welch letzterem vorbei wir über den Gletscher hinab an den Fählersee und von da auf mir bereits bekannten Pfaden nach dem Weißbad zu gehen beabsichtigten. Als wir uns nach dem Wege erkundigten, hieß es, daß wir allerdings vier gute Stunden bis zur Kreyalpe hinauf zu steigen hätten und von dort noch eine Stunde auf den Grat, daß aber morgen früh zwei Geißbuben ohnehin auf die Alpe stiegen, die uns dann leicht den Weg bis auf den dicht am Fuße des Altmanns gelegenen Grat zeigen könnten. Daß von dort ein riesiges Schneefeld mit darunter liegendem Gletscher das Thal bis zum Fählersee ausfülle, hatte ich von diesem aus wohl gesehen, glaubte aber, da hinab den Weg leicht finden zu können. Wir gelangten denn auch anderen Tags, früh um vier Uhr aufbrechend, richtig gegen elf auf die Höhe und sahen da die Spitze des Altmanns und hinter ihm die des Säntis zu unserer Linken dicht nebenan. Es war eine erhabene Einsamkeit, nichts Lebendes in

der Nähe, als etwa ein in den Lüften kreisender Adler. — Vor uns aber lag das bewußte Schneefeld, auf welchem lustig „abzufahren“ ich mich schon im voraus freute. Das untere Ende dieses Schneefeldes oder vielmehr Gletschers sah ich freilich nicht und auch vom Fählersee nur das hinterste Ende; das kümmerte mich aber nicht, und mein Gefährte, der zum erstenmal ins Gebirge kam, hatte erst recht keine Meinung, sondern folgte mir unbedingt, obwohl er älter und stärker war. Die Geißbuben hatten wir schon längst entlassen und setzten uns jetzt nur zu einem kurzen Imbiß nieder. Daß das sehr tollkühn sei, ohne Führer über einen mir völlig unbekannten Gletscher, der dicht mit Schnee bedeckt war, einen Abstieg von mindestens zwei Stunden riskieren zu wollen, das fiel mir leichtsinnigem Burschen nicht ein. Wir begannen also, auf dem ungeheuren, eine schiefe, vielfach von Felsgräten durchschnittene Ebene darstellenden Schneefeld lustig abwärts zu rutschen, indem wir, den Bergstock als Steuerruder und Stütze in beiden Händen, die Beine möglichst spreizten, um nicht im Abfahren herumgerissen zu werden. Das ging nun eine gute Weile recht schön, mir aber, da man oft die zwischen durchlaufenden Felsgräte überklettern mußte, doch noch zu langsam. Da ich nun drüben ein ganz großes Schneefeld liegen sah, so kletterte ich, meinen vorsichtigeren Gefährten zurücklassend, dort hinüber, wo es denn auch ganz famos abwärts ging, bis ich an eine Stelle kam, wo sich die schiefe Ebene ziemlich rasch in eine steile Schneewand verwandelte, die etwa sechs, achthundert Fuß hoch bis fast an den Rand des Sees sich erstreckte. Zum Innehalten war für den ohnehin schon blitzschnell Dahersausenden keine Möglichkeit

mehr, zum Aufrechtstehenbleiben auch nicht, da ich da sofort überschlagen und mit dem Kopf zuvörderst an die Felsen anstoßen mußte. Es blieb mir also nichts übrig, als mich platt hinzuwerfen und die Beine möglichst zu spreizen, um im Hinabgleiten wenigstens das Herumgedrehtwerden oder Überschlagen zu vermeiden. Glücklicherweise war der Schnee von der Sonne schon ziemlich erweicht und so gelang es mir denn auch, die Füße unten und den Kopf oben zu behalten bei dieser lawinenartigen Rutschpartie, so daß ich, einige Aufschürfungen an Händen und Armen abgerechnet, obwohl gründlich vom Schnee durchnäßt und zerrissen, doch leidlich im Stande unten ankam, ja sogar noch meinen Stock festgehalten hatte. Ich kann auch nicht sagen, daß ich sonderlich erschrocken wäre im Hinabstürzen, dazu war ich viel zu sehr beschäftigt, den Kopf oben zu behalten. Erst als ich mich mühsam aus dem Schnee, der mich wie eine Lawine rings umgab, herausgearbeitet und wieder auf den Beinen stehend an der himmelhohen Schneewand hinaufsah, die ich so übereilt hinabgesegelt, kam mich etwas wie Schrecken über die doch glücklich bestandene Lebensgefahr an. Mein Freund, der von mir aus wie ein schwarzes Pünktchen aussah und eine halbe Stunde brauchte, bis er am Rande des die Schneewand begrenzenden Felsens mühsam hinabgeklettert war, erzählte mir, daß er von mir nichts als einen lawinenartig herabstürzenden Schneeball gesehen und mich verloren geglaubt habe. Leider hatten wir jetzt, blutend, durchnäßt und zerschunden, wie ich es war, auch noch vier Stunden sehr mühseligen Weges zurückzulegen, bis wir vom Fähler- zum Sämtisersee und an diesem vorbei hinab ins Weißbad und da zur Möglichkeit einer Erquickung und Herstellung

kamen. Da diese, ob des ganz zerrissenen Schuhzeugs, für mich nicht ohne Schwierigkeiten war, so ließ ich meinen Gefährten vorauseilen und erholte mich erst, ehe ich den Rückweg nach Konstanz von dieser so dramatisch abgeschlossenen Schweizerreise antrat. — Besteht der Reiz solcher halsgefährlicher Bergtouren doch eigentlich darin, daß man aus dem beständigen Kampfe mit einer furchtbaren Natur als Sieger hervorgeht, so hatte ich, obwohl arg zerbläut, dieses triumphierende Gefühl doch vollständig.

Der Herbst von 1835 ward mir dann bei der Rückkehr nach München durch die erste große, in den Sälen der Akademie abgehaltene Kunstausstellung merkwürdig. Es sind mir von derselben fast nur ihre beiden Pole, der Karton des „jüngsten Gerichts“ von Cornelius und die Darstellung des Einzugs König Ottos in Nauplia von Peter Heß im Gedächtnis geblieben, allerdings beides Werke, denen das halbe Jahrhundert seither kaum viel von ihrer Bedeutung hat rauben können. — Das Heßsche Bild, dem kurz zuvor die beiden Tiroler Schlachten des Meisters vorausgegangen waren, fesselte die Bewunderung der Münchener dermaßen, daß es immer belagert war, wie es denn den Sieg der realistischen Kunstrichtung bei uns Jüngeren sofort entschied. Ein wenig bunt, aber doch harmonisch gefärbt, wie es ist — Helldunkel und graue Töne kannte die damalige Malerei ja nicht — fesselte es uns schon darum so tief, weil es ein so interessantes Stück Leben, die Berührung zweier Welten mit vollendeter Ehrlichkeit und großem malerischen Talent wiedergab. Die Plastik und wunderbare Poesie des Orients wie die bei maßloser Nüchternheit offenbare Überlegenheit des Occidents konnten nicht frappanter dargestellt werden.

Bei Cornelius aber empfanden wir trotz allen Respekts vor dem auch persönlich hochbeliebten Meister des jüngsten Gerichts doch zu deutlich, daß seine Kunst weder unseren Idealen, noch unserem Charakter oder der Zeit irgend entsprach. Cornelius hat denn auch niemals irgend eine Figur gemacht, die sich dem Gedächtnis als lebendig und der Natur abgestohlen eingeprägt hätte, sie sind alle entweder großartige Geschöpfe seiner Phantasie oder bloße Reminiscenzen an andere Kunstwerke ohne eigentliche Lebenskraft. Man bewundert ihn, wenn man sie sieht, man glaubt ihm aber nicht, was man bei Rafael und Michelangelo doch immer thut.

Daß mir von allen übrigen Schätzen dieser Ausstellung so wenig im Gedächtnis hängen geblieben ist, beweist mir nur ihren geringen Gehalt, denn von der Berliner Ausstellung, die ich nur ein Jahr später sah, erinnere ich mich noch an eine große Zahl von Bildern.

Mit München aber wußte ich überhaupt nichts Rechtes mehr anzufangen. Hanfstängl hatte schon seit dem Frühjahr sein Geschäft nach Dresden verlegt, um dort die berühmte Galerie lithographiert herauszugeben. Jetzt lud er mich ein, Mitarbeiter bei dieser Unternehmung zu werden, und ich sagte mit Vergnügen zu. Eigentlich nur, um etwas anderes zu sehen, als das mir bereits überdrüssige München, wo man nichts lernen konnte, da es selber offenbar in einem Umwandlungsprozeß begriffen schien. War doch der Klenzesche Klassizismus bereits entthront und Gärtner mit seiner Romantik an die Stelle getreten, die des Cornelius aber ward offenbar durch den viel moderneren Kaulbach ersetzt. Weil es neu war, gefiel uns dies mönchische Zeug von Gärtner, wie es jetzt in der Bibliothek, Ludwigskirche und

Universität mit unerhörtem Doktrinarismus florentinische und oberitalienische Muster kopierte, doch, weil wir eben die Originale nicht kannten. Ja, wir hätten beinahe die maßlose Langweiligkeit und finstere Öde der von ihm jetzt fortgesetzten Ludwigsstraße für schön gehalten. Entsprach sie doch wenigstens der finsteren katholischen Reaktion, die mit Abel an die Spitze der Regierung gekommen, weit eher als das Klenzesche Griechentum.

Vor meiner Abreise wohnte ich indes noch der Enthüllung von einigen edlen Kunstwerken bei. Zunächst der von Rauchs Max-Joseph-Monument und Nehers Isarthorbild. Letzteres gefiel mir auch sehr, die Vortrefflichkeit von Rauchs Arbeit fühlte ich dagegen sonderbarerweise nicht, weil mich die von vorne allerdings sehr unglückliche Silhouette des Ganzen störte, wo der dicke König notwendig bei der kleinsten Bewegung von seinem Sessel herabfallen zu müssen scheint. Umso mehr entzückte uns alle die zweite Hälfte der nunmehr auch vollendeten Rottmannschen Arkaden-Landschaften. Da hier der Meister der Freskotechnik viel mehr Herr geworden, so ist etwas in seiner Art ganz Einziges daraus entstanden, das heute noch wie damals erfreut.

Kurz vor Weihnachten nahm ich von München und den Kameraden Abschied, die mir der Zufall in den Weg geführt. Denn daß ich mir sie jemals ausgesucht hätte, kann ich nicht sagen, da ich noch ein viel zu arger Idealist und schlechter Beobachter war, um Charakter und Fähigkeiten der Menschen auch nur einigermaßen zu verstehen, mit denen mich das Schicksal zusammengeführt. Gutmütig und lustig lief ich mit den andern und merkte weder, wie wenig sie zu mir paßten, noch wie ich eigentlich selbst geartet war. Nie hat

jemand weniger Welt- und Menschenkenntnis besessen, als ich damals, den darum fast alle Freunde gar oft umso eher mit dem Gefühl großer Überlegenheit neckten, als sie ja gar bald sahen, daß ich mich über meine Begabung selbst vollständig täuschte. — Wäre ich nicht wenigstens an Kenntnissen und Bildung den meisten überlegen gewesen, so würde ich bei meinem Mangel an eigentlich schöpferischem Talent eine sehr schlechte Rolle unter ihnen gespielt haben. Aber das Leben wäre ja entsetzlich langweilig, wenn es nur praktische Leute erzöge, die ihren Vorteil geschickt verstehen und immer rasch wahrzunehmen wissen. Es muß auch Träumer geben, die nur in ihrer eigenen Welt, nicht aber in der wirklichen Bescheid wissen. Ein solcher Träumer war ich nun unzweifelhaft, also doch ein Stück von einem Poeten, wenn auch nicht Künstler.

IV.

Dresden 1836—37.

Zu der Reise von München nach Dresden, die man jetzt in fünfzehn Stunden macht, brauchten wir damals mit dem Hauderer acht Tage. Bis Nürnberg drei, wobei wir umso erbärmlicher froren, als wir, d. h. zwei meiner überlegenen Welterfahrung anvertraute jugendliche Angehörige Hanfstängls und ich, auch noch mit Kleidern sehr schlecht ausgerüstet waren, z. B. weder wollene Jacken noch Strümpfe besaßen. Vom Wege kannte ich, der in Hellas und Rom, in Amerika und Indien sehr gut Bescheid wußte, gerade so wenig als von Sachsen und seiner Hauptstadt selber. Als wir am dritten Nachmittag nach Nürnberg kamen, war gerade die Nürnberg-Fürther Eisenbahn als erste in Deutschland eröffnet worden. Daß das der Beginn einer so vollständigen Weltumwälzung sei, als seit der Erfindung der Buchdruckerkunst keine mehr stattgehabt, davon hatte eigentlich niemand eine Ahnung, am allerwenigsten wir. Indes wollten wir die Bahn natürlich auch befahren, leider aber war gerade der einzigen vorhandenen Lokomotive etwas zugestoßen, so daß sie an diesem Abend nicht mehr amtieren konnte. Dafür fuhren wir andern Tags nach Bayreuth in offenem Wagen

bei großer Kälte, so daß wir halb erfroren ankamen. Von dort mieteten wir wenigstens eine gut geschlossene Arche Noah, die uns in vier Tagen in Dresden abliefern sollte. Als wir aber ins Erzgebirge kamen, hatte es so geschneit, daß wir bei Langen-Lungwitz einen Berg hinauffahrend zuletzt stecken blieben im Schnee und nur dadurch endlich weiter kamen, daß wir alle drei ausstiegen und bis über die Knie im Schnee watend den Wagen mit aller Anstrengung den Berg hinauf schoben. Als wir in Zwickau schon spät am Weihnachtsabend ankamen, machte es mir einen besonders wehmütigen Eindruck, überall die Fenster erleuchtet und die Christbäume angezündet zu sehen, während wir allein in fremdem Lande bei dunkler Nacht vorbeifuhren. Endlich kamen wir am Abend des ersten Weihnachtstages in Dresden an. Hatten mir die einförmig düsteren Schneelandschaften der Reise kaum einen Eindruck gemacht, so konnte der Dresdens aus demselben Grunde auch nicht sehr vorteilhaft sein. Umsomehr als von alledem, was heute die Stadt so reizend macht, damals noch fast nichts existierte als die Brühlsche Terrasse, der Zwinger und die katholische Kirche, für die ich beide nicht allzuviel Verständnis mitbrachte. Nur als mich Hanfstängl in der damals noch am Neumarkt befindlichen Galerie herumführte, die mit ihren einen inneren und äußeren Kreis bildenden Sälen weit großartiger aussah, als jetzt, imponierten mir die reichen Schätze derselben doch gewaltig, und es schien mir eine schöne Aufgabe, sie wiederzugeben. Wie wenig meine Kraft dem gewachsen war, davon hatte ich glücklicherweise gar keine Ahnung. Ja, meine Mitarbeiter wie ich überschätzten unsere Wichtigkeit ganz ungeheuer. Denn während wir in München noch gar nicht

mitgezählt hatten, erfreuten wir uns hier bei den höflichen Sachsen freundlicher Beachtung und Gleichstellung als Künstler — weil wir Fremde waren —, denn als Einheimische hätte man sich sehr viel weniger um uns bekümmert. So aber wurden wir als „Münchener" bald mit der ganzen Künstlerschaft, ja selbst mit Semper und Rietschel, ihren kaum angestellten jungen Führern bekannt. Beider Thätigkeit sollte ich sofort kennen lernen, da sie eben zu irgend einem Jubiläum den Alt- und Neumarkt mit zwei riesigen Monumenten in Gips und Pappe geziert hatten, die noch standen, als ich kam, und mir einen gewaltigen Eindruck machten. Sonst war von künstlerischer Thätigkeit freilich fast nichts zu bemerken; der Abstand von München war ein ungeheurer nach dieser Seite hin, in der damals noch unendlich verzopften und überdies unleidlich sentimentalen Stadt. Die Grenadiere der Garde strickten da auf der Wache und hängten dabei ihre langen Beine zu den Fenstern der Residenz in der Schloßgasse heraus. Der Posten, der im Hofthore der Galerie stand, hatte immer einen Roman aus der Leihbibliothek in der Hand und das Gewehr gemütlich an die Wand gelehnt, wenn wir da heraus kamen. Alle Männer überhaupt lasen, wie die Frauen sogar in den Konzerten strickten. Die sächsische Residenz war eine reine Beamten- und Fremdenstadt, Industrie oder ein freies, auf sie gestütztes Bürgertum gab es noch gar nicht. Die lange Kriegsnot, von der Sachsen ja mehr mitgenommen worden als irgend ein anderer Staat, hatte ihre Spuren besonders in der allgemeinen Armut hinterlassen, welche die natürliche Genügsamkeit der Sachsen ins Unglaubliche gesteigert hatte. Aß und trank man schon in den Restaurationen sehr schlecht, so

war das in den Familien noch viel mehr der Fall. Dadurch war denn der Menschenschlag auffallend herabgekommen, und alle um die innere Stadt herumlaufenden Spaziergänge schienen bei schönem Wetter eine förmliche Ausstellung von verkrüppelten Kindern, Buckligen und Lahmen aller Art. Als ich später nach langen Jahren, wo sich der Wohlstand und mit ihm die Ernährung der Menschen dort so gehoben hatten, diese Bevölkerung wieder sah, so wunderte ich mich über nichts so sehr, als wie sich die Rasse gegen früher verbessert hatte. Dagegen war man auch damals in Kleidung und Wohnung viel eleganter als in München, wo man so viel mehr auf gut essen und trinken als schön wohnen hielt. Die Beamtenswitwe, bei der ich mich eingemietet hatte, besaß, wie ich nach und nach herausbrachte, fünf seidene Kleider, lebte aber mit ihrer Tochter mittags gewöhnlich von einem Häring und Kartoffeln. Das alles, wie die allgemeine Höflichkeit, zeugte von einer Bevölkerung, die ehedem reich und gebildet, nur durch die Not der Zeiten so herabgekommen war, die aber in ihrer Genügsamkeit wie Fleiß und Bildung und ihrem treuen Familiensinn alle Eigenschaften besaß, um sich unter günstigeren Umständen wieder rasch zu heben, wie sie es ja auch gethan. Hatte König Ludwig nun durch seine Kunstbegeisterung einen großen Zug und idealen Gehalt ins Münchener Leben gebracht, so konnte man hier, wo derselbe ja ganz fehlte, so recht die Wirkungen der deutschen Kleinstaaterei auf den Charakter der Bevölkerung studieren, durch die unendliche Philisterhaftigkeit, Kleinlichkeit und Engherzigkeit, die eine Existenz, der alle Würde eines großen nationalen Lebens abgeht, notwendig im einzelnen hervorbringen muß. Klatschig und

neugierig, hatte sie einen ungemessenen Respekt vor allen Fremden, und ein Engländer, Franzose oder Russe konnte sich alles da erlauben. Der singende sächsische Dialekt trug dann noch das seinige dazu bei, diese ganze Welt, die in ihrem Gebahren so auffallend an die zierlichen Zopffiguren der alten Meißener Porzellanfabrik erinnerte, höchst lächerlich erscheinen zu lassen. — Daß die Sachsen bereits 1830 eine Art Revolution gemacht hatten, bei welcher der Thronerbe zum Mit-Regenten ernannt worden, eine Konstitution eingeführt und in lächerlicher Nachahmung der Pariser Nationalgarde eine „Kommunalgarde" errichtet worden war, kurz, daß sich ein tiefgehender Umschwung hier wie überall in Deutschland vorbereitete, das konnte ich Fremder natürlich zunächst am wenigsten bemerken.

Einen Landsmann, der zum Hauptmann in dieser „Kommunalgarde" gewählt worden war und sich später politisch noch sehr hervorthun sollte, lernte ich jetzt gleich kennen: Franz Wigard, der 1848 in Frankfurt und später noch in Sachsen als Volksvertreter eine ehrenhafte Rolle spielte. Schon absolvierter Jurist, war er in München Gabelsbergers Schüler geworden und amtierte jetzt als Direktor des stenographischen Instituts in Dresden. Ein durch und durch biederer und mannhafter Charakter, übernahm er als ehemaliger Senior der Pfälzer in München das Amt, mich einzupauken, was mir und ihm viel Schmerzen machte, da ich, gereizt über die Art, wie er mich durchklopfte, es zuletzt doch einmal dahin brachte, ihm durch eine glückliche Quart drei Vorderzähne fast ganz herauszuhauen. Doch das störte unsere Freundschaft nicht, an die ich noch immer mit Vergnügen zurückdenke, da man einen originelleren Kauz kaum

kennen lernen konnte. So fing er später, nachdem er 1849 durch seinen Radikalismus beim Beustschen Regiment mißfällig geworden und aus seinem Amt entfernt worden war, noch als Fünfziger Medizin zu studieren an, machte ein sehr gutes Examen und ward nun bei dem Ansehen, das er in der liberalen Dresdener Bürgerschaft genoß, rasch einer der beliebtesten Ärzte!

Bald nach meiner Ankunft machte eine Ausstellung von Düsseldorfer Bildern, die Bendemanns Jeremias, Lessings Hussiten und einiges andere enthielt, ungeheures Aufsehen in Dresden. Offenbar weil sie so ganz anders aussahen als die Bilder, die man in der Galerie zu sehen gewohnt gewesen. Während nun Jeremias mir immerhin schon dadurch imponierte, daß seine Figuren in dieser wilden Zerstörungsszene noch so elegant frisiert erschienen, so konnte ich mich mit der etwas kleinlichen und stimmungslosen Malerei des Hussitenbildes gar nicht befreunden. Beide Kunstwerke ernteten indes einen unermeßlichen Beifall und führten zur Berufung Bendemanns und Hübners an die Dresdener Akademie, wo sie im ganzen auch wohlthätig gewirkt haben. Indem ich, vor den Bildern stehend, nun darüber nachdachte, kam ein von der Gicht ganz gebeugter alter Herr mit zwei Damen am Stock hereingehinkt. Der mächtige Kopf mit der hohen Stirn fesselte aber durch zwei so funkelnde Augen, daß ich den Blick gar nicht mehr von ihm abzuwenden vermochte und mir gleich dachte, das könne nur der damals auf der Höhe des Ruhmes befindliche Ludwig Tiek sein. Er war es denn auch, der mit seiner Tochter Dorothea und der Gräfin Finkenstein gekommen war, um sich diese neuesten Zeugen des Aufschwungs der deutschen

Malerei anzusehen. In Dresden war er mehr gefürchtet als geliebt, weil er eben den faunischen Phrasenmacher Böttiger und das Urbild aller Häßlichkeit, den Redakteur der damals vielgelesenen Dresdener Abendzeitung, Herrn Hofrat Winkler als Theodor Hell in seinen Novellen wohlverdientermaßen fast vernichtend geschildert hatte. Denn an beißendem Berliner Witz fehlte es ihm ja gar nicht, wenn auch vielleicht an echter Gestaltungskraft. Damals galt er indessen wenigstens als Abgott aller alten Jungfern, wie der ihm vorausgehende Tiedge, den ich als gebückten weißhaarigen Herrn mit Fräulein von Tettenborn noch öfters gehen sah, die sich nach dem Tode der alten Frau von der Recke des greisen Mannes hilfreich annahm. Mit einem andern dieser damaligen Dresdener Dichter sollte ich sogar bald persönlich bekannt werden: mit dem alten Obersten von Witzleben, der als Gustav von Tromlitz sehr sentimentale „historische Novellen" schrieb, die er uns dann selber vorlas und regelmäßig bei den rührenden Stellen zu schluchzen anfing, was bei dem riesigen Mann, der als tapferer Kürassier-Oberst einst die hanseatische Legion geführt, gar komisch aussah. Ich habe sein Bildnis damals lithographiert und war so mit ihm und seinen zwei sehr schönen Töchtern bekannt geworden. Eine andere Dresdener Berühmtheit lernte ich dagegen nur bei einem der in Dresden und Berlin eine große Rolle spielenden Schweizer Zuckerbäcker kennen. Denn Dresden war die eigentliche Kuchenstadt, und keine Hausfrau oder Köchin konnte auf den Markt gehen, ohne sich unterwegs durch ein Stück Kuchen zu stärken. Die Herren aber lasen da die Journale bei einer Tasse Thee oder Cacao. Dort fiel mir

denn eines Tages ein kleiner, buckliger, alter Herr auf, der mit tönender Stimme und großem Pathos bald sittliche Entrüstung, bald Schnurren zum besten gab. Es war der „Pfefferkörner" Maltiz, von seinen Freunden der tausendjährige Baron genannt, weil er sich auf seinen alten Adel nicht wenig zu gute that, trotz allen Freisinns. Von solchen Schöngeistern stak Dresden ganz voll und man lernte sie bald wohl oder übel kennen. So traf ich bei Tische auch den wahrhaft liebenswürdigen Julius Mosen, damals ein junger Advokat, dessen tragisches Schicksal in seinem mulattenartigen Gesicht, mit den großen schwermütigen Augen, vorausverkündigt war. Am interessantesten erschienen mir indes die Größen des Theaters, vor allem die unvergleichliche Schröder-Devrient, deren Genie noch mehr bezauberte als ihre Schönheit, welche doch als die einer üppigen Blondine, mit wahrhaft antiker Gesichtsform, kaum zu überbieten war. Weniger sympathisch mutete mich dagegen der Abgott aller Damen, der herrliche Emil Devrient an, der gerade seine glänzendsten Triumphe feierte. Dies that auch, zu meiner zeitweisen Beunruhigung, die unserem Atelier in der Galerie gerade gegenüber wohnende Karoline Bauer, ein verführerisch reizendes Weib, dem ich nachher auch noch auf Bällen oft begegnete. Mein bischen Porträtkunst führte mich in dieser Zeit, wo uns Steinzeichner die Photographie noch nicht überflüssig gemacht hatte, bald in allerhand Kreise, wo man dem jungen Menschen selbst seine burschikosen Sitten verzieh, weil er ja ein Fremder war. Denn das mußte man sein, wenn man irgend welche Beachtung finden wollte im damaligen Dresden, wo dieser schlechte Charakterzug der Deutschen bis zur Karikatur ausgebildet war.

Mit der Nachbildung der Galeriebilder ging es allmählich auch immer besser, und das Werk fand einen großen Beifall beim Publikum. Nichtsdestoweniger konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich im Grunde bei diesem ewigen Kopieren ohne Naturstudium wenig lernte, dazu hätte ich viel begabter sein müssen. Außer Hanfstängl selber, der die meisten Platten vollendete, kam im Grunde keiner von uns allen vorwärts, da wir gar keinen Begriff davon hatten, unsere Zeichnungen mit Geschmack und Freiheit zu behandeln. Dies dunkel fühlend, suchte ich immer mehr Porträte zu bekommen, wo ich doch die Natur studieren konnte, und in der That fanden sich bald reiche Polinnen und Russinnen, bei denen Dresden damals sehr beliebt war, die sich von mir verewigen ließen. Dadurch konnte ich mir so viel ersparen, daß es zu einem Besuche der Berliner Ausstellung im Herbst 1836 langte. Diesmal fuhr ich bereits im Postwagen. Neben mir saß ein Student, der auch von längerer Ferienreise zurückkehrte und mir durch sein gehaltenes und gediegenes Wesen außerordentlich gefiel. Ich hatte Gelegenheit, ihm eine kleine Gefälligkeit zu erweisen und sah ihn deshalb auch in Berlin noch einmal. Er hieß Curtius und ward der nachmals so berühmte Archäologe. In Berlin kamen wir früh an, und da ich in dem „König von Portugal" abgestiegen war, welcher dem Schlosse gegenüber an der Spree lag, so machte ich meinen ersten Ausgang an diesem vorbei, den „Linden" und der Akademie zu, in deren Sälen die Ausstellung stattfand. Die damalige Leere und Öde der weiten Straßen war förmlich unheimlich, und außer dem herrlich majestätischen Schlosse selber wollten mir auch die Gebäude nicht behagen. Als ich beim Zeughaus

vorbei ging, fragte ich einen mit großem Stock würdevoll einherschreitenden Philister, wo denn der König wohne. Er wies mir links das seither so berühmt gewordene Palais und sagte feierlich ernsthaft: Da wohnt unser aller Vater! Das kam mir, da ich mich schon in der hellsten Opposition gegen das ganze offizielle Deutschland befand, nahezu komisch vor, ich begriff noch nicht, welche Stärke dem Staat aus solcher Anhänglichkeit der Bürger an den Regenten erwächst. Doch ich sollte gleich dafür gestraft werden, denn vor mir her sang plötzlich ein Schusterjunge „Konstanz liegt am Boden—Bodensee, wer's nicht glaubt soll selber seh“..... Da wähnte ich mich verraten und war sehr geneigt, dies als eine persönliche Anspielung zu betrachten, fühlte mich aber doch bald geschmeichelt, daß man meine Vaterstadt so weit in der Fremde kannte. Im übrigen glich Berlin damals einer einzigen großen Kaserne, mit seiner unsäglich ärmlichen und langweiligen Bauart, die jedes individuellen Charakters entbehrte in ihrer tödlichen Einförmigkeit und ihrer grenzenlosen Nüchternheit. Nur daß Zeughaus, Universität und Akademie neben einander und dem Königspalast gegenüber standen, das imponierte mir als ein Beweis der Achtung vor den geistigen Waffen. In der Ausstellung empfand ich dann wahres Entzücken vor der Düsseldorfer Romantik, die alles beherrschte. Neben den mir schon bekannten Hussiten und dem Jeremias gefielen mir am meisten Hildebrandts „Ermordung der Söhne Eduards“ und Sohns „Urteil des Paris“, weil die Göttinnen da so hübsch deutsch aussahen und die Mörder bärtigen Malern so ähnlich. Einige Dutzend „Goldschmieds Töchterlein“ und „Leonoren“, sowie des älteren Begas' „Lorelei“ vervollständigten dann

den romantischen Zauber. Besonders an der letzteren, wie an Magnus' „Heimkehrenden Piraten", der so gemütlich und gar nicht blutgierig aussah, konnte ich mich kaum satt sehen. Daß dies Übermaß von süßlicher Sentimentalität mir nicht zuwider ward, begreife ich heute noch nicht. — Am meisten entzückte mich indes des alten Meyerheims „Schützenkönig", als ein wenn auch noch so nüchterner Griff ins wirkliche Leben, so daß ich ihn, d. h. den Schützenkönig, gar nicht wiedererkannte, als ich ihn nach fünfzig Jahren in Berlin wiedersah. Inmitten dieses von Düsseldorf bis Berlin alles überschwemmenden Meeres von Zuckerwasser kamen mir Leopold Roberts „Schnitter" ungeheuer hart aber wahr vor, was sie doch beides nicht sonderlich sind. Auch zwei andere Bilder französischer Romantiker, die sich dahin verirrt, von Roqueplan und irgend einem anderen, erschienen mir schrecklich wild und ungezogen. Ebenso ging es mit den Landschaften, von denen man nur italienische mit wunderbaren Sonnenuntergängen, oder Düsseldorfische vom Rhein und der Eifel sah, alles in demselben kleinlichen und süßlichen Geist, dem trostlos mageren und dürftigen Machwerk, die das ganze künstlerische Deutschland damals zu beherrschen schienen und neben denen des Cornelius großartiger Ernst freilich ein unvergleichlicher Fortschritt zu einer männlichen Kunst war, wenn auch jene die gründlich verkommenen Zustände Deutschlands vielleicht treuer abspiegelten. Gleichzeitig waren aber auch die Zeichnungen des jungen Menzel zur preußischen Geschichte ausgestellt, die einen ganz anderen, echt nationalen Geist atmeten, die ich aber gar nicht bemerkte. Wie man denn gerade das beste in der Kunst nur zu oft als selbstverständlich betrachtet und deshalb übersieht.

Im ganzen war mir das damalige Berlin mit seinen überall die Ahnung einer großen Zukunft verratenden Ansprüchen und seiner ärmlichen Gegenwart ziemlich unsympathisch durch den Geist herber Strenge und männlicher Kraft, der, den hochachtbaren Grundzug des Staates bildend, im sonderbarsten Gegensatz stand zu der so schwächlichen Kunst und Litteratur, wie zur Gesellschaft selbst. So sah ich im Theater die Crelinger als Königin in der „Braut von Messina". Sie harmonierte ziemlich mit dem mir bald ganz unverdaulichen Griechentum Schinkels und Rauchs antikisierenden Generalen vor der dorischen Hauptwache. Ebenso entsetzte mich die ungeheure Säulenhalle des Museums mit den elenden Kabinetten dahinter und dem noch ärmlicheren Bilderschatz selber. — Also überall schreiende Widersprüche, die ich absolut nicht aufzulösen wußte. Zum Beschluß lernte ich noch eine Anzahl der dortigen Künstler kennen, so den geistvollen, aber fahrigen Magnus, dann Hosemann, den witzigen Vertreter des echt berlinerisch-schnöden Geistes, den realistischen Marinemaler Krause und den sentimentalen Romantiker Hopfgarten. Sie alle glichen sich darin, daß sie für französische Kunst schwärmten — jedenfalls das beste Mittel, nie zu einer deutschen zu kommen. Ein einziges Kunstwerk machte mir denn auch einen mächtigen Eindruck: Rauchs Denkmal der Königin Luise, während ich das des großen Kurfürsten von Schlüter, an dem ich doch alle Tage vorbei mußte, noch gar nicht verstand ob seines affektierten Römertums, so wenig als sein machtvolles Schloß. Mehr verwirrt als belehrt kehrte ich nach vierzehn Tagen in mein gemütliches Dresden mit seinem schlechten Kaffee und noch schlechteren Bier zurück, voll der

Empfindung, etwas immerhin Eigenartiges und Bedeutendes wenn auch zwischen Zuchthaus und Kaserne die Mitte haltendes und darum wenig Ansprechendes gesehen zu haben. Daß es naturwüchsiges und gesundes im damaligen Deutschland überhaupt nicht viel gab, das mir zu sagen, war ich zu jung.

In Dresden dehnte ich den Kreis meiner Bekanntschaften unter den Künstlern allmählich doch immer mehr aus, wenn auch mit dem drückenden Gefühl, gar nicht ebenbürtig zu sein. So lernte ich eines Abends in der sich allwöchentlich versammelnden Künstlergesellschaft auch den berühmten norwegischen Landschafter Dahl kennen, einen kleinen, feingebauten Mann mit nervösem, blassem Gesicht, der mich einlud, ihn einmal in seinem Atelier zu besuchen. Er war der früheste entschlossene Naturalist unter den Dresdener Landschaftern, die alle noch Klengel, oder vielmehr Claude Lorrain talentlos nachahmten, während er, unzweifelhaft ein sehr begabter Mann, der einzige war, welcher einige Freiheit und einen großen Zug in seinem Schaffen zeigte. Als Vorläufer hatte er den romantischen Stimmungsmaler Friedrich gehabt, der vielleicht noch genialer war als er und von dem ein großes Bild, ein Mondschein am Meer, im Atelier unter seinen eigenen Werken hing. Als ich nun zu Dahl kam, empfing er mich im Vorzimmer, während eine vornehme Dame sich noch im Atelier umsah. Bald kam sie aber heraus, stürzte auf den kleinen Mann mit gemachtem Entzücken zu und sagte ihm: „Ach, lieber Professor, welche Genüsse verdanke ich Ihren Werken! Aber von all dem Schönen hat mir doch weitaus am besten Ihr wundervoller Mondschein am Meer gefallen!“ . . . . und zeigte auf

Friedrichs Bild. Der Professor, zu artig, um sie in Verlegenheit zu bringen, protestierte nicht gleich gegen seine Autorschaft, so daß sie nichts ahnend fortfuhr: „ja, dies herrliche Bild ist doch von allen weitaus das beste“ . . .

Wenn man fühlt, daß man irgendwo nicht recht am Platze ist, so wird man gewöhnlich leichtsinnig. So trieb ich mich denn auch in allerhand Liebschaften und geselligen Zerstreuungen herum, um die Nichtigkeit meines gedankenlosen Lebens am Lithographiertisch zu vergessen. Das führte mich auch nach Leipzig im nächsten Jahr, um dort die durch den neu eingeführten Zollverein ungeheuer gewachsene Messe zu sehen und zugleich eine eben stattfindende Kunstausstellung. Dort gab es außer der ganz dominierenden Düsseldorfer Romantik auch einige französische und belgische Bilder, unter denen ein Sklavenhändler von Biard den ersten Platz einnahm. So viel verstand ich nun bereits, um zu sehen, daß dieser Franzose das Handwerk seiner Kunst ganz anders beherrschte als die frommen Düsseldorfer. Nun hatte auch noch ein Leipziger Kaufmann, Namens Schletter, eine ganze Sammlung von ausschließlich französischen Bildern angelegt, unter denen die besten Namen, Delaroche, Bellangé, dann besonders gut Calâme vertreten waren. Ihre technische Überlegenheit über die Deutschen war so unzweifelhaft, daß sich dadurch umso mehr der Wunsch in mir festsetzte, die französische Kunst an der Quelle zu studieren, als die von dort kommenden Lithographien und Stiche dieselbe Überlegenheit im Können auch zeigten. Denn der Aberglaube steckte in meinem, wie in jedem deutschen Kopf, daß ich meinte, Technik lasse sich vom Inhalt trennen und besonders erwerben. Daß ich aber in Dresden oder München ebenso

gut hätte besser zeichnen lernen können, wenn ich nicht zu faul gewesen wäre, das fiel mir nicht ein. Überdies wünschte ich nur immer mehr, von dem mir gründlich zuwider gewordenen Dresden wegzukommen, dessen Kunst damals an unheilbarem Siechtum krankte. Hatten mir doch in den zwei Jahren, die ich da schon bald zugebracht, nur zwei neuere Kunstwerke einen Eindruck gemacht. Das erste zeigte eine Überfahrtsszene bei Sonnenuntergang über die Elbe am Fuße des Schreckensteins. Es war von einem ganz jungen Manne, der eben aus Italien zurückgekehrt war und Ludwig Richter hieß. Ein Brautpaar, sowie noch einige Jünglinge und Mädchen im Kahn lauschten einem böhmischen Harfenspieler, während der greise Fährmann sie übersetzte. Trotz mühseligen Machwerks ergriff das Bild durch die gesunde Romantik seiner Auffassung mächtig jeden, der sich hinein vertiefte. Man dachte unwillkürlich an den Strom des Lebens, dessen Übergang auch uns durch Kunst und Liebe allein beglückend gemacht wird. Bald lernte ich auch den eben nach Dresden an die Akademie berufenen, ebenso stillen und bescheidenen als durch sein leuchtendes Auge poetisch anmutenden Künstler selber kennen, der nun bald so großen Ruf erlangen sollte. — Das zweite dieser Kunstwerke stellte eine ins Bad gehende Nymphe dar, in weißem Marmor mit schüchterner Zierlichkeit ausgeführt, ohne doch irgend die Canovasche Süßigkeit zu atmen, sondern ganz deutsch, gesund und keusch. Es war von Rietschel, der mir auch schon bekannt geworden, und gehörte dem berühmten Kunstkenner und Tabakshändler Herrn von Quandt, einem dicken, hinkenden Bonvivant, dessen kaustischer Witz mir viel sympathischer war, als Richters oder Rietschels demütige

Sentimentalität, die ihnen Zeit und harte Jugend anerzogen, obwohl sie im Grunde weder dem Charakter des einen noch des andern entsprach. Denn Richter hatte einen selten unabhängigen Geist, wie man das aus seinen nachgelassenen Tagebüchern ersehen kann, wo er die römisch-deutschen Romantiker schon viel richtiger beurteilt, als es zu jener Zeit irgend jemand gethan hat. Seinen köstlichen Humor zeigte er aber nur flüsternd im engsten Kreise, wenn er mit Öhme und Peschel, seinen intimsten Jugendfreunden, im Café so still zusammensaß, daß man dies Kleeblatt bald „die heiligen drei Könige" taufte. Rietschel aber, der zwischen einem Vulkan und einem armen Dorfschulmeister in Aussehen wie Charakter die seltsamste Mitte hielt, besaß bei aller anerzogenen Demut doch die ganze Glut, ja Unersättlichkeit des Genies, und hatte nicht umsonst vier Frauen nacheinander geheiratet. Mit diesen beiden Männern und dem ebenfalls erst kürzlich angestellten Semper war ein vollständig neues Kunstleben für Dresden angebahnt, sie trugen jeder eine neue Welt im Busen, wie sich das nun bald erweisen sollte. Davon hatte ich freilich keine Ahnung!

V.

Leipzig 1838—39.

Dresdens herzlich müde, nahm ich unmittelbar vor Weihnachten 1837 das Anerbieten eines Leipziger Kunsthändlers an, schleunig zu ihm zu kommen, um den durch König Ernst August eben aus Göttingen vertriebenen Dahlmann auf Stein zu zeichnen. Daß ich Elb-Florenz erst nach anderthalb Jahren und auch da nur vorübergehend wiedersehen sollte, vermutete ich freilich so wenig, als daß ich durch diesen Ausflug in eine ganz neue Bahn geworfen ward. Wir sind und bleiben eben Spielbälle des Schicksals, Zufall und innere Notwendigkeit verhalten sich im Gewebe unseres Lebens wie Kette und Einschlag!

Es war also wiederum Weihnacht, als ich bei furchtbarer Kälte von Dresden zu derselben Stunde abfuhr, wie ich da vor zwei Jahren angekommen war. Nur mit dem Unterschied, daß ich es inzwischen wenigstens zu einem warmen Mantel gebracht hatte und den Eilwagen benützte statt des Hauderers. Begreiflich kam ich am Morgen doch sehr erfroren an bei meinem Kunstverleger, der mich jetzt ebenso gastlich aufnahm, als er mir später ein lieber Freund geworden ist. Er hatte erst kürzlich das alte Geschäft eines

Italieners, Pietro del Vecchio, am Markt übernommen und es durch seine Thätigkeit rasch heraufgebracht. Andern Tags schon machte ich mich an die Arbeit, da es galt, das ungeheure Interesse rasch auszunützen, das ganz Deutschland an dem Geschick wie den Personen der eben durch einen brutalen Despotenstreich von Amt und Heimat vertriebenen sieben Göttinger Professoren nahm. Kein Zweifel, daß es viel geschicktere Zeichner am Orte selber gab, als ich einer war, aber in Leipzig grassierte die alte deutsche Untugend, nur das Fremde zu achten, das Heimische aber gering zu schätzen, noch viel mehr als in Dresden, und so glaubte denn mein guter Süßmilch — so hieß der Verleger — ein viel besseres Geschäft zu machen, wenn er für teures Geld einen „Münchener" Künstler kommen ließe. Hätte er einen Pariser ebenso schnell haben können, so würde er unzweifelhaft einen solchen haben kommen lassen.

Da Dahlmann bereits zugesagt hatte, so erschien er denn richtig zur angesetzten Stunde. Eine hohe, starkknochige Gestalt mit dunkelglühenden Augen unter einer mächtigen, von schwarzem, borstig emporstehendem Haar eingefaßten Stirn, finster und schweigsam, war er das Ideal eines Rechtslehrers, ja er hätte gleich als Höllenrichter bei einer in der Unterwelt etwa eintretenden Vakanz eintreten können. Auch im Verlauf der Sitzungen blieb er sich vollkommen gleich und flößte mir damals, wie zehn Jahre später, wo ich ihn in Frankfurt noch einmal zu zeichnen hatte, immer die größte Hochachtung ein, da er so vollkommen frei von aller Professoreneitelkeit war, wie meines Wissens kein zweiter.

Einer ganz ungewissen Zukunft entgegengehend, auf

Unterstützung der Gesinnungsgenossen angewiesen, und bei der politischen Unreife der Deutschen und der Herrschaft des Metternichschen Systems offenbar für die nächste Zeit gar keine Hoffnung sehend, war er mit vollem Bewußtsein ein Märtyrer geworden. Diese stolze Unbeugsamkeit des Wesens war es, die an dem stillen Gelehrten gewaltig imponierte. Hier zeigte sich aber auch nun alsbald das damalige Leipzig von seiner besten Seite, denn in wenigen Tagen wurde im stillen eine hinreichende Summe zusammengebracht, um die Zukunft der Göttinger sieben für ein paar Jahre sicher zu stellen.

Glücklicherweise hatte ich Dahlmanns Geschichte der englischen und französischen Revolution bereits gelesen, konnte ihn also darüber ausfragen, was meinen finster brummenden Bären doch etwas mitteilsamer machte. — Besonders als das Bildnis sich bald wenigstens als ähnlich und den Charakter, nicht bloß die Züge, treu wiedergebend erwies. Es ward denn auch so gut aufgenommen, daß ich schon ein halb Dutzend neue Bestellungen hatte, ehe es nur fertig war, und zwar von den angesehensten Leuten der Stadt, deren Bekanntschaft ich bei dieser Gelegenheit machte. Ich zog nun sofort in „den großen Blumenberg", einen der ersten Gasthöfe, und schlug dort mein Atelier auf. Als ich nun vollends die schöne Frau eines sehr beliebten Kaufmanns und Kunstfreundes, des Herrn Lampe, auf weißem Papier mit einer gewissen Eleganz zeichnete und sie in einem kleinen Verein ausstellte, wo sich alle Kunstfreunde der Stadt sonnabendlich versammelten, so erhielt ich am gleichen Abend noch einige zwanzig solcher Zeichnungen von Herren und Damen der ersten Familien bestellt. War es da ein Wunder, wenn ich,

ohnehin eitel genug und so unversehens in einer ganz fremden Stadt zu einem beliebten, in allen Kreisen eingeführten Künstler geworden, mir nun auch einbildete, doch einiges Talent zu besitzen? Herr Lampe aber, mein damaliger Beschützer, hat mich volle fünfzig Jahre später, in München 1888, durch seinen Besuch überrascht, wo sich der nun 85jährige so wenig verändert hatte, daß ich ihn augenblicklich wieder erkannte, obwohl ich ihn seit mehr als vierzig Jahren nie mehr gesehen — gewiß ein seltenes Beispiel von körperlicher und geistiger Frische, da ihn die Kunstausstellung hergezogen.

Das damalige, etwa fünfzigtausend Seelen zählende, thätige und fleißige, im Besitz allgemeinen Wohlstands befindliche Leipzig glich in seiner behaglichen Selbstgenügsamkeit und seinem frohen, genußlustigen Bürgerstolz durchaus einer freien Reichsstadt, aber nicht im mindesten der auf sie als Krämernest sehr vornehm herabblickenden Residenz an der Elbe, der die eifersüchtigen Leipziger ihrerseits Bettelstolz und Servilismus nachsagten. Die Universität mit ihren vielen Professoren und dem sich daran schließenden kolossalen Buchhandel bildete ein sehr wohlthätiges Gegengewicht gegen die eigentliche Kaufmannschaft, so daß die Stadt eine ganz auffallende Anzahl hochgebildeter Männer in allen Ständen zählte. Nicht minder viele self made men, Leute, die durch angeborne Tüchtigkeit es von nichts zu Bildung, Reichtum und Weltstellung gebracht hatten. Diese traf man besonders unter den Buchhändlern und sonstigen Industriellen, da die gewerbliche Thätigkeit eben anfing, zu rascher Blüte zu gelangen. Denn während bisher der Vertrieb englischer Waren in Deutschland die Leipziger wie die Hamburger vorzugs-

weise beschäftigte, so fing jetzt die Wettbewerbung der sächsischen Industrie an. — Leipzig hatte nun schon immer unter seinen Bürgern eine Anzahl Kunstfreunde gehabt und besaß einige sehr achtbare Kunstsammlungen, jetzt war durch Veranstaltung der oben erwähnten ersten Kunstausstellung die moderne Kunst unter den reichen Kaufleuten Mode geworden, und fast jeder kaufte Bilder. Allerdings däuchten sich die ungleich vornehmer, die französische oder belgische erwarben, als die, welche nur Düsseldorfer oder Münchener Fabrikat davontrugen, genau wie die Englisch-Warenhändler mitleidig auf die Vertreiber einheimischer Stoffe herabsahen. Indes kam mir die Eigenschaft eines jungen Münchener Künstlers immerhin vor den Eingebornen zu gute; wäre ich freilich ein Düsseldorfer Rafael gewesen, so hätte ich noch mehr gegolten. Das Übrige, um mich einzuführen, that meine Jugend, Lebhaftigkeit und eine allerdings mehr litterarische als künstlerische Bildung. Vielleicht auch mein totaler Mangel an Weltkenntnis, der mich nicht nur meine eigenen, sondern auch die Fehler derer übersehen ließ, mit denen ich umging, ihnen also das Gefühl der Überlegenheit gab. Fehler haben wir ja alle, nur geben sie die Klügeren zu und lernen daraus, während sie die Dummen vor sich und andern bestreiten. — Dies Lernen ging nun freilich bei mir sehr langsam, ich fürchte im Gegenteil, damals eine Zeitlang eitler und also auch fader geworden zu sein, als jemals vor- oder nachher.

Hatte nun die in Leipzig neuerwachte Kunstliebe für das Geschäft meines Freundes Süßmilch die angenehmsten Folgen, so trat ich alsbald auch in den Kreis dieser Leipziger Kunstfreunde ein, meist hochgebildete, welterfahrene, mir in

jeder Beziehung überlegene Männer. Einer der frühesten war Dr. Crusius, ein reicher Buchhändlerssohn, der Rittergutsbesitzer und Mitglied der ersten Kammer geworden war und sich eben von Schwind hatte einen Gartenpavillon ausmalen lassen. Er besaß eine Stadtwohnung voll Kunstwerke, die ich nun durch meine Porträte, wenn nicht verbessern, doch vermehren mußte. Dann der Hauptmäcen aller Künstler, der liebenswürdige Senator Dr. Hillig, ein trefflicher alter Herr, der mir bald das uneigennützigste Wohlwollen bezeigte und mich nicht nur im eigenen Hause gastlich aufnahm, sondern auch überall hinempfahl. Nicht minder der Dr. Härtel, Teilhaber der berühmten Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel, ein leidenschaftlicher Kunstfreund, der eben ein „römisches Haus“ gebaut, in welchem Preller seine herrlichen Odyssee-Landschaften zuerst gemalt hatte, und das auch Genelli mit Fresken verzieren gesollt, die er aber, der Fresko-Technik ganz fremd, nicht ausführen konnte und darüber mit Härtel in Streit gekommen war. Ferner die zwei Buchhändler Heinrich und Friedrich Brockhaus, Söhne des Gründers der weltbekannten Firma, von denen der letztere eine ältere Schwester Richard Wagners voll Geist und Wohlwollen zur Frau hatte, die als frühere Schauspielerin in ihrem Salon alle Künstler aufnahm, wo Genelli viel verkehrte, und wo ich bald eine Menge Größen der Bühnenwelt, so die bezaubernde Schröder-Devrient persönlich kennen lernte. Die originellste Erscheinung unter diesen Leipziger Kunstfreunden war aber der Baron Speck-Sternburg, ursprünglich Schafhirt, dann Wollprüfer in einem großen Wollgeschäft. Da auf geschicktem Prüfen und Aussuchen der Wolle das ganze Gedeihen des Geschäftes beruht, und er dies bald besser ver-

stand als alle andern, so ward er erst Teilhaber und zuletzt alleiniger Inhaber des ersten Leipziger Woll-Geschäfts. Dadurch aber, dank großem natürlichem Geschick und Geist, Millionär, Großgrundbesitzer, Baron und Kunstfreund, der eine prächtige Galerie alter Bilder in seinem Gut Lützschena bei Leipzig und eine nicht minder wertvolle Sammlung neuerer Werke in seinem Hause in der Stadt besaß. Der Mann war ebenso genial als barock zugleich. So sah man in seiner Stadtwohnung unter Glas und Rahmen den ersten Liebesbrief seiner Frau und nach ihrem Tode sogar ihr Herz in Spiritus aufbewahrt. Ebenso in Lützschena in einer Kapelle ihr und sein Grab, in welch letzterem nur er selber noch umso lieber fehlte, als das Verhältnis zwischen den beiden Gatten bei Lebzeiten keineswegs gar so zärtlich gewesen sein sollte. Eine Tochter von ihm war an den berühmten Geschichtschreiber Hormayr verheiratet und hatte ebenso viele Sonderbarkeiten, aber auch dieselbe Mischung von Geiz und Kunstliebe, wie der Vater. Sie ist in München als ein höchst merkwürdiges Original gestorben in einem großen Hause an der Veterinärstraße, das sie ganz allein bewohnte, prächtig mit Säulenhallen und Bronzefiguren verziert hatte, zwischen denen sie selber aber fast zerlumpt herumlief, nie jemanden hereinließ und keine andere Bedienung hatte, als die des im Hinterhaus wohnenden Hausmeisters und seiner Frau. — Auch Erbauer eines von Säulen getragenen, mit Fresken verzierten Saales war der kleine, putzige Inhaber einer großen Buchhändler-Firma, Johann Ambrosius Barth, ein zappeliges Männchen, das sich aber an seinem Marmorsaal so verbaut hatte, daß es nachher niemehr jemand hinein laden konnte. Der Senior

dieser Kunstfreunde, ein schlichter, aber höchst achtbarer Herr und zugleich eine lebende Leipziger Kunst-Chronik von Oesers Zeiten bis auf die Gegenwart war der alte „Proklamator“, d. h. Auktionator Weigel, Vater zweier hochverdienter Verleger, der nach und nach eine kolossale Sammlung von Handzeichnungen alter Meister zusammengebracht hatte. Neben Goethes Freund, dem alten Hofrat Rochlitz, den ich auch noch kennen lernte, repräsentierte er die „gute, alte Zeit“. Das Andenken an Goethe und besonders Oeser fand ich denn auch überall noch lebendig. Noch weit mehr aber das freilich erst ein Vierteljahrhundert alte an die Völkerschlacht, wo mir dann regelmäßig, wie vorher in Dresden, die grobe Aufführung der Bayern und Schwaben besonders von den älteren Damen vorgehalten ward. — Außer dem dreitägigen Schreck, der ihnen noch in den Gliedern lag, hatten die meisten indes nur durch die übermäßige Einquartierung gelitten. Nur einer, der vortreffliche, alte Professor Rittrich, ein berühmter Augenarzt, wußte indes mehr von der Schlacht und den Folgen derselben zu erzählen, da er begreiflich als Arzt sehr in Anspruch genommen worden. Er hatte eine hübsche, kleine Bildersammlung und zwei liebenswürdige Pflegetöchter, die mich noch weit mehr interessierten. Dieser edle Mann, bei dem ich mich bald wie zu Hause fühlte, hat mich dann später noch in Paris sehr wirksam unterstützt, wenn ich ihm auch nichts als den herzlichsten Dank schuldig geblieben bin. — So ward ich nach und nach mit der halben Stadt bekannt, und alle hübschen Frauen wollten von mir gezeichnet sein. War nun diese höhere Gesellschaft der Stadt, in der ich mich umtrieb, keineswegs tugendhafter als das heute der Fall, gehörten im Gegenteil stille und offene

„Verhältnisse“ nicht gerade zu den unerhörten Dingen, so war im ganzen aber doch bürgerliche Ehrbarkeit und Zucht durchaus vorherrschend.

Als der Sommer herankam, ward ich durch meinen Freund Süßmilch in eine Familie eingeführt, deren schönes, wahrhaft idyllisches Dasein mir heute noch die lieblichste Erinnerung bildet. Es war die des städtischen Oberförsters Koch im „Kuhturm“ bei Lindenau, einem alten, malerischen Schlößchen mit langen Seitengebäuden, Ställen ꝛc., die einen großen Hof mit Garten umgaben, alles beschattet von herrlichen großen Linden, die von da eine Wiese entlang sich noch bis zur Elster hinzogen. Da wohnte nun der biedere alte Förster und seine Frau, umgeben von vier blühenden Töchtern und einem hochbegabten trefflichen Sohn, der damals Aktuar beim Zollamt war und später ob seiner Energie und Thatkraft hochgeschätzter Bürgermeister der Stadt geworden ist, mit dem mich bald eine lebenslang dauernde Freundschaft verknüpfte. — Süßmilch und andere Freunde aber hatten im Sommer Zimmer im Seitengebäude gemietet, um die Landluft zu genießen und brachten also regelmäßig die Abende da zu. Außer ihnen schloß sich an Koch ein Kreis junger Männer, meist Universitätsfreunde, die es später alle zu etwas Tüchtigem in der Welt gebracht haben. Drei davon waren bereits durch zarte Bande an die Töchter des Hauses geknüpft, von denen nur die älteste schon verheiratet war, die anderen aber auch sämtlich treffliche Frauen geworden sind. Am Sonntag mußte nun der ganze Kreis beim alten Förster den Thee trinken, und nie habe ich harmlos vergnügtere Abende verlebt, als in diesem wahrhaft patriarchalischen Familienkreis, dessen Zauber die dazwischen

liegenden fünfzig Jahre in meiner Erinnerung nicht zu verlöschen vermochten. Eine der Töchter ward bald darauf die Gattin Karl Biedermanns, jenes bekannten Patrioten und langjährigen Reichstagsabgeordneten, der ein Muster charaktervoller Gesinnung und edler Uneigennützigkeit bis heute geblieben ist. Die zweite heiratete Krug, nachmaligen Geh. Regierungsrat, die dritte einen sehr beliebt gewordenen Anwalt, und so blühte bald um die alten Eltern eine so seltene hoffnungsvolle und schöne Nachkommenschaft auf, wie ich das nie wieder so gemütvoll und rein gefunden.

Da die alten Leipziger Familien fast alle untereinander verwandt oder doch befreundet waren, so bildete die ganze Stadt damals noch ein fest zusammenhängendes, wohlgegliedertes, nach außen ziemlich streng abgeschlossenes Ganze, so daß ich es wohl als eine besondere Gunst betrachten konnte, da eingeführt worden zu sein. Umso mehr, als das Interesse für die bildende Kunst doch noch sehr hinter dem für die Wissenschaft, besonders aber hinter den musikalischen Liebhabereien zurücktrat. Denn noch lebte Felix Mendelssohn da und bildete mit seinem echt künstlerischen, hochgebildeten, aber nervös beweglichen Wesen den fast angebeteten Mittelpunkt derselben. Ich habe auch nicht leicht eine feinere und liebenswürdigere Natur gesehen, wenn sie auch an Größe und ursprünglicher Begabung wie dämonischer Macht weit hinter der des nachher auftauchenden Richard Wagner zurückstand.

Mendelssohn war damals Leiter der berühmten Gewandhaus-Konzerte, wo nur klassische Musik, vor allem Beethoven aufgeführt ward, dessen Symphonien er unübertrefflich dirigierte. Da es zum guten Ton gehörte, diesen allwöchentlich

stattfindenden Konzerten beizuwohnen, lernte ich bei dieser Gelegenheit Beethoven kennen wie nie mehr nachher, hier, wo das ganze elegante Publikum mit wahrer oder geheuchelter Andacht atemlos seinen göttlichen Inspirationen lauschte. Nur einmal kamen wir alle, Mendelssohn mit eingeschlossen, um alle Fassung. Denn während solcher in die höchsten Sphären entführenden Tondichtung hörte man bei einer ganz unvermutet und plötzlich eintretenden Pause eine im reinsten Leipzigerisch singende Weiberstimme im ganzen Saale deutlich — „und ich koche sie immer mit Sauerkraut" zu einer Freundin sagen, wobei denn freilich unsere Andacht schändlich in die Brüche ging.

Mich speziell beschäftigte indes bald die Litteratur weit lebhafter als die Musik. Es war damals gerade die glänzendste Epoche des jungen Deutschlands angebrochen, deren Auftauchen und mannigfaltige Kämpfe ich schon im Menzelschen Litteraturblatt von den ersten Anfängen an verfolgt hatte. Daß diese litterarische Partei weit mehr Ansprüche auf den Titel des jungen Frankreichs gehabt hätte, als auf den eines „jungen Deutschland", das sah ich damals am allerwenigsten ein, wo ich noch gutmütig für Börne und Heine ebenso schwärmte als für die schlechten Kopien des französischen Liberalismus, welche unsere Volksmänner lieferten. — So hatten mich denn nacheinander Th. Mundt, Gutzkow, Wienbarg, endlich Gust. Kühne interessiert, den ich noch eben im Salon der liebenswürdigen Frau Harkort-Aders kennen gelernt hatte, deren schöne Nichte er geheiratet. Jetzt hörte ich auch von Heinrich Laube viel sprechen, der bald von Muskau, wo er zwei Jahre interniert gewesen war, zurückkommen sollte. Eines Tages nun, im Spätherbst

1838, fand ich in dem Speisehaus, wo ich nachmittags um vier Uhr zu essen pflegte, am Tisch einen Mann mit auffallend tatarischen Zügen, aber großen blitzenden blauen Augen sitzen, den sein mir bekannter Begleiter als Dr. Heinrich Laube vorstellte. Der erste Eindruck war nicht angenehm, bald aber gefiel mir sein burschikoses, kurz angebundenes, resolutes Wesen umso besser, als ich nur eben seine „Reise-Novellen“ und sein „junges Europa“ mit mehr Vergnügen als Kritik gelesen hatte. Denn auf diese ist man mit vierundzwanzig Jahren ja überhaupt selten eingerichtet, wenn man nicht als Berliner auf die Welt gekommen. Laube war damals ein leidenschaftlicher Preuße, voll Ahnung der großen Zukunft seines Vaterlandes, wie er denn überhaupt weit mehr politischen Instinkt hatte, als poetische Gestaltungskraft. Ja, ich meine, die Poesie ist seiner etwas blechernen Empfindung zeitlebens fremd geblieben. Seine Art, die Politik zu betrachten, war mir aber neu, und die, wenn auch gewollt barsche, dabei doch biedere und mannhafte Art des Mannes zog mich ganz außerordentlich an, so daß er auf meine noch unsicher schwankende Natur alsbald großen Einfluß gewann mit seinem fertigen und kategorisch absprechenden Wesen. Ihm aber, der sehr beifallsbedürftig war, that es wohl, einen naiven Verehrer zu haben, was in Deutschland viel seltener ist, als man glaubt. So verkehrten wir fortan viel miteinander, er durchaus als Gebender, ich als eifrig Empfangender. Künstler war er eigentlich gar nicht, sondern wäre viel lieber preußischer Kanzler gewesen. Wenn er später ein vortrefflicher Regent der Welt auf den Brettern wurde, so war das hauptsächlich Herrschsucht, die er in der wirklichen nie befriedigen konnte. — Bald kam auch

seine Frau von Muskau zurück, mit der er erst ein paar Jahre verheiratet war, und die durch ihren Takt und ihr geistvoll wohlwollendes, mehr verständnisvolles als produktives Wesen eine außerordentliche Anziehungskraft ausübte, der Gegenstand allgemeiner Verehrung war und ihm immer wieder die versöhnte, welche er durch sein gelegentlich sehr brüskes Wesen abstieß. Jetzt war er im Begriff, mit dieser Frau längeren Aufenthalt in Frankreich zu nehmen, wo wir uns in Paris Rendezvous gaben. Denn ich hatte mir, trotz ziemlich flotten Lebens, doch bereits einige tausend Mark erspart und wollte sie jetzt an eine Studienreise nach Frankreich wenden, um dort in einem französischen Atelier malen zu lernen. Waren doch zwei Münchener Bekannte, Diez und Gräfle, bereits dahin abgegangen. Warum sollte ich die Porträte, die ich jetzt zeichnete, nicht lieber gleich malen lernen? An weiteres dachte ich nicht. Am allerwenigsten daran, daß die Kunst als der höchste Ausdruck nationalen Empfindens unmöglich in einer anderen Nation gelernt werden könne, ohne sich selber aufzugeben. — Jetzt zeichnete ich einstweilen noch Laubes Bildnis und er versprach mir, mich mit Heine bekannt zu machen, mit dem er schon damals beständig Briefe wechselte.

Auch Semper kam jetzt eines schönen Tages durch Leipzig auf der Reise nach Paris, wo er Studien zu seinem Dresdener Theaterbau machen und Hilfskräfte gewinnen wollte. Mit ihm bei dieser Gelegenheit erst besser bekannt werdend, fiel mir vor allem das geniale Ungenügen des Mannes auf, der offenbar eine neue Welt im Kopf mit sich herumtrug, die nach Gestaltung rang. Daß ihm das noch so glänzend gelingen würde, davon hatte niemand eine

Ahnung, er selbst, ewig unzufrieden, wie er es war, am allerwenigsten. — Dennoch sollte gerade dieser Theaterbau alsbald das Signal zu einer vollständigen Umwandlung unserer Baukunst, zur Verdrängung der Schinkelschen antikisierenden Schule und Einführung der italienischen Renaissance geben. Semper war sich der inneren Gesetze aller Kunst merkwürdig bewußt, und ich habe nie wieder jemand so viel schlagend wahre Dinge so zornig und abrupt äußern hören. Das tragische Los wirklich großer Geister, ihrer Umgebung immer voraus und deshalb unverstanden zu bleiben, ward ihm eben auch nicht erspart.

Einstweilen zeichnete ich nun noch den Winter hindurch fleißig Porträte, obwohl ich bereits anfing, wieder aus der Mode zu kommen, wie ich ziemlich unmotiviert in dieselbe hinein kam. So unter anderem das des Jenaer Kirchenrates Hase, eines tief humanen und edlen Theologen voll Jugendfrische und Mitteilungslust. Er machte mich zuerst mit Strauß' Leben Jesu bekannter, indem er zugleich trotz seines durchaus gläubigen Standpunktes offen zugab, daß es noch nicht gelungen sei, dasselbe zu widerlegen. — Daß sich derartige geistvolle Männer immer wieder so tief mit dem unbedeutenden jungen Menschen einließen, kann ich nur jener ungeheuchelten Empfänglichkeit und dem Reichtum geistiger Interessen zuschreiben, der meine wirkliche Begabung gewöhnlich überschätzen ließ. Vielleicht auch ein wenig dem Umstande, daß bedeutende Menschen viel eher gehört als belehrt werden wollen.

VI.

Paris 1839—41.

Als ich im Sommer 1839 an die Ausführung meines Vorsatzes ging, in Paris mich der Malerei zu widmen, machte ich den Weg dahin über München. Ich traf es in vollständigem Umschwunge, ohne desselben recht bewußt zu sein. Denn noch war ja Cornelius da, welcher das dortige Kunstleben so lange beherrscht hatte. Aber sein Stern war im Erbleichen, und auch Klenze war in Ungnade, nur Gärtners Gestirn leuchtete im höchsten Glanze, während der König, dessen Romantik immer reaktionärer und dessen Regiment immer despotischer geworden war, bereits allen Geschmack an Cornelius verloren hatte. Diesen sah ich jetzt zum ersten- und letztenmale in der Ludwigskirche am jüngsten Gericht beschäftigt. Es kam gerade ein Besuch und nötigte ihn, vom Gerüst herabzusteigen, so daß ich den kleinen schwarzen Herrn mit dem gravitätischen Benehmen nach Herzenslust beobachten konnte. Wenn ihm Genelli immer die Manieren und das Aussehen eines alten Kriminalrichters zuschrieb, so war das boshaft, aber wahr. Der felsenfesteste Glaube an sich und seine Mission sprach aus seinem ganzen Gebahren und gab ihm etwas Monumentales,

eine Sicherheit, wie ich sie kaum je wieder gefunden. — Dennoch war in den Münchener Künstlerkreisen der Naturalismus bereits so sehr im Steigen, daß sein vollständiger Sieg nur eine Frage der Zeit sein konnte.

Bevor ich nach Paris ging, blieb ich noch einige Monate in der Heimat, wo verschiedene Aufträge auf mich warteten. Mein Vater hatte, wie ich schon erwähnt, eine Kunsthandlung in dem kleinen Ort an sein Geschäft angeschlossen, die heute noch existiert. Überdies hatte er sich eine Viertelstunde von der Stadt auf anmutiger Höhe einen Weinberg gekauft und da eine hübsche Villa gebaut, in welcher wir nun im Sommer wohnten. Im übrigen war ich als einziger Sohn und wahrscheinlicher Erbe des Geschäfts ein Gegenstand der Spekulation vieler weiser Mütter geworden, während mich im ganzen die Töchter weit mehr interessierten. Ans Heiraten dachte ich aber, im vollständigen Gefühl meiner künstlerischen Bedeutungslosigkeit, durchaus nicht. Meine nunmehr erwachsenen Schwestern versammelten indes einen Kreis von Freundinnen um sich, der mich natürlich auch interessierte, wie denn meine alten Freunde sich allmählich auch wieder einstellten, so daß daraus die angenehmste Geselligkeit allabendlich draußen auf unserem „Salzberg“ entstand. Dagegen hatte sich die politische Hetzerei in Baden noch gewaltig gesteigert, und alles trieb jener großen Umwälzung langsam zu, wie sie ja 1848 dann zum ersten Ausbruche kam. War ich wenig erbaut vom kleinstädtischen politischen Treiben wieder abgereist, so machte ich jetzt einen Ausflug nach Karlsruhe, und suchte dabei, um ihn zu zeichnen, in Rippoldsau Rotteck auf, der damals auf der Höhe seines Ansehens stand. Ich traf in dem kleinen,

einem alten Advokaten noch mehr als einem Professor gleichenden Manne den passioniertesten Verehrer Rousseaus, wie denn seine ganze Bildung, dank seiner französischen Mutter, gutenteils von den Encyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts bezogen war, die französischen Philosophen, Staatsmänner und Geschichtsschreiber sein Ideal blieben. An der Reinheit seines deutschen Patriotismus war deshalb doch nicht zu zweifeln — man vertrug eben gar seltsame Gegensätze in jener Zeit. Wenig erbaut sich zeigend von der Sisyphusarbeit seines parlamentarischen Wirkens, glaubte er um so mehr für seine Thätigkeit als Historiker auf die Nachwelt rechnen zu dürfen. Seltsamer Irrtum, da gerade sie ziemlich vergessen ist, während man den Patrioten immer wird hochhalten müssen. — Bald darauf ist der schon damals sehr leidende Mann gestorben.

Als ich die französische Grenze überschritt, kam ich von Baden, das von Franzosen wimmelte, die sich da als vollständige Herren gerierten, mit jenem Übermut und jener Verachtung der jeweiligen Landesart, die sie überall bald verhaßt macht. Vor dem Konversationshause glaubte man auf dem Boulevard des Italiens zu sitzen, da man überall dieselben Gauner-Gesichter und Lorettenkostüme sah. Drinnen in den Spielsälen erfreute mich dann der Anblick jenes musterhaften deutschen Landesvaters, des fortgejagten alten Kurfürsten von Hessen, der mitten unter den Croupiers und Spielern sitzend das Gold verspielte, was er seinen Unterthanen abgepreßt. Eine mächtige Gestalt mit schneeweißem Bart, hatte er große Haufen Gold und Banknoten vor sich die er mit einer gewissen Wut auf die verschiedensten Karten setzte. Bald hatte er alles verloren und lief nun

brummend fort, um nach einiger Zeit mit frisch gefüllten Taschen wieder anzukommen. Und dafür wurden die armen hessischen Bauern bis aufs Blut ausgesogen!

Man mag sich stellen, wie man mag, hinblicken, wo man will, auf das Deutschland vor 1866, so wird einen die Ehrlosigkeit seiner staatlichen Zustände, deren beständiger Zeuge und Opfer man sein mußte, immer mit Erbitterung erfüllen. — Ihre jahrhundertelange Dauer hat leider Spuren in unserem Nationalcharakter zurückgelassen, die wir noch lange nicht auszutilgen im stande sein werden, und man begreift da wohl die Vorliebe Rottecks für die Zustände unserer französischen Nachbarn, die immerhin glänzender aussahen, weil dank der großen Revolution und ihren Errungenschaften, dem Recht der Nation wie des Einzelnen denn doch ungleich mehr Achtung gezollt ward.

Zunächst freilich muteten sie mich nichts weniger als erbaulich an in Straßburg, wo ich die Grenze überschritt. Gewiß hat die französische Kultur ihre hochachtbaren Seiten, und selbst das doch bereits mächtig aufstrebende deutsche Leben hatte sie damals; die unorganische Mischung deutscher Natur und französischer Kultur aber, wie sie im Elsaß stattfand, mit der widerwärtigen Verläugnung des doch urdeutschen Wesens der Elsässer, die, derb, mannhaft und schwerfällig von Haus aus, von der leichten Grazie ihrer Vorbilder sich aber auch gar nichts anzueignen vermochten, sondern nur ihre Demoralisation, — sie ist schon das Unangenehmste, was man sich denken kann. Vorab weil sie einem die fortwährende Mißhandlung gerade des besten und achtbarsten Teils ihres Charakters vor Augen führt, da sie, wie die Schwaben, ihre Stammesgenossen, von Haus aus auf Biederkeit, Gradheit

und Bravheit angelegt sind. — Als ich daher auf der Plattform des Münsters das herrliche Land überblickte, so erneute das nur den Schmerz in mir, daß wir es verloren hatten, und daß sich sein Herz so ganz von uns abgewendet!

Man fuhr damals in der Diligence, höchst unbequem, zwei Tage und drei Nächte lang nach Paris. Ich inmitten von lauter Elsässer und Lothringer Spießbürgern, die irgendwelche kommerzielle Interessen dort zu verfolgen hatten und denn auch ganz entsetzliche Philister waren. Nur ein junger Soldat und eine Pariser Modistin waren echte Franzosen, er ein Mensch von jener natürlichen Feinheit, die der Nation oft so gut steht, aber voll provinzialen Hasses gegen Paris, das er zum nicht geringen Ärger der Grisette eine »Ville des Brigands et des Gueux« nannte. Dann fiel mir, sobald wir das Elsaß verlassen, der trostlose Zustand der Dörfer auf, der sich freilich vierzig Jahre später gar sehr gebessert hatte. Jetzt aber sahen die Häuser aus wie schwarze Steinhaufen zwischen Kotlachen. Denn die September-Regen hatten die Straße in einen Kotstrom verwandelt. — Sonst ist mir nichts mehr erinnerlich, als daß wir in Epernay sehr schlechten Champagner tranken. Am dritten Morgen in dem ungeheuren Pariser Posthof angekommen und in einem kleinen Gasthof daneben abgestiegen, kaufte ich mir zuerst einen Plan der Stadt und begann sofort meine Wanderungen in derselben, mich für die Rückkehr auf meinen guten Ortssinn verlassend. Paris war damals weit entfernt von seinem heutigen Glanz, sondern unsäglich schmutzig, eng und übelriechend, sogar Omnibusse gab es in den Straßen erst nur wenige Linien. Da war denn der erste

Eindruck umso weniger glänzend, als ich ja im engsten und schmutzigsten Teil, nahe dem berüchtigten Marais und der Rue St. Honoré abgestiegen war. Dennoch arbeitete ich mich glücklich nach dem Palais Royal durch, damals noch dem glänzenden Mittelpunkt der Stadt, wo ich nun auch gleich einen besseren Eindruck von derselben erhielt. Heute ist sein Glanz vergangen und der Garten, damals noch das Rendezvous der eleganten Welt, nur mehr mit Kindern und ihren Bonnen gefüllt. Die zahllosen Goldläden dort enthalten jetzt Talmi-Waren und falsche Edelsteine, die Restaurants sind dritter Klasse, während damals Very, Vefour und die Frères provençaux eines europäischen Rufes genossen.

Mit Mühe fand ich mich durch die anstoßende Rue de Richelieu — heute wie die Vivienne vergangene Größen — zu der deutschen Buchhandlung von Avenarius, einer Commandite der Brockhausschen, wo ich die Adresse Laubes und anderer Freunde, so des Malers Kietz erhielt, eines Leipziger Bekannten, der schon ein Halbjahr vor mir nach Paris und in Delaroches Atelier gegangen war, welches ich als das damals berühmteste auch besuchen wollte. Ein französischer Maler, Etex, den ich in Dresden kennen gelernt, wo er die Madonna di San Sisto kopiert hatte, gab mir eine Karte für den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden, heute schon wieder halb vergessenen Paul Delaroche. Zu ihm, der sein Atelier auf dem Montmartre in einem kleinen Hause der Rue Latour des Dames hatte, ging ich nun mit meinen Porträten, die ich in Konstanz gezeichnet. Ich fand einen kleinen Mann in mittleren Jahren, dessen scharfgeschnittener Kopf eine gewisse Ähn-

lichkeit mit dem Napoleons hatte, auf die er sich nicht wenig zu gute that, und sich deshalb auch ein wenig die Manieren eines Weltbeherrschers angewöhnt hatte. Er malte in einem durch seine kahle Nüchternheit merkwürdig von den heutigen abstechenden Atelier gerade an drei riesigen Bildern aus der Geschichte Karls des Großen für das Museum zu Versailles. Von meinen Zeichnungen sagte er nur „Ah, que c'est allemand", nahm mich aber doch gleich an und hat mir auch später, ich weiß nicht recht warum, ein Wohlwollen bezeigt, das ich unmöglich meinen dürftigen Leistungen zuschreiben konnte. Vielleicht weil er gleich fand und es oft aussprach, daß mein Kopf ein modèle de la raçe allemande sei, womit ich nachher beständig geneckt ward im Schüler-Atelier. Dasselbe befand sich in der Rue Mazarin, dicht hinter dem Institut de France, was mich denn veranlaßte, mich in der benachbarten Rue Jakob im vierten Stock eines kleinen Hotel garni einzumieten. Da das Atelier im August und September geschlossen war, so hatte ich Zeit, mich erst einmal in Paris umzusehen.

Es war damals die glänzendste Zeit, die Frankreich in diesem Jahrhundert gehabt hat, alle seine großen Künstler und Schriftsteller in ihrer Blüteperiode oder im Beginn derselben. Noch kämpften die romantische und die klassizistische Schule, letztere unter Ingres, Flandrin und vielen andern, während die romantische unter Delacroix, Decamps, August Scheffer, Robert Fleury, Delaroche, der eine vermittelnde Stellung einnahm, Coignet, Leopold Robert u. a. einen außerordentlichen Aufschwung genommen, und die Neigung des Publikums immer mehr für sich gewonnen hatte, die Naturalisten sich aber durch Vernet, Conder be-

stechend vertreten sahen, Meissonier u. a. sich eben ankündigten. In der Litteratur war diese Vertretung der klassischen wie romantischen Richtung fast noch glänzender, Scribe, Alfred de Vigny, Chateaubriant, die Sand, Viktor Hugo, Lamartine, Al. Dumas alle auf ihrer Höhe oder doch noch in voller Kraft. Ja selbst das Theater, wo die Mars und Rachel den Klassizismus, Frédéric Lemaitre die Romantik vertraten, die Musik, welche Auber als Klassiker, Meyerbeer und Berlioz als Romantiker beherrschten, während Rossini noch lebte, sie alle trugen zum Glanze einer Epoche bei, neben der die französische Gegenwart entsetzlich dürftig, fast aller großen, bahnbrechenden Talente entbehrend, erscheint.

Ganz charakteristisch für Cornelius ist es, daß er, der noch eben in Paris gewesen und sehr gefeiert, ja von Louis Philippe selbst in Versailles herumgeführt worden war, für diesen ganzen Reichtum an Talenten offenbar gar kein Verständnis mitbrachte, wie er denn zu dem gerade anwesenden Dietz äußerte: „Glauben Sie mir, es ist nichts hier, und gehen Sie wieder nach München zurück!“ — Die Franzosen ihrerseits warfen den deutschen Klassizisten Mangel an Können, besonders aber an Originalität vor. „Vos artistes“, sagte mir Delaroche, „ne sont que des imitateurs, ils manquent de l'étude de la nature“, was mich nicht wenig verdroß.

Das hatte ich indes nach dem Besuche der Luxembourg-Galerie, wie des Louvre bald weg, daß es wohl sehr geschickte Maler hier, aber eine eigentlich klassische Kunst auch nicht gab, wie sehr ich auch die romantischen Meister von Géricault und Delacroix bis Delaroche und Vernet oder

Robert Fleury bewunderte. Nur den Klassizisten, so dem steifleinenen Ingres konnte ich keinen Geschmack abgewinnen. Um so mehr bezauberte mich der eben auf der Höhe seines Ruhmes befindliche Winterhalter, an den ich ebenfalls empfohlen war. Der kleine schwarze Mann mit dem blassen Teint und dem üppigen Lockenhaar nahm mich freundlich auf und gestattete mir, ihn öfter zu besuchen, wo ich denn mit meinem ganz unreifen Geschmack nie begreifen konnte, weshalb die Franzosen über seine Erfolge in der vornehmen Welt immer die Nase rümpften. Durch die heutigen Reklamemittel hat er sie jedenfalls nicht errungen, dergleichen lag ihm ganz ferne. Im Gegenteil war es vor allem die Leichtigkeit seines Schaffens und sein feiner Geschmack für die modernste Eleganz, welche ihm neben seinem an der Antike gebildeten Idealismus die Frauen unfehlbar gewann. Es war überdies so bequem und behaglich, ihm zu sitzen, denn auf die Causerie verstand er sich vortrefflich. Und dabei waren seine Frauenbildnisse immer ähnlich, angenehm schmeichelnd, und nur die Männer gerieten ihm leicht fad. Indes ist ihm auch hier Vortreffliches gelungen, wie sein Bild des Grafen Jennison oder Louis Philippes selber. Hätte nicht seine Farbe etwas so ganz modern Kühles und Rosiges, Geschminktes gehabt, wie die all seiner Zeitgenossen seit Gerard, so würden viele seiner Bilder sich auch dauernd behaupten. Denke ich aber an den kolossalen Atelier-Schwindel, der heute getrieben wird, so gab es nichts Kahleres und Einfacheres als sein oder Delaroches Werkstätte, deren einziger Luxus in einem Sopha und Bodenteppichen bestand. Da hat denn doch die Reklame, die man mit der fürstlich eingerichteten Werkstatt treibt, seither sehr

viel mehr Fortschritte gemacht, als die Trefflichkeit der Bilder selber. Wenn man das Gute, was frühere Zeiten hervorgebracht, der Gegenwart rühmen will, die demselben fast immer mit kühler Gleichgültigkeit, ja oft mit Verachtung und Widerwillen gegenübersteht, kömmt man sehr leicht in den Verdacht, zur Klasse der „laudatores temporis acti“ zu gehören, die alles Alte gut, das Neue schlecht finden. Wenn ich nun das damalige litterarische und künstlerische Frankreich dem heutigen weit vorziehe, so blieb doch das schmutzige und übelriechende Paris selber ungeheuer weit hinter dem heutigen so viel glänzenderen und selbst reinlicheren zurück, obwohl auch dessen öffentliche Einrichtungen nur selten den Vergleich mit denen Berlins aushalten.

An einem der ersten Tage meines Aufenthaltes fuhr ich nach dem damals ob seines neu errichteten Museums viel besuchten Versailles. Daß mir dieser gemalte Chauvinismus — das Wort existierte damals noch nicht, nur die Sache — gerade sehr imponiert hätte, kann ich nicht sagen. Vernets und Delacroix' Bilder gefielen mir am meisten. Den vielangefochtenen Meister der letzteren, dessen Massacre de Chios ich noch eben im Luxembourg bewundert, sollte ich nun auch bald sehen. Denn eines Tages mit Etex spazieren gehend begegneten wir beim Palais Royal einen jungen Mann, der sich mit letzterem in eine kurze Unterhaltung einließ. Schlank und zierlich gebaut, fiel er augenblicklich auf ob des Glanzes seiner mit Schwarz förmlich getränkten Augen. Seit Tiek hatte ich keine solchen glutvollen Blicke mehr gesehen, und nach ihm bloß, dreißig Jahre später, wieder bei Makart. Die gedämpfte Bläſſe des Gesichts vermehrte noch den Eindruck des Ungewöhn=

lichen, so daß ich den Mann nie mehr vergaß, dessen ganze Erscheinung in ihrer Verbindung von Feinheit und Feuer etwas durchaus Geniales hatte, obwohl er sich so anspruchslos als möglich gab. Ich war daher kaum überrascht, als mir Etex sagte, daß dieses so auffallend feine Menschenbild Eugen Delacroix, das damals noch gar sehr bestrittene Haupt der romantischen Schule gewesen, denn daß das kein Sterblicher wie wir alle sein könne, davon überzeugte der erste Blick. Daß einen aber später von denen aller französischen Historienmaler fast nur mehr seine Werke interessieren würden, das ahnte ich damals noch nicht.

Inzwischen trat ich nun in das Atelier Delaroches wirklich ein und fand mich da in einem unglaublich wüsten, von zwei großen Atelierfenstern beleuchteten Raum, unter einem halben Hundert oft noch sehr grüner Jungen, die da in vier Reihen dicht auf einander gedrängt sitzend im Schweiße ihres Angesichts ein Modell abmalten oder zeichneten. Nach altem Herkommen empfingen sie den Neuling nichts weniger als verbindlich, sondern es begann sofort ein Kreuzfeuer von Witzen über ihn, und sein Zerrbild ward auf alle Staffeleien gezeichnet. Ich lachte über die Witze und freute mich der Karikaturen. Das hatte zur Folge, daß die Neckereien sehr bald aufhörten, die bei anderen oft wochenlang fortdauerten, wenn diese sich erhitzten, ja zur unbändigsten Quälerei des Neulings ausarteten, der dem alten Brauch zufolge erst geduckt werden mußte. Das Atelier Delaroches hatte den Ruf, wie das größte auch das wildeste zu sein und enthielt jedenfalls die begabtesten, aber auch ausgelassensten Schüler von allen. Unter ihnen thaten sich besonders der nachmalige Schlachtenmaler Yvon, ein

Lothringer, und der unter dem Namen Cham später so berühmt gewordene Karikaturenzeichner de Noé, beides lange, blonde Schlingel von offenbar mit deutschem Blut gemischter Rasse, damals durch ihren Witz am meisten hervor. Es wurde unter diesen jungen Leuten überhaupt unendlich viel Geist produziert, schon weil das Gespräch immer gemeinsam war und niemand etwas übel nehmen durfte, so lange man im Atelier war. Mußte man sich nun der Formgewandtheit, mit der sie ihre Einfälle vorbrachten, und ihrer oft treffenden Urteile über Menschen und Kunstwerke von Herzen freuen, so waren einige förmliche Virtuosen in der Kunst, die ganze Gesellschaft während der Arbeit zu amüsieren. Unter anderem kam eines Tages ein kräftiger, schwarzer junger Mann ins Atelier herein, bei dessen Eintritt sofort die ganze Schule schrie: „Ah, Arago, amusez nous!“ . . . Obwohl ein Sohn des berühmten Mathematikers Arago und selber etwa dreißig Jahre alt, überdies Kapitän in der Nationalgarde, nahm er doch keinen Anstand, uns sofort zu unauslöschlichem Gelächter zu bringen durch die Art, wie er sämtliche Kammergrößen auf der Tribüne redend einzuführen und dabei köstlich zu travestieren wußte. Leider wurden einem solche Genüsse nur gar zu sehr getrübt durch die unaufhörliche Zotenreißerei, an der jung und alt das Hauptgefallen fand, selbst wenn Witz und Humor gänzlich dabei mangelten, so daß unser einen zuletzt der größte Ekel darob umsomehr anwandelte, als die weiblichen Modelle, die da saßen, ohne Umstände mitmachten. Es waren außer mir noch mehrere Deutsche und Engländer da; selbstverständlich hielten wir uns schon wegen mangelnder Übung in der Sprache etwas zurück, von Nationalhaß war aber keine

Spur zu entdecken damals, jedenfalls wurden die Engländer weit mehr geneckt als wir.

Trotz des unaufhörlichen Lärms arbeitete man sehr fleißig, und der uns dreimal wöchentlich besuchende Delaroche war ein sehr strenger, aber vortrefflicher Lehrer, wenn er auch der großen Verschiedenheit der Individualitäten seiner 120 Schüler sehr wenig Rechnung trug. Denn hier handelte es sich ja bloß um den Schulsack, zunächst um die Kenntnis des menschlichen Körpers und die Fähigkeit, ihn mit Feinheit wiederzugeben. Das ward aber unleugbar besser und gründlicher gelernt als bei uns. Mir, der ich die Malerei hier zehn Jahre zu spät anfing, wurde sie sehr schwer und ich blieb ein mittelmäßiger Schüler mit wenig technischem Geschick, den die meisten weit übertrafen, die freilich auch alle drei bis fünf Jahre im Atelier blieben unter des Meisters strengster Zucht und dann zuletzt alle etwas lernten. Umso schlimmer sah es um ihre Kompositionen aus, denn hatte ein solcher Schüler alle Tage im Jahr morgens seine fünf Stunden Modell gemalt und nachmittags dann noch ein paar Stunden im Louvre nach den alten Meistern kopiert, ja den Abend von 6 bis 8 noch einmal in der Akademie den Akt mitgemacht, wie das viele thaten, so hatte er nach Verfluß von ein paar Jahren zwar gewiß einen guten Schulsack erworben, aber auch sehr oft die Phantasie verloren. Deshalb fielen denn auch die Kompositionen, die Delaroche selbst den besseren Schülern von Zeit zu Zeit aufgab, gewöhnlich umso trostloser aus, als er seine Gegenstände nie dem wirklichen Leben der Gegenwart, sondern immer der alten Geschichte und den christlichen oder antiken Mythen entnahm. Ich erinnere mich denn auch nicht, daß je viel

Gescheidtes zu Tage gefördert worden wäre, obwohl er uns über die Behandlung der Komposition vortreffliche Dinge sagte, besonders uns vor allem Theatralischen und Absichtlichen wie vor der Pest warnte, was wir aber sehr selten verstanden. Ich wenigstens habe das meiste, was er uns aus dem Schatz seiner reichen Erfahrung mitteilte, erst viel später würdigen gelernt.

Da das ewige Aktmalen mich bald langweilte, so fing ich nach einem Jahre an, ein Bild zu versuchen, d. h. zwei Modelle zu einem solchen zusammenzustellen, so daß ein blondes frommes Mädchen und ein schwarzes kokettes bei der Andacht in der Kirche einen malerischen Gegensatz zu bilden hatten. Merkwürdigerweise ward das ärmliche, aber ehrliche Machwerk von der Jury des Salons nicht nur nicht zurückgewiesen, sondern erhielt sogar einen besseren Platz als es zweifellos verdiente, was ich wahrscheinlich dem Einfluß des mir gewogenen Lehrers verdankte, der Jurymitglied und zwar ein sehr einflußreiches war. Natürlich bildete ich mir auf diesen ersten Erfolg nicht wenig ein und fing an, mir doch einiges Talent zuzutrauen.

Unstreitig ist es ein großer Nachteil, wenn die intellektuelle Entwicklung der künstlerischen oder handwerklichen zu sehr vorausgeeilt ist, wo man dann über lauter großem Wollen das Können zu erwerben nur gar zu leicht vergißt. War das der Fehler der ganzen Cornelianischen Schule, so blieb er mir ebenso wenig erspart, der ich schon viel zu spät zur Malerei kam, die ein Dürer oder Holbein, genau wie Rafael oder Michel Angelo, gleich in der frühesten Jugend begonnen hatten. Die Frühreife ist überhaupt eines der sichersten Kennzeichen des Genius. Das sollte ich nunmehr

an zwei der begabtesten Männer beobachten können, welche unser Jahrhundert in Deutschland hervorgebracht.

Laube, den ich gleich nach meiner Ankunft, von seiner Reise durch Frankreich zurückgekehrt, getroffen, wollte nun, voll Bewunderung französischer Kunst und der Franzosen, wie er es war, ja sie zu meinem nicht geringen Ärger beständig überschätzend, mit seiner Frau den Winter in Paris zubringen. Er hatte sich zu dem Ende auf dem Boulevard des Italiens eingemietet, wo ich beide oft besuchte. Da sollte ich sie nun eines Tages im Louvre herumführen. Als ich kam, sagte er mir, es würde ein junger Musiker und Schwager von Friedrich Brockhaus auch noch mit seiner Frau erscheinen, und erzählte mir einstweilen, daß derselbe von Riga hierhergekommen sei, um wo möglich eine Oper hier zur Aufführung zu bringen, und Richard Wagner heiße. — Bald kam denn auch der trotz seiner viel zu kurzen Beine auffallend elegant, ja vornehm erscheinende junge Mann mit einer so wunderhübschen Frau am Arm, daß sie allein schon ausgereicht hätte, das Ehepaar interessant zu machen, auch wenn Wagner selber nicht einen so bedeutenden Kopf gehabt hätte, daß er unwillkürlich fesselte. Vor den Bildern war er erst zerstreut und offenbar abwesend, entwickelte aber, sich zusammennehmend, bald eine so geistreiche Lebendigkeit, daß wir rasch umso eher bekannt wurden, als er, der geborne Leipziger, ohnehin viel Berührungspunkte mit mir hatte, da ich ja schon drei seiner Schwestern kannte. Nach der Bilderschau speisten wir gemeinsam in einem Restaurant und hier erzählte er uns in seiner die Worte wie ein Schneegestöber heruntersprudelnden Art nun seine Abenteuer auf der Reise hierher, wo er, in einer kleinen Barke abgefahren, vom

Sturm nach Norwegen verschlagen worden war. Nicht minder, wie ihm dort das Pfeifen des Windes in dem gefrornen Takelwerk einen so seltsam dämonischen Eindruck gemacht, ja wie die reinste Musik geklungen habe, so daß ihm, als einmal noch im Sturm plötzlich ein Schiff vor ihnen aufgetaucht, aber ebenso rasch wieder im Dunkel der Nacht verschwunden sei, alsbald der fliegende Holländer eingefallen wäre, und er jetzt in Gedanken immer eine Musik dazu komponiere. Da ich, angezogen von dem unwiderstehlichen Reiz dieses Umgangs, bald mit ihm vertraut ward und ohnehin, wie er mein Glück in Paris suchend, gemeinsame Interessen aller Art mit ihm hatte, so besuchte ich ihn öfters in der kleinen Wohnung, die er in der Rue du Helder vier Treppen hoch gemietet und auch gleich — natürlich auf Kredit — möbliert hatte. Denn auch zum Schuldenmachen hatte er mit seinem alten Schauspielerblut offenbar eine angeborne Begabung. Da hörte und sah ich nun die Oper allmählich Gestalt gewinnen, die unsere nähere Bekanntschaft vermittelt hatte. Leider war er ein viel zu schlechter Klavierspieler und ich ein zu schlechter Musikkenner, um je mit Gewißheit unterscheiden zu können, ob er eine wirklich geniale Schöpferkraft besitze. Umso sicherer war seine magische Anziehungskraft und seine frühe Überlegenheit in allen anderen Dingen, sowie der angeborne Adel einer Natur, die ihn bei aller Leidenschaftlichkeit und allem sprudelnden Witz niemals gemein oder trivial aussehen ließ. Erst sechsundzwanzig Jahre alt, besaß er schon eine Weltgewandtheit und Unerschöpflichkeit der Hilfsmittel, die mir sicherlich nie wieder so erschienen sind. Da an ein Anbringen seines „Rienzi“ bei der großen Oper vorläufig nicht zu denken blieb, wie er

es ursprünglich gehofft hatte und deswegen nach Paris gekommen war, so fing er an, für Journale zu schreiben, Donizettische Musik für den Musikalienhändler Schlesinger zu transponieren, kurz, mit merkwürdiger Elastizität alles zu treiben, um in Paris allmählich festen Fuß zu fassen. Zunächst bildete er denn auch bald den Mittelpunkt eines kleinen Kreises von jungen Deutschen, unter denen der Maler Kietz, sein Leipziger Landsmann, die Rolle der lustigen Person spielte, die, das Französische noch ärger als Wagner mißhandelnd und bei den Zeitwörtern z. B. überhaupt nur den Infinitiv verwendend, uns ewigen Stoff zum Lachen bot, aber mit unverbrüchlicher Treue an Wagner hing. Ebenso ein junger Kaufmann, Herr Brix, den ich ihm zugeführt hatte, weil er ein sehr guter Flötenspieler und nicht unvermögend war, wie wir andern, die ihm wenig mehr zu bieten hatten, als etwa eine gelegentliche Aushilfe in der bittersten Verlegenheit. Immer aber mußte ich die Unerschöpflichkeit und Willenskraft dieses Mannes bewundern, den keine Not anders als vorübergehend zu entmutigen, kein Mißgeschick im Vertrauen auf sein Talent wankend zu machen vermochten! Und doch hatte er dasselbe noch an keinem großen Werk erproben können, da sein Rienzi ja nicht angenommen ward, und alle Hoffnungen, die er deshalb auf Meyerbeer und andere gesetzt, ihn täuschten. Ja nicht einmal wir Freunde konnten ihn trösten, da wir zu wenig Musik verstanden, um seinen Genius würdigen zu können, und nur an ihn glaubten, weil uns der Reichtum und die Macht dieses Geistes fesselten.

Vor allem imponierte er mir durch die merkwürdige Unabhängigkeit und Schärfe seines Urteils, die sich natür-

lich am meisten in seinen Unterhaltungen über Musik und die großen Meister derselben zeigte, wo er mir zu meiner nicht geringen Verwunderung schon damals behauptete, daß es da so wenig eine Unsterblichkeit gäbe als in anderen Dingen, da nicht nur der Geschmack mit jedem Jahrhundert wechsle, sondern auch noch viel mehr die technischen Mittel, so daß alle Instrumentalmusik notwendig veralten müsse. Ja, er scheute sich nicht zu sagen, daß selbst an Bach, Haydn, Mozart u. a. schon vieles für uns nicht mehr genießbar sei, und nur Beethoven noch vollkommen unserem Gefühl entspreche. — Wie er die Eigenart dieser Talente im Gespräch charakterisierte, das war hochinteressant, nicht minder seine genaue Kenntnis der technischen Mittel, welche die einzelnen Instrumente boten. Da er damals noch den ganzen Reiz jugendlicher Strebsamkeit besaß und mitten in der bedrängtesten Gegenwart unendlich liebenswürdig sein konnte in seiner Hoffnung auf eine große Zukunft, wurde er gerade dadurch so fesselnd. Das wird man aber stets finden, daß, wer ein Prophet ist, es auch weiß, weil man eben die anderen immer übersieht, wenn man größer gewachsen ist als sie. — Widerwärtig sind nur die vielen Zwerge, die sich für Riesen ausgeben möchten, weil sie auf Stelzen gehen!

In dieser ersten Pariser Zeit war es auch, wo mir Laube nach der Wagners zugleich die lang ersehnte Bekanntschaft Heinrich Heines vermittelte, indem er, mit ihm schon längst näher befreundet, uns beide zu einem kleinen gemeinsamen Diner bei dem der Oper gegenüber befindlichen Restaurant Brocci einlud, wohin auch Heine samt seiner Frau kommen wollte. Diese bildschöne Französin

trug nun zunächst allerdings einen glänzenden Sieg über die beiden deutschen Frauen davon. Toll, naiv-anmutig und unwissend wie ein Kind, verdunkelte sie sowohl die unendlich geistvolle, aber ziemlich verblühte Frau Laube, als die seelengute, aber etwas hausbackene Frau Wagner. Allerdings blieb sie mit ihrer üppigen Figur und dem wundervoll matten, sammtartigen Teint ein bloßes Schaugericht, aber ein entzückendes, obwohl sie schwerlich in ihrem Leben über das gefährliche Kind hinausgekommen ist, dessen bloßes Lachen einen aber schon froh machen konnte. Heine, von dem sie nur ungefähr wußte, daß er ein poëte allemand sei, behandelte sie denn auch kaum viel anders wie einen Kanarienvogel, liebte sie aber trotzdem offenbar zärtlich. Ihn selber hatte ich mir niemals so sehr als blinzelnden Jupiter vorgestellt. Aber ein Jupiter mit viel zu kurzen Beinen allerdings, dem sein wohlgenährtes Bäuchlein wie sein behäbiges Auftreten das Aussehen eines Bonvivants gab. Er war damals in seiner vollen Kraft — schrieb er doch gerade an seinem Wintermärchen — aber trotz seines herrlichen Dichterkopfes mit der mächtigen Stirn, der Adlernase und dem sinnlichen, aber sehr anmutig zuckenden Mund machte er keinen eigentlich imponierenden Eindruck, weil er, sehr kurzsichtig, seine an sich schönen Augen immer unangenehm zusammenkniff, sie nur selten aufschlug, und weil er seine jüdische Abstammung, von der in seinem blonden und blauäugigen, ganz germanischen Kopf keine Spur zu entdecken war, umso deutlicher durch seine schlechte Haltung aussprach, da er, obwohl von Hause aus breit und gut gebaut, doch den schleppenden, nachlässigen Gang seiner Rasse hatte. Er sprach fast nie zusammenhängend, sondern machte nur immer

Ausfälle und unendlich drollige Bemerkungen, besonders wenn er durch Widerspruch gereizt ward. Auch brachte er offenbar immer schon einige kostbare Witze fertig mit und leitete die Unterhaltung dann so, daß er sie wirksam anbringen konnte. Da Laube auch Meister in scharf zugespitzter Sprechweise war, Wagner aber im sprudelnden Erzählen seinesgleichen suchte, so war das Gespräch dieser durch die schönen Frauen und den guten Wein ohnehin animierten Männer allerdings wohl eines der glänzendsten, die ich je gehört. Das schienen auch andere zu finden, denn ich bemerkte später, daß am nächsten Tische Deutsche saßen, die uns beständig beobachteten und zuhörten. Bald nahm ich dasselbe an einem zweiten Tisch wahr und hörte endlich auch an den anderen allen deutsch sprechen, so daß also wir uns unbelauscht Glaubende, zufällig unter lauter Landsleute, möglicherweise auch unter spionierende, geraten waren, was uns damals schlecht bekommen konnte.

Von nun an sah ich Heine noch öfter und lernte ihn trotz meiner Inferiorität ziemlich gut kennen. Daß er mir das gestattete, hing wohl mit meiner Bewunderung zusammen. Entzückt von ihm und längst sein glühender Verehrer in einem Grade, daß ich das Buch der Lieder ziemlich auswendig wußte, hatte ich in der glücklichen Täuschung über das Maß meiner Kräfte, die so oft die Begleiterin der Jugend ist, ihn gebeten, mir doch einmal zu seinem Bildnis zu sitzen, und er sagte mir auch zu, was mich heute noch wundert. Ja, er kletterte sogar mehrmals in mein armseliges Zimmer im vierten Stocke hinauf, um mir zu sitzen, wohl weil er mit den von ihm vorhandenen Bildern nicht zufrieden war. Da bot mir nun die Unterhaltung

während des Sitzens reichlich Gelegenheit, ihn würdigen zu lernen, wenn ich sie nur besser verstanden hätte, d. h. in Welterfahrung und Urteil nicht viel zu tief unter ihm gestanden hätte, um ihm immer folgen zu können! Einiges kann ich indes heute noch nachtragen, obwohl ein halbes Jahrhundert seit jenen so hochinteressanten Gesprächen verflossen. Natürlich drehten sich dieselben zunächst um seine Dichtungen, deren Zauber ich so naiv genossen hatte, daß ich, noch nicht wissend, wie die Vereinigung vollendeter Natürlichkeit mit Formenschönheit in der Kunst immer am schwersten zu erreichen ist, in meiner Eselei einmal meinte, „er müsse diese köstlichen Verse nur so aus dem Ärmel geschüttelt haben". Da kam ich aber schön an; er erwiderte mir mit einem Seitenblick tiefster Verachtung: „ja, wenn Sie es nur wüßten, wie ich oft tage-, ja wochenlang an einem einzigen Verse herumgefeilt habe!" Auf alle damaligen deutschen Dichter hielt er nicht sonderlich viel, und selbst Laube traute er nicht die Fähigkeit zu, noch weiter zu wachsen. Nur von Goethe und seiner wie anderer Polemik gegen ihn sagte er lachend, daß er sie so rasch aufgegeben, weil er glücklicherweise bald eingesehen, daß keine Ehre mit ihr zu holen sei. — Im übrigen machte er aus seiner Verachtung des deutschen Volkes kein Hehl, so wenig als aus seiner Bevorzugung der Franzosen, und als ich gereizt erwiderte, daß ich im Gegenteil diese langweilig finde, weil sie alle einerlei Geist oder doch Schliff hätten, so gab er das wohl zu, meinte aber, die reine, absolute Eselei sei eben doch nur in Deutschland in solchem Grade zu finden. — Weit mehr als die deutschen interessierten ihn die französischen Schriftsteller und Künstler, und nicht ohne Selbstgefälligkeit bemerkte er

von der damals auf der Höhe ihres Ruhmes stehenden George Sand: „Wir haben uns einst sehr geliebt und lieben uns noch“. Bald darauf führte er Laube bei ihr ein, wo sie auch Lammenais trafen. Da behauptete Laube nun, daß ohne Märtyrer keine große Idee sich durchsetzen lasse, Heine aber bekannte lachend, daß es ihm nicht einfalle, sich zum Märtyrer zu machen, obwohl er in der Rue des Martyrs wohne. Das war denn auch durchaus charakteristisch für ihn, wie seinerzeit für Voltaire. Wenn ich ihm gelegentlich einwandte, daß die Franzosen gerade in der lyrischen Dichtkunst sich doch nicht mit uns, am allerwenigsten mit ihm selber messen könnten, so bestritt er das nicht, machte aber doch immer wieder aus seiner Vorliebe für Frankreich und die Franzosen so wenig ein Geheimnis, als von seinem Widerwillen gegen Deutschland. Daran hatte selbst der alte, tief eingefressene Judenhaß gegen alles Germanische, als Folge jahrhundertelanger Mißhandlung, offenbar weniger Anteil, als die schon im Blute steckende Antipathie zwischen beiden in ihrem Naturell und ganzen Empfinden so grundverschiedenen Volksstämmen. Denn die Juden waren ja in Frankreich ebenso verfolgt worden, und nur erst die Revolution hatte sie emanzipiert. Dennoch fühlen sie sich auch heute allem Französischen viel verwandter, wie sie, selbst die Eitelkeit und Habsucht der Franzosen teilend, dort sich sofort zu Hause finden und darum bald eine leidenschaftliche Vorliebe für Frankreich bekommen. Ihre Presse in Deutschland wird denn auch nie müde in der Propoganda für die dortige Litteratur und Kunst, ja sie ist deren Hauptvertreterin.

Darüber aber kann ich mir heute keine Illusion mehr

machen, daß Heine durchaus der Sklave seines Talents war, wie so viele Künstler vor und nach ihm, und alles andere daneben für ihn nicht in Betracht kam. — Dieses Talent wirkte aber durchaus ätzend und zerstörend. Wie sein Witz nichts verschonte, waren auch seine Urteile immer lieblos. Von den Frauen hatte er speziell eine sehr geringe Meinung, hielt sie für untergeordnete Wesen — wohl im Hinblick auf die seinige, bei der er mich besonders warnte, ihr ja von nichts zu sprechen, was man kaufen könne, da sie es sonst gleich haben wolle. Paris war damals sehr unruhig, und so ward auch einmal, gerade während er mir saß, Generalmarsch unter meinem Fenster geschlagen. Da litt es mich nicht daheim, und ich schloß die Sitzung früher als gewöhnlich, wo er mich dann warnte, nicht unvorsichtig neugierig zu sein, da erst vor einem Jahre einer seiner Neffen auch von ihm weggegangen sei, um die Unruhen zu sehen, den er dann später nur in der Morgue mit einer Kugel im Kopf wieder gefunden.

Endlich ward auch das Bildnis halbwegs fertig, ähnlich, wenn auch meiner untergeordneten Kraft entsprechend herzlich roh. Ich aber war um eine fesselnde Erinnerung reicher an diesen hochinteressanten, uns allen an Weite des Horizonts so überlegenen Geist. Auch fortan kam ich noch öfter mit ihm zusammen, wie wenig ich auch zu ihm paßte. Wenn man ihm aber neuerdings gar in Deutschland ein Monument errichten wollte, worauf er als Dichter von so ungeheurem Einfluß gewiß ein Recht hätte, so kann ich dies aus anderen Gründen doch nicht für angezeigt halten. Das wäre höchstens Sache der Franzosen, die er liebte, während er für das Wesen unseres Volkes absolut kein Verständnis, sondern nur

Spott und Hohn hatte, nur seine Schwächen, aber nicht seine Größe sah, indes wir anderen alle doch schon dessen nahenden Aufschwung ahnten. — Speziell seine Preußenfeindschaft ging über alle Vernunft hinaus und bildete den widerwärtigsten Gegensatz zu der Zärtlichkeit, die er überall für die Franzosen zeigte, in deren Sold er ja zuletzt auch stand, da er von Louis Philippe eine Pension bezog. Und solchem Charakter sollten wir ein Monument errichten? — Es war daher eine Ironie des Schicksals, daß er in Paris fast nur mit Deutschen verkehrte, da nur diese sein Genie zu würdigen vermochten, während er doch für die Franzosen so viel mehr Interesse hatte. So ist er denn, zwischen beiden Nationen hin und her gezogen, dem alten Fluch des Judentums nicht entgangen, keiner recht angehören zu können.

Paris war damals gefüllt mit jungen Deutschen, besonders Künstlern, Medizinern und Flüchtlingen. Von den unzähligen Kaufleuten, Kellnern, Dienstboten und Handwerkern spreche ich nicht, weil diese meistens so gänzlich bar alles nationalen Bewußtseins waren, daß sie gewöhnlich nichts Eiligeres zu thun hatten, als sich möglichst zu französieren. Die durch ihre elenden staatlichen Zustände herbeigeführte trostlose Verkommenheit unserer Nation ist mir niemals so demütigend erschienen, als bei diesen Menschen. Wie oft habe ich die Schweizer beneidet, wo der ärmste Teufel in seinem Nationalstolz doch immer eine moralische Stütze hatte, die ihn nie so zum Lumpen herabsinken ließ, wie so viele dieser Landsleute.

Unter den Flüchtlingen lernte ich nun bald den durch und durch patriotischen, mannhaften, aber melancholischen Rochau und den liebenswürdigen, tief gemütvollen Venedey

kennen, dessen Bekanntschaft ich später in Frankfurt wieder erneuerte. Sie aßen beide das bittere Brot der Verbannung, korrespondierten für deutsche Blätter und litten an ewigem Heimweh. Das konnte man nun von uns leichtsinnigen Malern am wenigsten sagen, wir hatten im Gegenteil keine Ahnung davon, daß wir hier gar nicht am Platze waren, meinten im Gegenteil, daß wir uns die große Überlegenheit der französischen Kunst in allem Technischen wohl aneignen könnten, ohne deshalb aufzuhören, deutsch zu sein. Wir glaubten das, obwohl es faktisch keinem einzigen gelang, da diese Technik, wie sie sich in Jahrhunderten ausgebildet, viel zu genau mit dem nationalen Naturell zusammenhängt. So lernte ich bald nach meiner Ankunft Feodor Diez näher kennen, der schon drei Jahre in Paris zugebracht hatte und nun im Begriff war, zurückzukehren. Wie sich bald erwies, hatte er sein schönes Talent, das ihm in München rasch einen Ruf verschafft hatte, durch die Nachahmung französischer Muster nur ruiniert. Winterhalter selber, der, vollkommen fertig aus Rom nach Paris gekommen, jetzt noch seine schönsten Arbeiten machte, verflachte sich später doch auch, ebenso sein Schüler und Landsmann Gräfle. Auch der Thüringer Martersteig, ein sehr begabter Schüler Delaroches, malte zuletzt wie dieser lauter Pariser auf seine Historienbilder und verwandelte Bernhard von Weimar in einen französischen General, wie Gräfle Armin den Cherusker in einen Pariser Schauspieler. Mich wundert nur, daß uns nicht früher einfiel, wie das gar nicht anders möglich war in dieser Umgebung! Der einzige, der sich die französische Schule gründlich aneignete, war der Hamburger Lehmann, der als Israelit besser hinpaßte und sich denn auch bald

ganz französierte, wie so unzählige jüdische Litteraten. Mir wurde nun die Art, wie diese und so viele andere Deutsche ihr Vaterland mit Gleichgültigkeit verleugneten und in Paris alles besser fanden, rasch so zuwider, daß mich dies allein schon weggetrieben hätte. Weit mehr Charakter zeigten die auf Universitäten gebildeten Mediziner, unter denen ich besonders zweier mich mit Vergnügen erinnere: des Sachsen Walther, der als Geheimrat in Dresden starb, und des Schwaben Wunderlich, der sich bald ebenfalls eine glänzende Laufbahn erschloß. Den schlechtesten Eindruck von allen machten mir die vielen Elsässer, die, von Hause aus schwerfällig, nur zu bald die Laster beider Nationen vereinigten und trotz ihrer Tüchtigkeit den Franzosen ein Gegenstand beständigen Spottes blieben. — Die beste Carrière machten sie regelmäßig als Soldaten, wozu ihre Mannhaftigkeit sich sehr eignete. — Eine nicht sehr erbauliche Spezialität bildeten dann die weiblichen Modelle, die samt und sonders aus Elsässer oder Lothringer Jüdinnen bestanden. — Manche von ihnen waren so schön, daß man die cynische Käuflichkeit tief bedauern mußte, die sie sich in ihrem Handwerk rasch aneigneten, ja sie oft mit einer Grazie und einem schlagenden Witz zu verbinden wußten, die fast mit ihrem Treiben versöhnten.

Im Frühjahr 1840 sah ich nun zum erstenmale den Salon, der überreich war an bedeutenden Kunstwerken. So enthielt er von Delacroix einen köstlich kolorierten „Einzug Trajans", eines seiner merkwürdigsten Bilder, dessen Römertum freilich mehr dem des Rubens als dem gespreizten der vielen andern gleich, welche die Schule fortwährend produzierte, ohne es je zu irgend einer Glaubwürdigkeit dabei zu bringen.

Noch schlimmer waren freilich die vielen kolorierten Gipsfiguren, die sich für Hellenen ausgaben. Dagegen entzückte mich Couders „Eröffnung der Generalstaaten", ganz nach den Angaben Louis Philippes selber gemalt, der ihr noch beigewohnt hatte, und darum höchst überzeugend, wenn auch stimmungslos. Von Robert Fleury und Meissonier fanden sich die ersten Aufsehen machenden Bilder, dann fünf große Calâmes, die alle Welt entzückten, wie die orientalischen Landschaften Marilhats. Von der Schule des Ingres fesselten prächtige Porträte Barrés, Amaury Duvals und des jungen Liszts Bild von Lehmann, mit der prahlerischen Inschrift „amicus amico", u. s. f. Wenn ich diesen Salon in seinem Reichtum mit der 1835 gesehenen Münchener Ausstellung verglich, so war freilich der Abstand ein ungeheurer besonders an technischem Können, wie es nur eine vierhundertjährige, ununterbrochene Kunstblüte erzeugen konnte in einem reichen, der Kunst leidenschaftlich zugewandten Lande. Dem hatten wir damals fast nichts entgegenzusetzen als Cornelius' Karton des jüngsten Gerichts, desselben Cornelius, den man soeben in München ziemlich rücksichtslos hatte ziehen lassen. Denn die Achtung gegen die Künstler war womöglich noch geringer als der Stand der Kunst selber. Hier fingen wir erst an, uns aus einer Barbarei herauszuarbeiten, welche die Vertreter der Kunst und Wissenschaft immer noch als bessere Bediente betrachtete und behandelte, so daß, wenn Heine und Winterhalter uns das vorwarfen, sehr schwer zu antworten war. Denn wie das halbe Jahrhundert seither auch hier vieles nachgeholt, war damals wahrlich nicht vorauszusehen.

Bald darauf schickte der Meister Delaroche uns Schüler

in die Tuilerien, um bei dem Herzog von Orleans ein eben fertig gewordenes Bild von Ingres anzusehen, ein geplagtes Machwerk, welches die bekannte Geschichte des Antiochus und der Stratonike ziemlich geziert schilderte. Bei dieser Gelegenheit sahen wir doch das im Pavillon Marsan befindliche, mit Kunstschätzen aller Art überfüllte Apartement des Herzogs, mit dem und dessen deutscher Gattin unser Meister sehr befreundet war. Ein andermal ließ ich mich in Abwesenheit des Königs durch die Tuilerien selber durchtreiben, ohne von den theatralischen Bildern französischer Helden im Marschallsaal sehr erbaut zu werden. Viel erquicklicher waren die Ausflüge, die wir Freunde nunmehr alle Sonntage im Sommer in die herrliche Umgegend von Paris, nach Montmorency, St. Germain, Meudon, St. Cloud, Versailles, St. Denis, Vincennes ꝛc., da es damals nur erst nach Versailles eine Eisenbahn gab, meist auf der Impériale der Stellwagen sitzend, machten. Niemals mit Damen übrigens, da mir und den übrigen deutschen Kameraden die französische Grisettenwirtschaft höchst abstoßend vorkam. Besonders auf den Bällen im Prado und der Chaumière, wo die Studenten und Grisetten sich damals versammelten und Cancan tanzten, was mich umso widerwärtiger anmutete, als diese Damen fast nie hübsch, aber umso frecher und alle über 25 Jahre alt waren. Immer noch besser gefielen uns die Maskenbälle in der großen Oper, wo mir, als ich sie mit mehreren Landsleuten zuerst besuchte, das Ganze den Eindruck eines vollendeten Hexensabbats machte, da diese rasend tolle Menge durchaus an den Blocksberg gemahnte. Bei dem nachfolgenden Souper in einem Salon Broccis hörte ich auf einmal im Kabinett nebenan das alte Schweizer

Volkslied „Venzi gang mer ab der Byge“ von einer hübschen Mädchenstimme frisch und natürlich singen. Ich sekundierte gleich und schlug dann ein anderes Thema aus der Schweiz an. Die Stimme antwortete, und so sang ich eine Weile Schweizerlieder mit ihr, was sich unter diesem Pariser Publikum gar drollig machte. Die Stimme aber gehörte einem allerliebsten Débardeur an, der, bald nachher unser Zimmer passierend, sich mir als „Jungfer Meyerin vo Züri“ präsentierte, als ich ihn auf seine Landsmannschaft anredete. Da hatten wir also die zivilisierenden Wirkungen des Seinebabels auf die ländliche Unschuld.

Da mir die Französinnen nun einmal durchaus nicht gefielen mit ihrer Mischung von männlichem Verstand und Sinnlichkeit, so suchte ich auch ihre Gesellschaft nicht und habe darum nie in solcher Enthaltsamkeit gelebt, als in diesen zwei Pariser Jahren. Weil meine Kameraden es auch so machten, so gab dies Wagner einmal zu einer lustigen Schilderung Anlaß, in der er uns nachsagte, daß wir Pariser Deutsche alle das Gelübde der Armut und Keuschheit abgelegt. Jedenfalls nicht das der Nüchternheit, denn den Wein ließen wir uns sehr gut schmecken, und daß die Kochkunst wirklich zu den schönen Künsten zähle, habe ich erst in Paris verstehen gelernt. Denn um uns für das strenge Fasten in der Woche zu entschädigen, das unsere Armut uns auferlegte, dinierten wir am Sonntag immer in irgend einem der berühmten Restaurants, bei Philippe in der Rue Montorgueil, der damals die Seefische am besten bereitete, oder bei Very, Vefour oder den Frères Provenceaux im Palais Royal, noch häufiger aber bei den damals sehr beliebten italienischen oder spanischen Restaurateuren.

Im Sommer aber waren wir glückselig, der abscheulich duftenden Stadt entronnen, irgendwo im Freien speisen zu können. Die altfranzösische Kochkunst, die seither auch in Paris ganz von der englischen verdrängt worden, war damals noch in voller Blüte und bestand im Grunde darin, jeden beliebigen Stoff so herzurichten, daß man ihn selber über der Zuthat ganz vergaß. Also genau das Gegenteil der englischen, die den spezifischen Geschmack jeder Speise möglichst zu erhalten trachtet und nur durch die Güte des Materials wirken will. Für gewöhnlich aßen wir dann bei deutschen oder englischen Köchen unglaublich billig und verhältnismäßig gut, da uns die Katzen- oder Rattenragouts doch nicht behagen wollten, die man bei den Studenten-Restaurants im Quartier latin bekam, wo man für einen Frank Suppe, drei Gerichte und Nachtisch auch noch sehr elegant serviert erhielt.

Paris war, wie erwähnt, damals sehr unruhig, und kurz vor meiner Ankunft hatte der heftige Aufruhr von 1839 stattgefunden, bei welchem mein guter Kietz, eben angekommen und des Französischen vollkommen unkundig, das Pech hatte, mitten hinein zu geraten. Er passierte nämlich gerade mit einem jungen Franzosen die Rue St. Martin, als er plötzlich in einiger Entfernung ein Dutzend Blousenträger mit Flinten sich quer über die Straße aufstellen und dieselbe, Fiaker umstürzend und das Pflaster aufreißend, sperren sah. Im Nu wurden nun alle Laden- und Hausthüren geschlossen, alle Menschen verschwanden samt dem Freund in den Seitenstraßen, und ehe er nur recht verstand, was da vorging, rückte eine Kolonne Soldaten von der andern Seite an. Die Arbeiter begannen nun zu feuern, die Soldaten antworteten

mit Peletonfeuer und der arme Kietz mußte, an eine Hausthüre gedrückt, die Kugeln an sich vorbeipfeifen lassen, bis das Vorrücken des Militärs ihm die Möglichkeit gab, sich an einen Offizier zu wenden, der ihn erst beinahe hätte erschießen lassen, wenn er nicht bald entdeckte, daß das ein Fremder war, wo er ihn dann hinter die Front zurücksandte. — Ich meinerseits wunderte mich bei diesen beständigen Arbeiterkrawallen über nichts so sehr, als über die Geduld des Militärs und der Nationalgarde, die sich die größten Insulten von den unglaublich frechen, wütenden Gesellen gefallen lassen mußten — meines Erachtens ein ganz falsches Prinzip, das die Kerle nur immer dreister machte. So kam ich eines Abends von meiner Wohnung über den Pont du Carousfel, um in unser Café im Palais Royal zu gehen, als ich von ferne her im gestreckten Trab eine Anzahl Kürassiere mit Fackeln den Quai entlang dem Louvre zu reiten sah, die eine Equipage umgaben. Daß sie den König trug, konnte ich aus der Fackelbegleitung schließen. Indem die Reiter nun in das Thor der Louvre-Galerie hineintrabten, sah ich auf einmal eine kurze Stockung entstehen und den Wagen einen Augenblick unterm Thor halten. Bis ich herüber kam, war er indes schon wieder weiter gefahren. Dagegen hatte sich ein Menschenknäuel vor dem nunmehr geschlossenen Thorweg angesammelt, von dem ich erfuhr, daß eben auf den im Wagen sitzenden Monarchen von einem Menschen, der sich auf den Eckstein an der Einfahrt geschwungen, geschossen worden sei. Est-ce-que le Roi a été frappé? Non, hieß die Antwort ..... Par bleu, sagten manche und gingen ruhig weiter, beinahe laut c'est dommage hinzusetzend ....

Es war etwa um diese Zeit, als die Unpopularität des Königs und des Ministeriums Guizot auf die Spitze getrieben ward durch die Preisgebung Egyptens, zu der sie die Isolierung Frankreichs durch die Allianz der vier Mächte England, Rußland, Österreich und Preußen nötigte. Das schlug wie ein Blitz in Paris ein, und am liebsten hätte man es am Boulevard gesehen, wenn gleich allen vier der Krieg erklärt worden wäre. Einstweilen wurde, selbst im Atelier, über die Deutschen und Engländer raisonniert, was wir indes mit großer Ruhe abwiesen. Das Ministerium Guizot aber machte Herrn Thiers Platz, der angesichts der Koalition sofort die Befestigung von Paris dekretierte, die auch gleich begonnen ward, was, wie die möglichst ostentativ betriebenen Rüstungen, die Schreier einigermaßen beruhigte. Bei dieser Gelegenheit sah ich denn auch bei einer Revue den alten, aber immer noch stattlichen Louis Philippe mit seinem Epicier-Gesicht, begleitet vom greisen Soult und dem kleinen, zu Pferde höchst komisch aussehenden Thiers daher reiten. Wir jungen Deutschen, ewig geärgert durch das viele chauvinistische Geschrei, waren aber schon gar nicht geneigt, uns imponieren zu lassen und bewahrten im ganzen eine gute Haltung, nur die älteren und in Paris ansässigen hatten gewöhnlich alles nationale Ehrgefühl verloren, und wenn es ihnen nachgegangen wäre, so hätte man sich allen Übermut gefallen lassen müssen. Das war auch dreißig Jahre später noch gerade so und verwickelte mich öfters in Streitigkeiten mit diesen Halbfranzosen. Da es ohne Komödie in Frankreich nun schon gar nicht abgeht, so wurde bald die Einholung der Leiche Napoleons von der Kammer beschlossen und der Prinz von Joinville zur Ausführung

kommandiert. Solchergestalt die napoleonische Legende neu zu beleben, war höchst unpolitisch vom Julikönigtum, wie sich später bald zeigen sollte. Bis der Prinz mit der Leiche Napoleons zurückkam, die nun im Invalidendom feierlich beigesetzt werden sollte, war es tiefer Winter geworden. Nichtsdestoweniger ward eine kolossale Festlichkeit angeordnet, 120000 Nationalgarden und 50000 Linientruppen aufgeboten, um den vom Arc de l'Etoile hereinkommenden und über den Konkordienplatz und die Brücke zu den Invaliden ziehenden Kondukt zu bilden. Wir sahen uns den Spektakel von der Terrasse des Tuileriengartens an bei zehn Grad Kälte, die bei dem ewig langen Warten bald alle Stimmung und Poesie einfrieren ließen. Man hatte hier übrigens Gelegenheit, zu beobachten, wie wenig Pietät für historische Erinnerungen beim Pariser vorhanden ist. Der Sarg war von Soldaten der alten Garde in ihren Uniformen begleitet, wo dann die armen schlottrigen Alten in ihren Bärenmützen und Gamaschen sofort von den Gamins verhöhnt wurden. Das Ganze ward von der Menge überhaupt nicht anders aufgefaßt, denn als ein großer Spektakel zu ihrer Belustigung. Man hatte dieser Menge seit 1830 so beständig von der Volkssouveränität vorgeredet, daß sie allmählich sich auch als eigentlichen Herrscher fühlen gelernt hatte und alle Launen eines solchen entwickelte, der vor allem beständig geschmeichelt und amüsiert werden will. Der römische Pöbel zur letzten Zeit der Republik wird kaum viel anders gewesen sein. Dieser Aberglaube der Souveränität stak seit der Julirevolution, wo sie eine alte Dynastie gestürzt und einen König von Volkes Gnaden gemacht hatten, in jedem Pariser Arbeiter und erhielt die Revolution in Permanenz.

Denn, daß er nicht vergessen ward, dafür sorgten die ehrgeizigen Demagogen, welche dieser Masse schmeichelten und ihr die Köpfe heiß machten.

Mit Napoleon III. und seiner Einführung des allgemeinen Stimmrechtes ward diese Anschauung noch sehr verstärkt, daß das Volk seinen Herrscher absetzen dürfe, schon wenn ihm seine Nase nicht gefalle, wie Börne sich cynisch ausdrückte, der das, wie alle französischen Sitten, ja höchst bewunderungswürdig fand und uns beständig anpries. Mit dem Bürgerstolz des freien Mannes, der sich als gleichberechtigtes Glied der ungeheuren nationalen Gemeinschaft fühlt, hatte diese Denkungsart im Grunde so wenig gemein, als die unserer heutigen Sozialisten, die ihr einseitiges Klasseninteresse über alles andere stellen. Denn daß da im Grunde der Pariser Pöbel den sechsunddreißig Millionen Franzosen in der Provinz das Gesetz diktierte, das fiel auch unsern Franzosennarren nicht ein. Der Aufstand der Kommune 1871 hat dann die sauberen Konsequenzen dieser Theorie von der Allmacht des Pariser Volks gezeigt. Sehr komisch ist es aber, daß die Juden, die nicht nur nie einen Staat bilden konnten, sondern noch jeden ruiniert haben, in dem sie zu viel Einfluß gewonnen, diesem Ideal des französischen mit so viel Treue anhängen.

Im Juli 1840 ward denn auch zur Bekräftigung dieser Theorie die neuerrichtete Julisäule unter großartigen Festlichkeiten enthüllt. Nationalgarde und Linie bildeten Spalier auf dem Boulevard von der Madeleine bis zum Bastillenplatz, wo die Enthüllung stattfinden sollte, und eine Kopf an Kopf gedrängte Menge füllte die breiten Trottoirs zu beiden Seiten des Fahrweges. Ich befand mich unter

derselben, einige hundert Schritte vom Platz. Man erwartete allgemein Unruhen durch die republikanische Partei bei dieser Gelegenheit und die meisten lauschten beständig auf die ersten Flintenschüsse. Die Spitze des Festzuges war schon an uns vorbei bei der Säule angelangt, als ich urplötzlich einen Stoß durch die blitzartig von Panik erfaßte und flüchtende Menge erhielt, der mich unwiderstehlich in dieser, einen einzigen Körper bildenden Masse mit fortriß, die in ihrer tollen Furcht alles niederrannte, um sich in die Häuser, in die Cafés, die Seitenstraßen zu flüchten. Frauen und Kinder wurden massenhaft niedergerannt, und ich selber konnte, fortgerissen von der Flut, eine Frau, die dicht vor mir niederstürzte, nur dadurch rasch aufheben, daß ich meinen Regenschirm für einen Augenblick auf den Boden stemmte, um der Menge besser Widerstand zu leisten. Das genügte aber gerade nur, um die Frau aufzuheben, dann war der Schirm schon geknickt und ich weiter fortgerissen von den Flüchtenden, bis ich endlich einen Baum der Boulevard-Alleen umfassen und mich nun halten konnte. Ein paar Minuten später hatte der Druck ein Ende, der sich im selben Augenblick die anderthalb Stunden bis zur Madeleine mit gleicher Heftigkeit fortgepflanzt hatte, nun aber, als das erwartete Schießen sich nicht hören ließ, wich. — Alle die, welche noch eben totenbleich und vollkommen besinnungslos vor Angst geflohen waren, fingen nun an zu lachen und sich über den allgemeinen Schreck lustig zu machen, der sogar viele Nationalgardisten ergriffen und in die Flucht gejagt. Derselbe hatte, wie sich bald ergab, keinen anderen Grund, als daß sich ein Trupp Republikaner in den Festzug zu drängen versucht und so eine Stockung

verursacht hatte, die von den entfernter Stehenden als der Beginn des allgemein erwarteten Gefechts angesehen ward. — Immerhin genügte diese Erfahrung, um mir zu zeigen, wie gerade die sonst so mutigen Franzosen solch panischem Schrecken im Krieg gar sehr ausgesetzt sind, der übrigens auch bei den kaltblütigeren Deutschen vorgekommen sein soll.

Im Herbst 1840 kehrte Laube nach Deutschland zurück, und ich schloß mich nun umso näher an Wagner an, als weder meine künstlerischen noch meine medizinischen Freunde sich solch reicher Bildung und durchdringenden Verstandes rühmen konnten. — Gerade jetzt war es ihm endlich gelungen, bei einem der Privatkonzerte, wie sie Pasdeloup später zu so großem Ruf gebracht, ein Musikstück zur Annahme zu bringen, auf dessen Erfolg er die größten Hoffnungen für seine Zukunft setzte. Endlich kam der langersehnte Tag und er sollte die Aufführung selber dirigieren, ich aber übernahm es, die Frau Wagner zu begleiten, welche im Parterre derselben beiwohnen wollte. Der dunkle Saal war ziemlich voll, besonders auch von Korrespondenten deutscher und französischer Blätter, die den erhofften Triumph gleich verkünden sollten. Leider spielte das auf diese ganz neue, ihm höchst widerwärtig erscheinende Musik von Wagner nur ganz unzureichend eingeübte Orchester so schlecht, und besonders detonierten einige Trompeter so abscheulich, daß es selbst französischen Ohren zu arg ward, und von einem Erfolg nicht nur keine Rede sein konnte, sondern auch das anfänglich aufmerksame und wohlwollende Publikum bald unruhig wurde und zu zischen anfing. Der armen Frau Wagner an meiner Seite aber stürzten nunmehr gleich die Thränen aus den Augen, und sie war einer Ohnmacht nahe. In

meiner Verzweiflung, sie trösten zu können, wußte ich mir kein anderes Mittel, als grob zu werden und ihr Vorwürfe zu machen, daß sie als bühnenkundige Schauspielerin sich so außer Fassung bringen lasse, bei Mißfallensbezeugungen, die doch offenbar nur den Spielenden, aber nicht dem Werke selber galten. Der Ärger über meine Brutalität ließ sie den Schmerz über das Unglück vergessen, und so brachte ich sie nach Beendigung der Aufführung noch in leidlicher Fassung aus dem Saal. Draußen erwarteten uns die Freunde, und bald kam auch der durchgefallene Gatte, natürlich selber gar sehr des Trostes bedürftig, nachdem er alle seit Monaten gehegten Hoffnungen so schändlich scheitern gesehen. — Hier offenbarte sich aber bald die unvergleichliche Elastizität und der unbeugsame Mut dieser Natur. Wir, die wir uns fast mit geschlagen fühlten, begleiteten das Paar nach Hause, wo schon ein kleines Souper bereitstand, um den sicher erhofften ersten Erfolg zu feiern. Wir wollten uns nun zurückziehen, Wagner aber bat uns, ihn nur jetzt nicht allein zu lassen, und indem er, natürlich tapfer von uns sekundiert, seinem Ärger über die Musikanten Luft machte, gelang es ihm bald, nicht nur die Fassung wieder zu finden, sondern sich auch von uns so trösten zu lassen, daß wir voll Galgenhumors den Abend allmählich ebenso lustig beschlossen, als wir ihn trübselig begonnen. — Bald arbeitete der wunderbar energisch organisierte Mann wieder an seinem fliegenden Holländer oder dem Rienzi weiter und vergaß über der Seligkeit des Schaffens all die Not, die ihn bedrängte. Wenn wir dann abends die vier Treppen zu ihm hinaufstiegen, spielte und sang er uns vor, was er neu geschrieben, und brachte uns durch seinen geistvollen, aber vollkommen

unverständlichen Vortrag bei beidem, selbst den doch musikalisch gebildeten Flötenbläser Brix nicht ausgenommen, gar oft in die größte Verlegenheit, ob diese Musik nur neu oder auch gut sei. Wenn er uns aber dann über dieselbe sprach, so entwickelte er so viele Einsicht in die Ziele wie die Mittel der Musik, daß wir ihm schon ob dieser merkwürdig frühen Reife des Geistes bald wieder glaubten. Eine naive Natur wie Mozart war er freilich gar nicht, indes braucht man ja bloß die Briefe selbst dieses Meisters zu lesen, um alsbald zu sehen, daß es eine solche künstlerische Naivetät, die das Schönste hervorbringt, ohne sich der dabei anzuwendenden Mittel bewußt zu sein, überhaupt nicht giebt. Selbst Makart, sonst der naivste aller Künstler, die ich je gekannt, war sich der von ihm instinktiv gebrauchten Mittel sehr wohl bewußt. Inspiration aber, die ja die eigentliche künstlerische Kraft ist, hatte Wagner offenbar mehr als genug. Er sprudelte im Gegenteil von Einfällen, hatte mit seinen sechsundzwanzig Jahren schon einen solch' unermeßlichen Reichtum des Geistes angehäuft, daß er damit selbst Heine imponierte. — Besonders war ihm alles, was je musikalisch Bedeutendes geschaffen worden ist, so geläufig, er war sich zugleich der Lücken und Mängel desselben, wie speziell derer der Opernform, so bewußt, daß es ihm unmöglich schwer fallen konnte, neue Ton-Kombinationen zu erfinden. — Speziell fiel mir damals schon auf, welch' feinen Geschmack er für das hatte, was man Kolorit und Stimmung in der Musik wie in der Malerei nennt. Dieses Feingefühl verhinderte ihn denn auch, in der Musik je trivial oder im Leben je roh und gemein zu werden, wie leidenschaftlich auch sonst seine Natur war. Eine ge=

wisse Vornehmheit des Benehmens war ihm überhaupt als notwendige Folge derer des Denkens und Empfindens in seiner Natur schon angeboren.

Da ich leider niemals ein Tagebuch geführt oder mir sonst Notizen gemacht habe, so mag manches in der Zeitfolge meiner hier gemachten Angaben nicht immer ganz richtig sein, obwohl ich mich der Einzelheiten selbst heute, nach einem halben Jahrhundert, sehr wohl erinnere. So z. B., als endlich das Neujahr 1841 herankam und wir am Sylvesterabend auf Anregung des guten Kietz beschlossen, das Wagnersche Ehepaar, dem seine Armut keine Festausgabe irgend einer Art erlaubte, durch ein Picknick zu überraschen. Wir kauften also rasch einen Korb Champagner in der Niederlage des unserm Kietz befreundeten Moët, allerhand kalte Küche, für Frau Wagner Süßigkeiten, und zogen so beladen um acht Uhr abends zu dem allein daheimsitzenden und sich beim allgemeinen Jubel recht verlassen vorkommenden Paar. Die Überraschung war groß, und bald hatte Wagner beim Champagner der ärmlichen Gegenwart ganz vergessen, sprang auf einen Stuhl und improvisierte da in köstlichen Knittelversen eine Art Neujahrspredigt, in der wir natürlich alle unser Teil abkriegten, wie er sich selber auch nicht schonte. Das ging aber wohl eine halbe Stunde Schlag auf Schlag so fort, ohne daß er jemals ins Stocken geraten wäre, so daß man hier denn doch wohl von Inspiration wird sprechen dürfen. Wenigstens habe ich nur einmal noch fast ebenso gut improvisieren hören — von Emanuel Geibel, bei einem Diner, das wir ihm in voller Maienlust bei seinem Besuche in Dresden auf dem herrlichen Findlaters Schlößchen gaben, einer

Restauration, die später in den Besitz eines preußischen Prinzen überging. Und selbst da sprach Geibel wohl in besseren Versen, konnte es aber an treffenden Einfällen kaum mit Wagner aufnehmen, und ich bedauere darum nur, daß sie keiner von uns damals aufgezeichnet hat. Spät in der Nacht trennten wir uns, mit Sonnenschein und frischer Hoffnung auf unser aller Zukunft im Herzen, Hoffnungen, die freilich nur bei Wagner nicht trogen, der dafür gerade jetzt das schrecklichste Jahr seines Lebens durchmachen sollte, und also die Erfrischung bei Beginn desselben wohl brauchen konnte.

In Paris kam ich übrigens nicht nur durch Wagner, sondern noch mehr durch Laube in nähere Berührung mit dem Theater, als jemals vorher oder nachher. Schon darum, weil er, der die französische Schaubühne ja zu seinem besonderen Studium machte, mich mit allen Höllenstrafen bedrohte, wenn ich diese merkwürdigste Blüte französischer Kultur nicht kennen lernte. So hatte ich auf seine Veranlassung und in seiner Gesellschaft Frédéric Lemaître im Gymnase als Ruy=Blas in Viktor Hugos gleichnamigem Stück auftreten sehen, diesen berühmten Naturalisten aber ziemlich affektiert gefunden, wie das ganze Stück auch. Immerhin mußte man die hinreißende Macht des Redners anerkennen, wenn man auch bald genau sah, wie sorgfältig er seine Effekte vorbereitete. Da gefiel mir aber der kleine Bouffé als gamin de Paris oder dgl. in demselben Theater doch immer noch besser, da er weit mehr Naturlaute fand. Weitaus am besten, ja entzückend fand ich indes die alte Dejazet, dieses Ideal aller Pariser Grisetten, die trotz ihrer fünfzig Jahre und der klapperdürren Figur doch noch die

Cancan tanzenden Studentinnen mit einer hinreißend komischen Verve gab. Die Pariserin in ihrer merkwürdigen Mischung von kühlem, berechnendem Verstand und unersättlicher Sinnlichkeit, von Witz und Koketterie, wie gelegentlich selbst echtem Gefühl wird vielleicht niemals mehr so gegeben werden, das moderne Phrynentum nicht minder. Durch eine Welt von diesem neckischen Wesen voll kleiner Tücken getrennt war dagegen eine andere große französische Künstlerin, die weltberühmte Mlle. Mars, die ich das Glück hatte, bald nach meiner Ankunft noch einmal und zwar bei ihrem Abschied von der Bühne in ihrem fünfundsechzigsten Jahr als Julia in Romeo und Julia auftreten zu sehen. Für uns Deutsche, die wir die äußere Erscheinung in möglichster Harmonie mit der Rolle sehen wollen, war die der großen, starken Frau mit den trotz aller Toilettenkünste aber auch gar nicht zu verbergenden 65 Jahren allerdings eine starke Zumutung. Machte man aber die Augen erst zu, so war die Illusion sofort da, denn die Künstlerin besaß ein so wunderbar einschmeichelndes, weiches und wohlklingendes Organ, wie ich es seither nie wieder, außer einige Jahre später bei einer Gräfin Schönburg so gehört habe. In vollkommener Harmonie mit der süßen, bezaubernden Stimme war indes die Mimik, ebenso rund und weich in jeder Bewegung, als die der Dejazet blitzartig kurz und fahrig.

Repräsentierte die Mars noch ganz den großen, würdevoll antikisierenden Stil des Kaiserreichs, dem ihre Blütezeit ja angehörte, so gab ihre Nachfolgerin, die nicht weniger berühmte Rachel, welche ich bald nachher sah, eigentlich eine künstlerische Apotheose des Judentums mit seiner anscheinend kalten Berechnung und nur zeitweise wild herausbrechenden

Leidenschaft. Im Grunde spielte sie eigentlich nur sich und blieb dieselbe in jeder Rolle, aber auch immer vollendet und stilvoll in jeder Bewegung der schlanken, mageren Figur mit dem klassischen, ja ganz antiken Profil. Die merkwürdige Mischung von Genie und innerlich gemein käuflichen Charakter voll Habgier und Menschenverachtung hatte etwas Unheimliches, doch trug die Künstlerin mit ihrer geradezu hinreißenden Gewalt der Leidenschaft immer wieder den Sieg davon über den Widerwillen gegen die Person und ihren eisigen Egoismus. Übrigens stellte sie eigentlich auch nur die schlechten Leidenschaften gut dar, während ihr Wärme, Hingebung, Edelmut durchaus fern lagen. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit, welche die berühmte Frau Wolter nicht nur mit ihrer Person, sondern auch mit ihrem Spiel hat, das sie doch kaum gekannt haben kann. Ich sah übrigens nie eine solche Ökonomie der Gesten, als sie die Rachel zeigte, die den größten Teil der Zeit auf ihrem Platze stehen blieb und dennoch alle Mitspielenden als wahre Komödianten neben sich erscheinen ließ, an deren echte Leidenschaft man schon beim ersten Ausbruch glaubte.

Übrigens machte mir das Theatre français mit seiner nüchternen Ausstattung und der Verleugnung aller Musik, dann der Unzahl der mit dem Textbuch in der Hand der Vorstellung folgenden Zuschauer doch den Eindruck eines veralteten Instituts. Um so charakteristischer war das Publikum. So wüßte ich nicht, daß ich je etwas Bezeichnenderes für den Nationalcharakter gehört hätte, als was ein solcher Zuschauer vor Beginn der Vorstellung einem sich über die allerdings sehr ungastliche Sitte des üblichen Belegens der Parterreplätze beklagenden und die „politesse

française" vermissenden Deutschen erwiderte: „Si nous sommes polis, nous ne faisons pas de concessions". Man konnte wirklich die berühmte französische oder doch Pariser Höflichkeit nicht schlagender definieren! Wir machen es gewöhnlich umgekehrt, gutmütig ungeschickt, wie wir es im Verkehr mit Fremden meistens sind, und fangen genau wie unsere jetzige Reichsregierung sofort mit Konzessionen an.

Weit mehr Vergnügen als das Drama machten mir indes bald Oper und Ballett. So sah ich in letzterem zunächst noch die berühmte Taglioni in ihrer Glanzrolle der „Sylphide", wo die schlanke und zierliche, aber unerlaubt magere und dafür keineswegs durch einen schönen Kopf, wie die Rachel entschädigende Person, dennoch unserer Vorstellung von einer Sylphide durch ihren Tanz, in welchem sie den Boden fast nie zu berühren schien, so sehr entsprach, daß das ganze übrige, in der großen Oper doch sehr gut ausgesuchte und geschulte Ballettkorps daneben hölzern aussah. Wie denn überhaupt das ganze Theater noch weit mehr als bei uns auf einzelne Virtuosenleistungen zugeschnitten blieb. War das wirklich das Äußerste, was man von fast traumhafter Anmut sehen konnte, so sollte uns doch bald nachher die der Taglioni folgende Fanny Elßler den höchsten sinnlichen Reiz, mit der Anmut vereinigt, zeigen, da ihre blendende Schönheit sehr viel üppigerer Art war. Sie tanzte in irgend einem spanischen Ballett die Nachtwandlerin so verführerisch, daß wir alle darob selbst vergaßen, daß wir ihrethalb drei geschlagene Stunden auf dem Boulevard hatten Queue stehen müssen, um sie zu sehen. Diese göttliche Fanny, die ja schon den alten Genz toll ge-

macht, scheint überhaupt mit den Göttinnen auch noch die Eigenschaft unsterblicher Schönheit geteilt zu haben. Denn einige dreißig Jahre später kam uns einmal in Wien bei einem Besuche, den ich Betty Paoli machte, während ich an der Thür von ihr Abschied nahm, eine auffallend schöne Dame, anscheinend etwa vierzig Jahre alt, entgegen, die mir von der alten Freundin als Fräulein Fanny Elßler vorgestellt ward. Über das noch immer so reizvolle Aussehen der von mir längst tot geglaubten schönen Frau ward ich so verblüfft, daß ich zu ihrer wie Bettys nicht geringer Belustigung herausfuhr: „Ach, Sie sind wohl eine Tochter der berühmten Fanny, die ich 1840 in Paris bewundert?" Glücklicherweise war diese Vermutung so unzweifelhaft schmeichelhaft auf der einen Seite, daß mir selbst die illegitime Voraussetzung, auf die sie gebaut war, verziehen ward. Übrigens haben wir in Deutschland die thörichte Meinung, daß eine Frau etwa nach vierzig nicht mehr reizend sein könne und also auch nicht mehr lieben dürfe, was doch eines so falsch ist wie das andere. Freilich nur, wenn die Frauen in der Lage sind, ihre Schönheit pflegen und sich und uns damit eine Freude machen zu können. Wenn die Ninon de l'Enclos noch im achtzigsten Jahr die jungen Männer bezauberte, so hat man von Ähnlichem in Deutschland allerdings niemals gehört, der gute Wille dazu hätte aber gewiß oft nicht gefehlt, wie denn Fräulein Elßler jedenfalls in den Sechzigern auch noch zu bezaubern imstande war.

Vielleicht wäre das Carlotta Grisi auch noch fähig gewesen, wenigstens sah sie ganz darnach aus, als ich sie um diese Zeit allwöchentlich einmal in der italienischen Oper, für die wir uns zu dritt ein Abonnement genommen, be-

wunderte. Diese Italiener hatten damals aber auch ein Ensemble, mit dem sich das der großen Oper auch nicht entfernt messen konnte, da den Damen Grisi und Persiani die Männer Lablache, Tamburini und Rubini, sowie der eben aufkommende Mario gegenüber standen. Den riesigen und fast ebenso dicken als langen Lablache als Doktor Dulcamara im Liebestrank die zierliche Persiani behaglich umschmeicheln zu sehen, das war schon ein in seiner Art unübertrefflicher Genuß! Einen solchen Buffo hat die Welt seither nicht wieder zu bewundern gekriegt, so wenig als die hinreißend großartige Schönheit der zur Heldin wie geschaffenen, dabei mit der herrlichsten Altstimme begabten Grisi. Sie und die Persiani als Norma und Adalgisa zu sehen, war einzig in seiner Art, obwohl das Spiel der Grisi an das klassische der Schröder-Devrient in dieser Rolle nicht hinreichte. Aber die natürliche Begabung dieser Italiener war eben so groß, daß sie alle künstlerische Meisterschaft der Franzosen wie Deutschen vergessen ließ. Freilich nur, wenn der Zufall einmal so eminent begabte Persönlichkeiten, wie hier, einen Winter durch vereinigte. Dazu war nun Paris als Weltstadt, die an solchen Orten ein ganz kosmopolitisches Publikum zusammenführte, auch damals schon mehr geeignet als jede andere. Heute ist es das sogar noch weit mehr: ein großartiges Rendezvous der reichen Faulenzer und fortgejagten Könige aller Nationen; darin wird es selbst von Rom bei weitem nicht erreicht. Glücklicherweise ist dergleichen weder in Berlin noch selbst in Wien möglich, denn sonst würden wir in unserer lumpigen Bescheidenheit bald nicht mehr Herren im eigenen Hause sein, was den Franzosen und selbst den Italienern gewiß nicht passiert.

Von diesen mannigfaltigen Genüssen im ganzen doch wenig in meinen Studien beirrt, war ich im Herbst 1840 dennoch aus dem Atelier getreten, um mein schon erwähntes Bild auszuführen und versuchte mich außerdem im Porträtmalen, da ich in richtiger Einsicht meiner geringen Fähigkeiten mich ganz darauf zu beschränken dachte. Gerade daß meine Erstlingsarbeit bei dem im Mai eröffneten Salon Gnade und Aufnahme gefunden, hatte die üble Wirkung, mir doch einen Rest von Hoffnung zu lassen, auch Größerem gewachsen zu sein, wenn ich nur meinen Schulsack besser füllen könnte. Meine Mittel waren aber zu Ende, und ich mußte wohl oder übel an die Rückkehr denken. Vorher sah ich mir aber den Salon noch recht an, der diesmal die später so berühmt gewordene Abdankung Karls V. von Gallait enthielt und vieles andere, was die ungeheure Regsamkeit der französischen Schule bezeugte. So ein köstliches Bild der Kreuzfahrer in Konstantinopel von Delacroix, ein Meisterstück des Kolorits, was der allzu roten Modellmalerei Gallaits an Talent gar sehr überlegen war. Von Paris selber schied ich eigentlich ohne großes Bedauern, die Franzosen waren mir unsympathisch geblieben bis ans Ende, und ich hatte mich denn auch an einen einzigen, der neben mir wohnte und einer der besten Schüler des Meisters war, halbwegs angeschlossen: Jules Vibert, einen sehr fleißigen und begabten jungen Mann, von dem ich aber später nie mehr etwas gehört habe, während eine große Zahl meiner Mitschüler, so Yvon, Jalabert, Landelle, Couture, Hebert, Cham, Brêton 2c. es später zu großem Ruf brachten. Delaroche selber, sonst sehr streng und kurz angebunden gegen uns Schüler, hatte mir immer mit einem gewissen

Wohlwollen begegnet, das mein Talent allein gewiß nicht rechtfertigte. Jetzt kam ich vor der Abreise auch noch in arge Verlegenheit, da ich mein Reisegeld Wagner geliehen hatte, der wieder einmal ganz abgebrannt gewesen und auch jetzt nicht imstande war, es mir zurückzuzahlen, wo mich denn der gute Brix flott machen mußte, der selber bald darauf nach Buenos Ayres ging, so daß ich ihn nie mehr wiedergesehen habe, so wenig als irgend einen anderen der bald in alle Welt zerstreuten Freunde des Wagnerschen Kreises. Dagegen erhielt ich von Wagner selber aus Meudon, wohin er sich im Sommer vor seinen Gläubigern geflüchtet und nach und nach in immer größere Not geraten war, bald noch einen langen Brief voll so düsterer Hoffnungslosigkeit, daß er mich sogar bat, ob ich ihm nicht irgendwo auch nur eine Organistenstelle oder dergleichen verschaffen könne, damit er nur einmal aus der ewigen Not herauskomme. Ja, er schien sich sogar mit Selbstmordgedanken zu tragen, da es ihn in Verzweiflung brachte, auch seine gute Frau so leiden zu sehen. Diesen hochinteressanten Brief besitze ich bedauerlicherweise nicht mehr, da er bei einem Brande meines väterlichen Hauses mit vielen anderen Papieren zu Grunde ging. Ein Jahr später aber fing das Glück Wagner wieder zu lächeln an, da sein Rienzi in Dresden zur Aufführung angenommen, mit kolossalem Erfolg gegeben, und er infolge desselben an des Italieners Morlachi Stelle zum Kapellmeister an der Dresdener Oper ernannt ward, in welcher Stelle ich ihn ein paar Jahre darauf bereits als berühmten Mann wieder fand.

Nach Hause fuhr ich über Basel und zwar vier Nächte hindurch, von denen mir indes nur eine im Gedächtnis ge-

blieben ist, wo ich in der Nähe von Belfort zum erstenmale wieder die Alpen und zugleich einen wunderschönen Mond-Regenbogen sah. Von Basel machte ich erst einen Abstecher nach Freiburg, um dort eine der Größen der liberalen Partei zu zeichnen, die mir indes nur den Widerwillen vor diesen ziemlich aufgeblähten Kammerhelden verstärken sollte, die, in solch kleinstaatlichen Verhältnissen aufgewachsen, sich und ihre Wichtigkeit regelmäßig ungeheuer überschätzten. Rotteck, der bedeutendste von ihnen, war inzwischen gestorben, der Kampf der liberalen Parteien war aber immer erbitterter geworden und alles kündigte bereits die herannahende Erschütterung an, die dann 1848 wirklich eintrat.

Ich selber hatte freilich eigentlich noch viel weniger Ursache, mit meinem Aufenthalt in Paris zufrieden zu sein, als ich mir damals gestehen mochte. Gründlich irre gemacht, mit Idealen bereichert, die gar nicht für mein deutsches Naturell paßten, hatte ich mir eine Technik angeeignet, die es noch weniger that. Hätte ich die Mittel, die mich Paris kostete, dazu verwendet, ruhig in München zu studieren, so würden sie noch einmal so lange gereicht, mich also in den Stand gesetzt haben, weit mehr zu lernen, so schlecht der dortige akademische Unterricht auch war. Dafür wäre ich der Heimat nicht entfremdet worden, an die ich mich jetzt nur mühsam wieder gewöhnte. Denn das großstädtische Leben hat ja etwas sehr Verführerisches, und Paris ist gewiß von allen Weltstädten — so lange man Geld hat — die bequemste und blendendste zugleich, was aber einem Künstler gar nichts helfen kann, der da bloß verlernt, wie ein Deutscher zu sehen, ohne doch je Franzose zu werden. Daß ich dennoch dahin ging, daran war der

die ganze Zeit beherrschende Irrtum schuld, daß die Kunst etwas internationales, eine Art Weltsprache sei, die man überall verstehe, also auch überall lernen könne. Daß sie, wenn überhaupt etwas, nur der höchste Ausdruck des nationalen Lebens sein, also auch nur auf dem Boden des eigenen Volkstums gedeihen könne, das sahen ja nicht einmal Cornelius und seine Genossen ein, die der deutschen Kunst in Rom hatten neues Leben einflößen wollen und das Papsttum dabei Pate stehen ließen, was jedenfalls noch viel thörichter war.

VII.

Konstanz 1841—1842.

Nicht nur die Heimat fand ich vielfach verändert wieder, als ich zurückkehrte, sondern machte auch alsbald die Entdeckung, daß ich selber ein anderer geworden durch die Aufnahme eines ungeheuren Stoffes, der jetzt unverarbeitet in mir gährte und den ich in keiner Weise zu bewältigen vermochte. Es sollte eben das Unglück meines Lebens bleiben, immer so viel mehr zu wollen, als zu können, daß ich zuletzt auch das nicht erlangte, wozu ich allenfalls befähigt gewesen wäre; man sollte darum jedem jungen Menschen übern Arbeitstisch schreiben: Lerne dich beschränken! Was von mir, konnte man damals auch von der ganzen Nation sagen, die sich in Utopien verlor, statt bestimmte Ziele zu erstreben, und über der Freiheit beständig die viel wichtigere Einheit vergaß. Die höher und höher gehenden Wogen der politischen Bewegung machten sich nun in unserem dicht an der Schweizer Grenze gelegenen Städtchen besonders fühlbar, da, sowie man zum Thor hinauskam, alles voll von Flüchtigen stak, die mit den Liberalen und Radikalen in der Stadt beständig konspirierend, dort die Wirtshäuser füllten. So saß im benachbarten Emmishofen der durch das Ham=

bacherfest zu sehr übertriebenem Ruf gekommene Dr. Wirth, der jetzt, nachdem er erst ein liberales Blatt redigiert, das aber bald einging, nunmehr an seiner deutschen Geschichte schrieb. Ein durchaus ehrlicher, ja edler Idealist, ohne jeden Sinn für die Wirklichkeit der Dinge, war er durch die ungesunde Vergötterung der Parteigenossen doch zu einer Selbstüberschätzung gelangt, die ihn, wie so viele andere, ruinieren mußte. Baden war bereits ganz unterwühlt und die besonneneren Liberalen, wie der treffliche Dekan Kuenzer oder der mannhafte Bürgermeister Huetlin, wurden durch die mit ihren Schlagworten der Menge besser einleuchtenden Radikalen beständig überschrieen. Ihr Haupt war in unserem Städtchen Fickler, ein begabter, aber bei sehr geringer Gewissenhaftigkeit durch die Unsicherheit seiner Stellung und die Oberflächlichkeit seiner Bildung samt einer physischen Natur von großen Bedürfnissen zum Demagogen und Volksverführer ungewöhnlich geeigneter dicker Schlemmer. Er fristete seine zweideutige Existenz durch die Redaktion der radikalen, mit der Zensur in ewigem Kampfe lebenden „Seeblätter", einer Ablagerung von gemeinem Klatsch, die eigentlich von der Verdächtigung und Verleumdung der politischen Gegner lebte und darum zur Demoralisation der Menge nicht wenig beitrug. Dazu kam nun noch ein Gymnasialprofessor, der einen sehr schönen Bart am Kopf und den Livius in demselben hatte, und sich mit Brutus verwechselnd den Konstanzer Quiriten donnernde Reden hielt. Advokaten ohne Prozesse und Doktoren ohne Patienten halfen auch sehr bald das Vaterland zu befreien. Nicht minder betrieben einige ästhetisch gebildete Ladenschwengel und Handlungsreisende neben der Versorgung der Schneider mit

Tüchern die der Germanen mit Freiheit. Ein liberaler Seifensieder und sämtliche Bierwirte zählten auch zum „Fortschritt". — Mein Vater, dem bei seiner überlegenen Bildung dies Treiben durchaus zuwider war, wurde, wie viele andere solide Bürger, dadurch noch weiter rechts gedrängt, als seiner Natur eigentlich entsprach, und darum als „Reaktionär" verschrieen. Ich selber, obwohl mit dem Bestehenden durchaus zerfallen, konnte doch nicht umhin, an dieser liberalen Partei noch viel weniger Freude zu haben als an der konservativen, und ward daher auch, obwohl mit Unrecht, meiner Zurückhaltung halber bald zur letzteren gerechnet, da mir die Roheit dieses Treibens, in das bereits sozialistische Elemente hineinspielten, unsäglich zuwider war. Denn der ohnehin etwas kleinliche und engherzige Charakter des deutschen Philisters ward durch diese Wühlerei noch vollends verdorben. Meistens aus unsicheren und verlotterten Existenzen bestehend, benützten die radikalen Führer den Neid gegen die besitzenden Klassen bald als Haupthebel der Agitation. Die Beamtenschaft, selbst großenteils liberal gesinnt, entwickelte sehr wenig Widerstand gegen die Hetzerei, und man konnte da recht beobachten, wie wenig Kraft die Bureaukratie einem Staat zu geben vermag, der keine innere Berechtigung hat, weil er keine der Forderungen an nationale Würde zu erfüllen vermag, die man an denselben vor allem stellen muß, wie sie aber sämtliche deutsche Kleinstaaten damals nicht entfernt zu befriedigen imstande waren, während sie heute als Glieder eines großen, mächtigen Ganzen viel Gutes im einzelnen zu stiften vermögen.

Das größte Übel war daher, daß sich eine gesunde konservative Partei in jener Zeit gar nicht zu bilden ver-

mochte, da über die Nichtswürdigkeit der deutschen Zustände eigentlich kaum eine Verschiedenheit der Meinung bestand. Ihr ruhmloses Zusammenbrechen bei der ersten Veranlassung lag daher in der Luft. -- Spindler, der damals, wie erwähnt, einige Jahre in Konstanz lebte, hat in seinem „Fridolin Schwertberger“ diese Verhältnisse, die entstehen, wenn lauter unfähige und unreife Menschen an die Spitze kommen oder doch das große Wort führen, mit viel Humor und sehr treffend geschildert, während Gustav Freitag dieselben in seinem Leben Mathys noch viel zu idealisierend darstellt, da er sie eben nicht selbst mit ansah. Weil mir nun das Odi profanum Vulgus von Hause aus im Blut stak und alle demagogische Wühlerei herzlich zuwider war, wo die Lumpe in die Höhe kommen, so hielt ich mich an jene nach Konstanz verirrten Maler, meine Jugendfreunde, die es ob zu großen Energiemangels nicht mehr weiter brachten, als zu gemütlicher Bummelei. Bedeutender waren einige junge Männer, die jetzt als Professoren am Gymnasium wirkten, nachdem ich sie schon früher kennen gelernt. So Provence, der erst Geistlicher geworden war, dann aber zum Protestantismus übertrat und eine Nichte Mathys heiratete, Professor Scherm, Dr. Scherer, ein fein gebildeter Arzt, der aus Amerika zurückgekommen, wohin er in jugendlicher Begeisterung ausgewandert. Zu uns gesellte sich ein glänzend begabter Jüngling, dem als dem Sohn des ersten Beamten der Provinz eine gesicherte Existenz das ruhige Fortschreiten auf der juristischen Laufbahn sicher machte. Mit dem glücklichsten Humor verband Ludwig Stößer denn auch so viel praktischen Sinn, daß man ihm damals schon den Minister, der er später geworden ist, mit Sicherheit voraussagen

konnte. Obwohl viel jünger als ich, ward er doch bald mein liebster Umgang, der mich durch seine sprühende Heiterkeit oft über meine fatale Lage als gänzlich unfertiger Maler tröstete. Ich suchte nun, indem ich im lithographischen Geschäft meines Vaters mich nach Kräften als Zeichner nützlich machte, zugleich durch fortwährendes Malen von Porträten mir einiges Geld zu ersparen, um nach München zu weiterer Ausbildung zurückkehren zu können. Denn daß ich nach Konstanz nicht mehr paßte, das ward mir nach und nach vollkommen klar. — Meinen Vater aber um Unterstützung anzugehen, war ich natürlich jetzt viel zu stolz, nachdem ich es schon von allem Anfang meiner Laufbahn an ihm nicht zumuten gemocht. Er wäre auch kaum in der Lage gewesen, mir viel Hilfe bieten zu können, nachdem ich seine Hoffnung betrog, ihm dereinst die Bürde des Geschäfts abnehmen zu können, die der bald Siebzigjährige immer schwerer empfand. Diese Rolle überließ ich meinem späteren Schwager, der sie, brav und solid, viel besser ausfüllte, als ich es imstande gewesen wäre bei meinem unruhigen Naturell und viel zu weit gehenden Ansprüchen.

Einstweilen aber suchten wir alle das Gefühl unseres Nichts durch allerhand lustige Streiche los zu werden. So ward gleich im Frühjahr ein großer Maskenball gehalten, zu welchem wir eine Kunstausstellung improvisierten, die aus lauter Karikaturen auf die hervorragendsten Männer der Stadt und auf allerhand Begebenheiten in derselben bestand, die sich zur satyrischen Behandlung eigneten. Da die Schadenfreude und die Lust am Spaß zu den stärksten menschlichen Trieben gehören, so interessierte das natürlich ungeheuer, und die Geneckten waren klug genug, uns das

nicht nachzutragen. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Erfahrung, daß ich einiges Talent besaß, die lächerlichen Seiten der Menschen herauszufinden und darzustellen. Stößer hatte sich dabei als Schwarzwälderin maskiert und gab mit seinem sechzehnjährigen blonden Milchgesicht ein so reizendes Mädchen ab, daß ihn nicht einmal seine eigene Mutter erkannte. An meinem Arm eingetreten, ward er alsbald von allen Seiten um Tänze bestürmt, da kein Mensch eine Ahnung von seinem Geschlecht hatte. Als aber einer der Anbeter dieser schönen Schwarzwälderin beim Champagner des Soupers etwas zu täppisch werden wollte, belohnte er denselben mit einer so kräftigen Ohrfeige, daß sie unmöglich von einer weiblichen Hand herrühren konnte und sein Geheimnis dadurch erst verraten ward. — Ich aber war durch das Schreien bei der Explikation unserer Bilder und das Umkleiden in eiskalter Garderobe so heiser geworden, daß ich wochenlang kein lautes Wort hervorbringen konnte. Der Sommer kam darüber heran, und die Heiserkeit nahm eher zu, so daß der Arzt selber schon an ein Halsleiden glaubte. Das that ich, dem man schon in der Jugend die Schwindsucht nachgesagt und dem zwei Schwestern an dieser Kranheit gestorben waren, natürlich noch viel mehr. Da man mit niemand so aufrichtiges Mitleiden hat, als mit sich selber, so bedauerte ich einstweilen die Welt nicht wenig um den bevorstehenden Verlust. Endlich entschloß ich mich, eine Molkenkur im geliebten Weißbad als letztes Mittel zu versuchen. Als das uns nächstliegende Gebirgsland war Appenzell von Jugend auf von mir besucht worden, ich kannte fast jedes Haus da, und hatte jeden Berg, selbst den Fürsten von allen, den Säntis beinahe erklommen, wie

ich ja bereits erzählt. Das Volk im katholischen Innerrhoden war damals in Sitten und Tracht nicht weniger malerisch als das Berchtesgadener, ja die Frauen sogar noch weit schöner. — So saß im Hauptort, dem Flecken Appenzell selber, die berühmte „Hechtwirtin", eine durch ihre Schönheit und natürliche Anmut ebensosehr als durch ihren Mutterwitz weit und breit bekannte Frau, die Gäste von allen Seiten her anzog, und die ich als alter Verehrer jetzt endlich in mein Skizzenbuch einfing. Im Weißbad aber, diesem tiefgemütlichsten aller Bäder, die ich je gesehen, traf ich so gute Gesellschaft, daß mir die Todesgedanken schon am ersten Tage vergingen. Das Haus war das wunderlichste, das mir in dieser Art vorgekommen, da es ursprünglich aus einem braunen, altdeutschen Holzbau mit seinen durch die ganze Fassade ununterbrochen fortgehenden Butzenscheibenfenstern bestand, an den bei dem wachsenden Besuch erst ein Flügel mit einem großen ebenerdigen Speisesaal und einigen Zimmern im oberen Stock — alles schön weiß getüncht und daher vom gemütlichen braunen Mittelbau abscheulich nüchtern abstechend — gebaut ward, dem bald auf der anderen Seite ein noch viel weiter vorspringender Flügel angefügt werden mußte, diesmal zweistöckig und nach Landesart die Holzwände mit graubemalten Schindeln verschlagen. So bildete das Ganze jetzt eine freilich verzweifelt unsymmetrische Hufeisenform, der aber schon bald ein weiterer Flügel auf der Rückseite, abermals mit etwa fünfzig Zimmern, angeschlossen werden mußte, so daß der Bau nunmehr einer ungeheuren Spinne glich, die ihre weißen Arme nach allen Seiten ausstreckte, während ihr Körper in der Mitte seine braunschwarze Farbe behielt.

Sich in diesem hölzernen Labyrinth zurechtzufinden, wo man jeden Tritt und die Gespräche seiner Nachbarn ober und unter wie neben sich gleich gut hörte, war keine Kleinigkeit, und es konnte einem darum gar leicht begegnen, daß man im Dunkel der Nacht das Zimmer einer hübschen Nachbarin mit dem eigenen verwechselte.

Dicht gefüllt waren sie alle im Sommer, allerdings meistens mit schweizerischen oder schwäbischen Kleinstädtern, unter denen St. Gallen, Zürich und Schaffhausen, wie Stuttgart und Ulm stark vertreten waren. Die Lieblichkeit des dicht am Eingange in die zwei Haupt-Gebirgsthäler gelegenen und von zwei aus demselben herauskommenden mächtigen Bächen umflossenen, von einem an ihnen sich hinziehenden köstlichen Wäldchen eingerahmten und durch dasselbe von aller Welt abgeschlossenen Plätzchens, in das nur die Sonne und die es auf drei Seiten umgebenden Berge hereinblickten, war aber so groß, daß ich heute noch nicht begreife, wie es später außer Mode kam, noch weniger, wie es von dem daneben kahl und langweilig erscheinenden Heiden überflügelt werden konnte, wenn nicht eben die Mode die launenhafteste aller Göttinnen wäre. Sie hat auch das Molkentrinken seither für ein ganz nutzloses Vergnügen erklärt, dem man damals doch so wunderbar heilende Kraft zuschrieb. Mir hat es jedenfalls geholfen, oder die köstliche Gebirgsluft, die man da einatmete, wenn man sich früh um sechs in den Hof begab, wo der Senn in Hemdärmeln mit roter Weste und schwarzen Zwillichhosen angethan die heiße Molke ausschöpfte, die in der Nacht von den höchsten Alpen so rasch in gut verschlossenen Bütten herabgetragen worden war, daß sie noch ganz heiß ankam. Bei schönem Wetter

war sie denn auch ein gutes Getränke, das sehr würzig schmeckte, bei regnerischem aber, wo die Ziegen nasses Gras gefressen hatten, freilich sehr viel weniger. Mit dem Wohlgeschmack wie mit den Wirkungen des Karlsbader Mühlbrunnens konnte sie sich freilich unter allen Umständen messen. Bei der schon um zwölf Uhr stattfindenden Mittagstafel servierten der Wirt und sein Bruder, sowie die Töchter in Hemdärmeln, was aber bei der echt schweizerischen allgemeinen großen Reinlichkeit immer noch sehr viel ansprechender aussah als unsere schwarzbefrackten Kellner. Wie die Wirte selber durchaus eine große Familie ausmachten, in welcher dem Senior, dem alten Inauen, der größte Respekt gezollt ward, that es bald auch die Gesellschaft, und man machte beständig gemeinsame Ausflüge. Ich, dem alle Bergpartien, ja jede Erhitzung vom Arzt aufs strengste verboten waren, ging daher gleich am ersten Morgen mit einem Herrn Finanzrat aus Ulm, der mir ob seiner feineren Bildung bei schwäbisch zutraulicher Art sehr sympathisch war, nach dem eine kleine Stunde entfernten Appenzell, das mit seinen braunen Holzhäusern an beiden Ufern der wildrauschenden Sitter hinaufkletternd wirklich der malerischste Ort war, den man überhaupt sehen konnte. Sein Reiz ward nicht wenig dadurch erhöht, daß überall die Frauen und Mädchen in diesem Hauptsitz der schweizerischen Stickerei vor den Häusern in ihrer malerischen Tracht am Stickrahmen arbeitend saßen, wo man dann unaufhörlich zu grüßen und wohl auch ein paar freundliche oder neckische Worte zu wechseln pflegte, denn die Appenzeller sind ob ihres Mutterwitzes und ihrer Zuthulichkeit berühmt. Wir aber schlugen uns unter diesem Kreuzfeuer von Blicken und

Zurufen tapfer durch bis zu einem weit hinten liegenden alten aber sauberen Häuschen, von dem ein schön glänzender goldener Engel vielversprechend herabwinkte, dem man seine schweizerische Herkunft sehr genau ansah, da er so breitbeinig als möglich dastand. Er barg unter der sorglichen Obhut einer strengen Mutter die zwei schönsten Mädchen des Ortes, große, junonische Gestalten, die weit und breit berühmt waren. Dort nahm man einen kleinen Imbiß und schäkerte mit den übrigens durchaus ehrbaren und anständigen Mädchen. Daß ich sowohl die madonnenhafte und gehaltenere Benedikte als die jüngere von Übermut sprudelnde, wie die reinste Liebesgöttin aussehende Friederike mit den krausen, goldblonden Löckchen malte, verstand sich von selbst. Das Haus enthielt aber auch noch einen wahren Juwel von einem köstlich in der reinsten deutschen Renaissance geschnitzten Stübchen, welches das Brautgemach einer 1608 vermählten „Gederaud Landererin“ gewesen, deren Name über der Thür zu lesen war. Glückliches Land, wo sich die Bauern solche Stuben zu bauen vermochten, deren Wände alle mit köstlich eingelegter Arbeit überdeckt waren! Als der seligen Gederaud schöne Enkelin ein paar Jahre später sich mit einem Arzt vermählte und deshalb städtische Kleidung anziehen mußte, die ihr nicht halb so gut stand, habe ich ihr jenes sie in ihrer köstlichen Bauerntracht darstellende Bild zum Hochzeitsgeschenk gemacht, in dem sie wie eine frisch aufgeblühte Alpenrose aussah.

Auch eine Landsgemeinde haben wir da einmal mit angesehen in Appenzell, wo jeder Teilnehmer bewaffnet erscheint, und die Landammänner und sonstigen Beamten auf einem unter mächtigen Linden aufgeschlagenen Gerüst dem

souveränen Volk Rechenschaft ablegen und um Verlängerung ihrer Bestallung bitten mußten. Kein Zweifel, daß diese einfachste Form der Demokratie, trotz der wunderbaren Sammlung von Bratspießen aller Art bei den Quiriten, etwas sehr Imponierendes hatte. Wie denn das Bewußtsein gleichen Rechtes am Staat, von dem der Geringste durchdrungen, die Entstehung von Pöbel in der Schweiz fast so unmöglich machte, als die von internationalem sozialdemokratischem Lumpengesindel, das sein Vaterland verleugnet. Da diese schlicht und einfach, aber tief religiös erzogenen Menschen alle ihre Geschichte kannten und ihnen ihre vor einem halben Jahrtausend gegen das Haus Österreich bestandenen Befreiungskämpfe heute noch so lebendig vor Augen stehen, als wenn sie erst gestern durchgefochten worden wären, so wurzelt hier der Unabhängigkeitssinn auch tiefer als irgend sonstwo in der Welt. Gewiß hatte die Geistlichkeit in dem streng katholischen Ländchen einen großen Einfluß, der aber kaum nachteilig zu nennen war, da sie, wenig begütert und aus lauter Landeskindern bestehend, die schlechten Eigenschaften einer herrschenden Klerisei selten zu entwickeln vermochte. Freilich blieb das katholische Innerrhoden verhältnismäßig arm und seine Bevölkerung ward von den Kaufherren von St. Gallen und Herisau, für die sie arbeitete, damals entsetzlich ausgebeutet, da eine Stickerin selbst bei der angestrengtesten 12—15 stündigen Arbeit kaum 20—30 Pf. zu verdienen vermochte und von Milch und Kartoffeln leben mußte, selbst wenn ihre Familie noch ein kleines Gütchen und ein paar Kühe besaß, wie bei den meisten der Fall war. Ihre Besorgung, wie die Alpwirtschaft, war dann die Sache der Männer, die darum alle

kräftig aussahen. Bei der guten Luft und der einfachen strengen Sitte blieben die Leute doch gesund und zufrieden, wenn auch die feinen Frauengesichter, die man überall sah, wesentlich ihrer Beschäftigung mit Sticken zuzuschreiben waren. Ganz Innerrhoden besteht bis an die Mauer des es abschließenden Hochgebirges aus lauter wundervoll üppigen Wiesen. Es ist das nötig zur Erzielung des Winterfutters für das Vieh, um die herrlichen Alpen rundum gehörig ausnutzen zu können; das Getreide muß also alles eingeführt werden. So kam es denn, daß bis zur Erbauung der Eisenbahn sehr leicht Teuerung und Hungersnot ausbrach und z. B. 1817 eine Menge Menschen da, wie in Außerrhoden und dem benachbarten Toggenburg, den Hungertod starben. Denn der Transport von Getreide auf dieser cirka 2500 bis 3000 Fuß über dem Meer gelegenen, überall von wilden Schluchten, sogenannten Tobeln, zerrissenen, vor dem Fuß des Hochgebirges hingelagerten Terrasse ist teuer und so schwierig, daß erst in der allerneuesten Zeit eine Zweigbahn von Herisau nach Appenzell anzulegen gelang. Auf diesem ewig grünen Hintergrund nun hoben sich aber die blühenden Mädchengestalten mit ihren kleinen, aus rotem Seidenstoff gemachten Käppchen, den weißen, kurzen Buffärmeln, dem rosa oder himmelblauen Busentuch und Schürze, und dem violetten oder dunkelroten, reich gefälteten kurzen Rock und den hochroten Strümpfen ganz köstlich, wie ein Alpenrosenstrauß ab, und es ist nur zu bedauern, daß diese wunderbar malerische Tracht seither so oft dem billigeren Kattun hat weichen müssen. Damals aber war sie noch ganz allgemein herrschend, und die reiche Hechtwirtin trug sie nicht weniger

als die ärmste Magd, so daß besonders am Sonntag, wenn die Frauen aus der Kirche kamen, die Wiesen überall wie mit Blumen gestickt aussahen. Leider haben die Maler wenig Kenntnis von diesem so abgeschlossenen und verborgenen Stück Erde genommen, während hier die schönsten Motive in Fülle zu haben gewesen wären. Nur Riefstahl ist durch Zufall dahin geraten und hat mit seinem den alljährlichen Gottesdienst auf der Meglisalp darstellenden Bild zuerst seinen Ruf begründet.

Ich selber hatte gleich am zweiten Tag meiner Ankunft nichts Eiligeres zu thun, als in großer Gesellschaft zu dem schon erwähnten „Wildkirchli" hinauf zu steigen, um dort der herrlichsten Aussicht zu genießen. Alle Sonntage liest da ein Kapuziner den Älplern rundum die Messe, wo dann die unterm dunkeln Felsendach knieenden Menschenscharen auf dem Hintergrunde der Alpen den malerischsten Anblick gewähren. Wir Badegäste aber ließen uns von dem im Häuschen nebenan wie in einem Schwalbennest hausenden Eremiten Fackeln anzünden und uns durch die den ganzen Berg durchquerende Höhle führen, wo man dann durch eine enge Felsspalte hindurch kriechend zuletzt wieder ans Licht emporgelangt, um die herrliche Ebenalp zu ersteigen. Mir war von einer mit meiner Familie befreundeten kränklichen Dame ihre Tochter, ein junges, liebliches Mädchen, zum Schutz anvertraut worden, das, noch nicht mit den Alpen bekannt, in der luftigsten Sommertoilette da hinauf geklettert war. Als wir nun bei der Rückkehr wieder durch die enge Felsspalte krochen, um in die Höhle zu gelangen, waren von der Kienfackel des voraufgehenden Führers brennende Späne auf dem Boden liegen geblieben und setzten nun auf

einmal das Gaze-Überkleid des Mädchens in Flammen. Glücklicherweise konnte ich, der unmittelbar hinter ihr ging, rasch niederknieend und sie eng an mich pressend, das Feuer noch rechtzeitig ersticken, ehe es sie verletzt hatte, wobei freilich ich selber beinahe ein schwerer zu löschendes Feuer in mir entzündet hätte, während sie mit der glücklichen Unbefangenheit der Jugend weder von der einen noch der anderen Gefahr viel merkte. Da mir diese erste Bergpartie aber auch gar nichts geschadet hatte, so arrangierte ich bald eine zweite größere auf den das Weißbad ganz beherrschenden mächtigen Gipfel des „Hohen Kastens", den zu ersteigen man schon vier Stunden bedurfte. Dazu fand sich nun etwa ein Dutzend meist ältere Herren zusammen, während unser Fräulein richtig wieder dem Finanzrat als der Respektsperson der Gesellschaft und mir als dem rüstigsten Bergsteiger anbefohlen ward. Drei Führer wurden mit Proviant beladen, da wir oben Mittag machen wollten. Der Weg führt meistens über sehr steile und glatte Wiesen, wo man sich nur vor dem Ausgleiten in acht zu nehmen hat. An einer besonders jähen Stelle nun hatte der Regen eine etwa fünf Schritte breite, aber in den Abgrund führende Runse ausgewaschen, wo der Rasen ausging und man an der lockeren Erde fast keinen Halt mehr für den Fuß hatte, also die allerdings sehr gefährliche Stelle so rasch als möglich überschreiten mußte. Mein vor mir gehendes Fräulein, das keine Ahnung von der Gefahr hatte und zierlich hinübertänzelte, rutschte denn auch in der Mitte richtig aus und wäre unfehlbar in die schauerliche Tiefe hinabgeglitten, wenn ich, wiederum dicht hinter ihr folgend, sie nicht noch rechtzeitig hinten am Oberkleid erwischt und

die zu meinen Füßen Liegende, selber an die steile Wand gelehnt, festgehalten hätte, bis auf mein Rufen ein vor uns gehender Führer herbeikam und mir half, sie über die Runse hinüber und auf festen Boden zu bringen. Glücklicherweise merkte sie auch jetzt noch nicht, daß sie in dringender Lebensgefahr gewesen, und so kamen wir denn scherzend nach einer Stunde weiteren Steigens auf die eine unermeßliche Aussicht bietende Spitze. Wir konnten uns derselben aber nicht lange erfreuen, denn bald krochen Wolken aus allen Ecken hervor, als wir kaum unsere Vorräte verzehrt und den Wein getrunken hatten. Auch waren wir noch nicht den halben Berg herunter, als schon ein furchtbares Gewitter losbrach, das uns mit Regen, Schnee und Graupeln überschüttete und die Fußpfade in Bäche verwandelte, denen die feinen Pariserschuhe meines Fräuleins so wenig gewachsen waren, als ihr luftiges Kleid den Regenströmen. Die alten Herren der Gesellschaft hatten aber längst die drei Führer in Beschlag genommen und uns allein gelassen. Ich mußte meine Schutzbefohlene daher erst führen, dann aber zuletzt, als ihre Schuhe vollends wegfielen und das Kleid in Fetzen an ihr herunterhing, blieb nichts übrig, als sie wie ein Kind den Berg hinabzutragen. Glücklicherweise war sie leicht wie eine Sylphide, und so brachte ich denn die schöne Last unverletzt ins Thal hinab. Jetzt verzog sich auch das Gewitter, während wir in einer Mühle Zuflucht suchten. Aber wie sah die Ärmste aus! So konnten wir offenbar nicht ins Bad zurückkommen, dessen gesamte weibliche Bevölkerung ihr als der vornehmsten und schönsten ohnehin schon auffässig war. Ich schickte also einen Jungen zur gnädigen Mama, der neue Kleider holen sollte. Nach einer Stunde, während

welcher sich auch der Finanzrat wieder zu uns gefunden, hielten wir denn unseren Einzug lachend und schäkernd, als wenn uns das Gewitter ganz allein verschont hätte, zum nicht geringen Ärger der sämtlichen Damen, die schon lange auf die hoffentlich gedemütigte Nebenbuhlerin gelauert hatten, um sich an deren kläglicher Niederlage zu weiden. — Am anderen Tage kehrte das schöne Mädchen samt der Mutter zurück nach Konstanz, von wo der Vater dann bald versetzt ward, so daß ich sie erst nach Jahren wieder sah. Sie hat später einen brasilianischen Edelmann geheiratet und ist in Rio, allgemein beliebt, gestorben, der Herr Finanzrat aber, mit dem ich jetzt nach ihrer Abreise noch eifriger verkehrte, ist in der Folge mein Schwiegervater geworden, als ich zehn Jahre später auch seine Töchter kennen lernte. Das Halsleiden aber war und blieb verschwunden, trotz all der harten Proben, auf die ich es noch öfter setzte.

Zurückgekehrt, fand ich, daß unterdessen mein Erstlingswerk vom Pariser Salon unverkauft heimgekommen war, und machte mich nun sofort daran, an die Stelle meiner französischen Blondine eine Deutsche zu setzen, die dann der Münchener Kunstverein des Ankaufs würdig fand. Überhaupt ging es mir jetzt, wo ich mit Ruhe das in Paris rasch Erraffte langsam in eigenen Besitz verwandeln konnte, allmählich besser mit dem Malen, so daß ich mir nach und nach so viel verdiente, um im Herbst des nächsten Jahres wieder nach München, diesmal als Maler, zurückkehren zu können.

VIII.

München 1843—44.

In den acht Jahren, welche vergangen waren, seit ich die Isarstadt verlassen, hatte die Kunst dort eine ganz andere Richtung genommen. Cornelius war nach Berlin gegangen, und sein romantischer Klassizismus hatte sich überhaupt ausgelebt. Er herrschte wohl noch an der Akademie, wo ihm Kaulbach, der eben an seinem Jerusalem malte, neuen Glanz verlieh, aber alle jüngeren Talente wandten sich demungeachtet bereits der realistischen Richtung zu. Die Bilder von Gallait und Bièfve, die eben ihren Triumphzug durch Deutschland gehalten, hatten allen Malern die Köpfe verdreht. Mit jener lumpigen „Bescheidenheit auf Kosten anderer", die ein unvertilgbarer Charakterzug der Deutschen scheint, schätzte man auf einmal alles von unseren Meistern Geleistete daneben gering, und der bloße Umstand, daß ich durch ein Pariser Atelier gelaufen war und dementsprechend schwärzlich malte, verschaffte mir jetzt Aufnahme in eine Gesellschaft von Künstlern, die alle älter und begabter waren als ich. Sie bestand fast durchwegs aus Landschaft- und Sittenbildmalern, so aus dem mir von früher befreundeten Schleich, dann aus Heinlein, Morgen-

stern, Felix v. Schiller, Albert Zimmermann, dem Lithographen Hohe, Kaspar Braun, der von der Malerei sich eben zum Holzschnitt wandte, dem Tiermaler Lotze, vor allen aber zählte sie den liebenswürdigen Humoristen Spitzweg, der sich aus einem Apotheker auch noch nicht lang zum Maler umgewandelt hatte, neben vielen anderen, die ich vergessen. Wir kneipten allabendlich im Café Scheidel an der Kaufingerstraße, während der größere Teil der jungen Maler im Stubenvollbräu sich zum erstenmale ein Lokal im gotischen Stil, eng, rauchig und unbequem, aber sehr romantisch geschaffen hatte, wo Fedor Dietz und Kreling das große Wort führten und es oft sehr wild und lärmend herging. Diese beiden Gesellschaften kämpften beständig um den Einfluß im mächtig herangewachsenen Kunstverein, von dessen Käufen die meisten Künstler mehr oder weniger abhingen. Auch ich, wie ich alsbald wahrnehmen sollte, als ich in Ermanglung von Porträtbestellungen ein kleines Bildchen zu malen anfing, das eine Appenzeller Stube darstellte, in der eine junge Mutter — die schöne Hechtwirtin — mit ihrem Kinde in der Wiege spielte. Das gefiel, so unvollkommen es auch gemacht sein mochte, und ward gekauft, wie mein inzwischen übermaltes Pariser Bild, das mir jetzt sogar viele Lobsprüche eintrug und eine gewisse Beachtung verschaffte, obwohl es doch nur die in Paris aus Phantasiemangel übliche Modellmalerei nach München übertrug. So war ich auf einmal ein „Historienmaler“ geworden, ohne recht zu wissen wie, jedenfalls mehr von Kunstvereins als von Gottes Gnaden, denn nachdem ich erst die Lust des Selbständigschaffens gekostet, machte ich auch fort und malte verschiedene Szenen, bald realistischer, bald romantischer Art. Aller-

dings ohne allen eigentlichen Beruf, da sie mir in meiner Phantasie nie als Bilder, sondern immer nur als Gedanken aufgingen, für die ich dann eine möglichst passende Form suchte. So stellte ich um diese Zeit ein armes Dienstmädchen dar, das im Zimmer einer reichen Braut deren bereitliegenden Myrtenkranz wehmütig betrachtet, da sie noch lange nicht so weit ist. Dergleichen mehr poetische als malerische Einfälle waren aber ganz im Geschmack des Publikums.

Um diese Zeit lernte ich neben vielen anderen Künstlern auch Kaulbach zuerst persönlich kennen. Er malte, wie erwähnt, gerade an seiner Zerstörung Jerusalems, die mir, in Paris bereits doch an solidere Malerei Gewöhntem, wie ein Feuerwerk vorkam. Das Theatralische, Absichtliche und Gemachte der Erfindung mißfiel mir kaum weniger, doch hatte uns die Cornelianische Schule bereits daran gewöhnt, zu glauben, daß es einmal notwendig zur Historienmalerei gehöre, daß sich da kein Mensch so benehme, wie man es in Wirklichkeit thut. Neben den parfümierten Juden dieses Bildes ließ das Atelier vollends mit seiner fein berechneten malerischen Unordnung auf einen ungeheuren Überfluß schließen, da fast sämtliche Werke des Meisters, oder doch ihre Kartons, herumstanden. Eigentlich war es das erste Muster jener später so ausgebildeten Kunst, durch prächtige Ausstattung der Räume den Besuchern zu imponieren, eine Kunst, von der merkwürdigerweise in Paris damals noch niemand etwas wußte, obwohl es doch als Geburtsort der Reklame gilt. In meiner Verlegenheit, doch etwas zu sagen, gratulierte ich dem Meister, daß er offenbar sich die Einfachheit der großen Italiener bei seiner Färbung zum Muster genommen,

so einen Tadel in Lob einhüllend gegenüber dem bereits sehr den vornehmen Mann herauskehrenden Künstler. „Ja, ich möchte das wohl, aber es gelingt mir nicht", erwiderte er, meinen Gedanken rasch herausfühlend und geschickt parierend. Der auffallend schöne Kopf des Meisters mit dem durchdringenden Adlerblick hatte etwas so Faszinierendes, daß man den großen Eindruck wohl begriff, welchen er den zahlreich zuströmenden Fremden, besonders aber den Damen machte. Es ist denn auch gar keine Frage, daß die heutige Zeit nicht entfernt Männer von der imponierenden Persönlichkeit mehr zählt, wie sie Cornelius, Overbeck, Veith, Schadow oder Kaulbach besaßen. Mir war und blieb er allerdings unsympathisch, wenn auch ob seiner außerordentlichen Klugheit und der Überlegenheit seines Geistes hochinteressant.

Weit ansprechender erschien mir der auch vor kurzem nach München gekommene Genelli, eine echte Künstlernatur voll Kraft und stolzen Selbstbewußtseins trotz trostloser Armut, die er aber mit bewunderungswürdigem Adel ertrug. Er wohnte am Stadtgraben, in der Nähe des Sendlingerthores, und wenn man ihn besuchte, sah man in der kleinen, vollkommen schmucklosen Stube nichts als einen großen, tannenen Tisch, auf dem er seine Zeichnungen machte, und ein paar Strohstühle. Diese Zeichnungen aber eröffneten einem eine vollkommen neue, eigenartige Welt, die er sich, allerdings in Anlehnung bald an Carstens, bald an die Antike oder Michel-Angelo, geschaffen, aber jedenfalls mit durchaus selbständigem Geiste erfüllt hatte. Noch weiter von aller Natur entfernt als die Kaulbachschen Menschen, waren die seinigen doch sympathischer, da sie mehr von der

echten Einfachheit hellenischen Geistes besaßen, wenn sie gelegentlich auch posierten, wie das die Antike ja regelmäßig thut. Daß ich sie damals verstanden hätte, kann ich freilich nicht behaupten, ich fühlte nur, daß dies alles Kunst aus zweiter Hand sei, wenn auch hochachtbar als Ausdruck einer bedeutenden Persönlichkeit.

Ich war zu Genelli durch den kleinen, einem ewig siedenden Topf gleichenden Albert Zimmermann geführt worden, einen Sachsen, der damals mit seinen Landschaften viel Aufsehen zu machen und sich in die erste Reihe zu stellen anfing. Von Hause aus auf scharfe Naturbeobachtung gestellt, kaprizierte er sich dennoch, ideale Landschaften malen, womöglich Rottmann übertrumpfen zu wollen, was ihm aber niemals gelang. Denn die Einfachheit und Größe der Formauffassung lag in Rottmanns Natur, während die Stilisierung bei Zimmermann gewollt, imitiert, daher unwahr blieb, wie bei Heinlein, der, trotz aller poetischen Auffassung, über das Theatralische, Coulissenhafte auch nie recht hinauskam.

Wenn man aber, wie die Mehrzahl der Künstler, weit mehr von den Kunstwerken anderer als von der Natur bestimmt wird, so ist der Vorsatz, dieselben in diesem oder jenem Stück überbieten zu wollen, immer noch die fruchtbarste Art des Nachahmens, und so bekam denn auch Zimmermann trotz seiner ewigen Eifersucht auf andere gewöhnlich doch etwas Interessantes heraus, was der bloße Kopist nie erreicht. Durchaus selbständig erhielten sich der Landschafter Christian Morgenstern und der Schwarzwälder Kirner, ein geborener Sittenbildmaler voll köstlichen Humors, der sich aber, kürzlich von Rom zurückgekehrt, jetzt abquälte, Italiener

in München zu malen. Der lustigste von allen blieb Kaspar Braun, der eben die „Fliegenden Blätter“ vorbereitete, und dessen unter zwei großen runden Brillengläsern gewaltig hervortretende Augen sein rotes Eulenspiegelgesicht einem Nußknacker sehr ähnlich machten. — Eine besondere Gruppe bildeten Schleich, bisher der langweiligste aller Landschafter, der aber jetzt anfing, nach langem Suchen freier und interessanter zu werden, ferner der mit seinen köstlich humoristischen Einfällen bereits Aufsehen machende Spitzweg, obwohl auch er noch fortwährend mit der Technik rang, wie Petzl, der alle Tage ein neues Bild anfing, aber nie eines fertig machte. — Endlich der unvergleichliche Schilderer des bayerischen Volkslebens, unzweifelhaft der genialste von allen: Enhuber, selber ein bildhübscher, glutäugiger Maler voll sprühenden Witzes, der immer wie eine Rakete in die Gesellschaft hineinschoß. Darin glichen sich aber nun alle, daß keiner von ihnen etwas Ordentliches gelernt hatte, alle mehr oder weniger auf ein tastendes und suchendes Autodidaktentum angewiesen waren und daher unsinnig lang zu ihren Bildchen brauchten. Die Lichter der Akademie aber sahen mit souveräner Verachtung auf uns herab, obwohl sie ihrerseits noch schwerer mit der Technik rangen, in der fast nur Heinrich Heß es zu einer Art von kühler Meisterschaft gebracht hatte, um doch wenigstens seine Bilder in leidliche Haltung und Harmonie zu bringen, was schon Schnorr nicht mehr verstand. Dennoch ging sonderbarer Weise außer Schleich niemand in die Pinakothek, um dort bei den Alten zu lernen, während er dadurch bald hernach der beste Kolorist wurde. — Alle bedeutenderen Künstler, wie Peter Heß, Stieler, Rottmann schlossen sich aber vollständig ab von uns.

Jüngeren, so daß man sie kaum je zu sehen bekam. Ich habe das später sehr gut begreifen lernen, denn in der That gibt es nichts Undankbareres, als den Verkehr mit jungen Künstlern, da sie zwar nichts zu geben haben, aber doch sehr bald die älteren zu übersehen glauben. Peter Heß war ohnehin jetzt für den Kaiser Nikolaus ausschließlich beschäftigt und fing bereits an, vollständig zu verknöchern. Allein der ungeschlachte Riese Bürckel zog es vor, mit den Jüngsten im Stubenvoll zu kneipen, war aber in der Unterhaltung unergiebig. Ein reiferes Kunsturteil, an dem man sich hätte bilden können, besaß eigentlich kein Mensch; an der Akademie wurde nicht einmal Kunstgeschichte gelesen, und Dr. Förster, der einzige Kunstschriftsteller, — die anderen waren alle nach und nach hinausgedrückt worden — hatte sich vollkommen gegen alles, was nicht Cornelius oder Kaulbach war, abgeschlossen, verstand überdies von Malerei und Technik auch blutwenig. — Unter den jüngeren Künstlern war damals Kreling der begabteste und hatte eine Art Schule um sich gebildet; mehr Bildhauer und Dekorateur als Maler, wirkte er als solcher sehr ungünstig, da er von Malerei auch sehr wenig verstand.

In dieser Zeit brachen nun die ersten Unruhen aus, welche das Jahr 1848 voraus verkündeten. Ganz charakteristisch für München hatten sie als Veranlassung eine unbedeutende Erhöhung des Bierpreises, welche aber die Massen sehr erbitterte. Am Vorabend derselben schlug ein Pöbelhaufe bei einer Anzahl Bräuer die Fenster ein und verübte anderen Unfug, ja das angesichts der Akademie liegende Pschorrbräuhaus wurde förmlich demoliert, trotz Polizei, Landwehr- und Kürassierabteilungen, die alle zu spät an-

kamen und, selber ärgerlich über die Brauer, sehr wenig guten Willen zur Steuerung des Unfugs bezeugten. Ein paar Tage herrschte nun ein förmlicher Belagerungszustand, der freilich nicht verhinderte, daß das Krawallmachen in die Mode kam und alle Welt sich an den Gedanken bewaffneten Widerstandes gegen die Staatsgewalt gewöhnte. Die vielen Willkürakte von oben, wie die Brutalität der Polizei hatten allmählich eine gereizte Stimmung erzeugt, und die frühere große Beliebtheit des Königs Ludwig ging rasch auf die Neige. — Wir Maler wußten indes davon nicht allzuviel, und sobald der Sommer anbrach, löste ein Fest das andere ab. Besonders liebten wir Fußpartien in die so malerische Umgegend.

So hatten wir eines Pfingstsamstages beschlossen, die Isar aufwärts bis Schäftlarn zu gehen, dort im Klosterbräustübchen auf Stühlen zu übernachten und am anderen Morgen hinüber an den Starnbergersee zu wandern, dort den Pfingstsonntag in Leoni oder Pöcking zuzubringen und am Montag wieder heimzukehren. Dazu kamen nun wohl zwei Dutzend Spießgesellen zusammen, unter denen ich mich noch des immer lustigen Schwarzwälders Kirner, des Belgiers Vermeersch, der Pfälzer Schön und Beer, meines Freundes Schleich, sowie des gemütlich singenden Leipziger Architekturmalers Kirchner erinnere, eines stattlichen Mannes, der zeitlebens seinen sächsischen Dialekt nicht los ward, obwohl er von frühester Jugend an in München gelebt. Wir marschierten nachmittags bei großer Hitze ab, um auf dem rechten Isar-Ufer hinaufzugehen. Da wir aber schon auf der damals bei den Künstlern ungemein beliebten Menterschwaige eine lange Station machten, um unseren Durst zu

löschen, so dunkelte es schon stark, als wir, an Grünwald vorbei, dem berühmten Saupark zuschritten, der hoch eingeplankt vor uns lag. Daß die Eber in dieser Jahreszeit nicht immer guter Stimmung sein sollen, und die Sauen ohnehin ihre Jungen beschützen zu müssen glauben, daran hatten wir bis dahin gar nicht gedacht, sondern es fiel uns erst ein, als wir das Gatterthor des Zaunes passierten. Dann beschlossen wir aber doch, möglichst still den ohnehin dunklen Wald zu durchschreiten, um die etwa rechts oder links vom Wege lagernden Tiere nicht aufzuschrecken, wo sie dann leicht unangenehm werden konnten. So gingen wir denn einer hinter dem andern still und eilig unter dem Laubdach des Waldes dahin, bis der letzte von uns, Schön, sich den Spaß machte, auf einmal das Grunzen eines Ebers nachahmend durch die Gebüsche hinter uns herzujagen und dadurch die ganze Kolonne nicht wenig zu alarmieren. Der Spaß gelang und ward daher nach kurzer Frist von einem andern wiederholt, natürlich schon mit geringerem Effekt, wobei sich dann der vor mir marschierende Kirchner, der beim ersten Anfall schon eine bedenkliche Lust zum Auskratzen gezeigt, nunmehr besonders durch seine Verachtung der Gefahr auszuzeichnen suchte. Mittlerweile war es aber ganz dunkle Nacht geworden, so daß man im Walde nicht drei Schritte mehr vor sich sehen konnte. Da plötzlich hören wir ein Jagen, Rascheln und Grunzen immer näher kommen, über dessen Ursprung von einer aufgeschreckten großen Herde Säue nicht der geringste Zweifel mehr obwalten konnte. Nun entstand aber eine Panik unter den Gefährten, wie ich sie in meinem Leben nicht drolliger gesehen habe. Besonders der vor mir gehende „Kärchner“

kletterte auf einmal mit solch eichhörnchenartiger Geschwindigkeit an einem Baum hinauf, die man dem sonst so behäbig auftretenden großen und schweren Mann niemals im Leben zugetraut hätte. Das, wie die wilde Flucht aller übrigen sah nun so urkomisch aus und reizte mich zu so fürchterlichem Lachen, daß ich mich selber nicht vom Fleck rühren konnte, obwohl die grunzenden Mitglieder dieser Schweine-Gesellschaft rechts und links dicht an mir vorbeirannten. Ja, bis ich erst an meine Sicherheit dachte, waren sie bereits wieder vorbei, wo denn auch die teueren Freunde allmählich wieder von den Bäumen herabstiegen, nicht ohne mir zu demonstrieren, daß mit die „Ludersch" von Ebern nicht zu spaßen und auch kein Ruhm einzuernten sei, was ich beides gerne glauben will, obwohl sie mir, wie gesagt, gar nichts thaten, ja im Gegenteil an Heldenmut mit den Gefährten wetteiferten.

Gegen zehn erreichten wir endlich das im Thale unten gelegene Schäftlarn, kneipten im Bräustübchen bis lange nach Mitternacht und legten uns dann auf Stühlen und Bänken im Zimmer herum, bis der Morgen graute. Dann aber ging es den Berg hinauf nach dem lieblichen Ebenhausen mit seiner herrlichen Aussicht und von da durch Wald und Sumpf, Berg und Thal hinüber nach Aufkirchen und Leoni, damals eine kleine, weltversteckte Kneipe am Starnbergersee, neben der nur das von Rottmann bewohnte Himbselhaus existierte, in welchem sich er, Kaulbach, Dürck und viele andere durch noch existierende Wandbilder verewigt. Was aber auf schwer findbaren Wegen so ein Dutzend junger Maler da von Mutwillen zu leisten vermag, ist nicht zu beschreiben, und selbst unsere ewige Geldnot bereitete kein

Hemmnis. Der Starnbergersee aber war damals noch ganz im Urzustand, zeigte von Dampfschiffen oder gar Eisenbahnen noch keine Spur, so wenig als von den Hunderten von Villen, die ihn jetzt zieren. Wie die Kunst eine Einöde in ein Paradies umschaffen kann, das zeigt nicht nur Venedig, sondern gerade dieser in einem halben Jahrhundert völlig veränderte See noch mehr.

Im Winter von 1843—44 hatte ich nun mehrere Bilder gemalt und dieselben im Frühjahr glücklich teils in München, teils auswärts verkauft. Hatte das mein Selbstgefühl mächtig gestärkt, da die Leute damals noch viel weniger als jetzt ihr Geld für wertlose „Schmarren" hergaben, so hatte ich andererseits auch meinen Mangel an Naturstudium kennen gelernt. So beschloß ich denn, für den Sommer eine große Studienreise ins Tirol zu machen. Mit dem Ränzel auf dem Rücken, dem damals noch ziemlich weitläufigen Malapparat zur Seite zog ich schwerbeladen aus und kam über Murnau zum erstenmal nach dem zur Zeit noch wenig bekannten Partenkirchen. Von dort ging es zum düstern Eibsee, wo nur eine armselige Fischerfamilie einsam hauste, und über das Thörljoch hinüber nach Ehrwald, dann an den köstlichen vier Wasserbecken des Fernpasses vorbei bis Nassereit. Von der damaligen Wohlfeilheit mag es ein Beispiel geben, daß ich dort in der als vortrefflich berühmten Post für ein Nachtessen von Forellen mit Tirolerwein, Nachtquartier und Frühstück bare 56 Kreuzer = $1^1/_2$ Mk. zu zahlen hatte. Solcher Wohlfeilheit entsprach freilich auch die allgemeine Armut, und nichts beweist den ungeheuren Aufschwung Deutschlands seit 1848 besser, als die kolossale Veränderung, die seither mit dem bayrischen

Gebirg wie mit Tirol vorgegangen. Am anderen Morgen kam ich früh nach dem schönen Flecken Imst, wo es mir bei einem sehr hübschen Wirtstöchterlein im Gasthaus so gut gefiel, daß ich ein paar Tage mehr kneipend als malend blieb. Fünfzehn Jahre später und bereits verheiratet, fuhr ich einmal vom Arlberg herab wieder nach Imst. In Landeck stieg eine Dame in Halbtrauer zu mir in den sonst leeren Postwagen. Bald war ich in angenehmem Gespräch mit der noch immer schönen Frau. Als ich erfuhr, daß sie in Imst bleibe, erkundigte ich mich mit lebhaftem Interesse nach jenem schönen Wirtstöchterlein und erfuhr von der seltsam Lächelnden, daß es einen Arzt in Bregenz geheiratet habe, vor einem Jahre Witwe geworden und bald darauf wieder nach Imst gezogen sei. Inzwischen dort an der Post angekommen, verabschiedete sich die schon von Angehörigen Erwartete rasch und freundlich, aber ich bemerkte doch noch, daß sie von den Umstehenden als Frau Doktorin angesprochen und ins Haus als das ihre geführt ward, ich also jedenfalls mit der von mir so Gerühmten hergefahren war, die meine Lobpreisungen schalkhaft einkassiert hatte, während mich der Wagen jetzt wieder unbarmherzig weitertrug.

Bei jenem ersten Besuch aber wanderte ich hinüber über den Inn, in das mir durch Ludwig Steubs kurz zuvor erschienene „Drei Sommer in Tirol" besonders interessant gewordene Ötzthal hinein, wo gleich der Eingang zum Großartigsten gehört, was man sehen kann. Ich kam bis Umhausen, wo mich der berühmte prachtvolle Wasserfall, noch mehr aber ein köstliches Renaissancestübchen im altertümlichen Wirtshaus ein paar Tage festhielten. Dann wanderte ich immer weiter in das rundum von schnee-

bedeckten Bergen eingefaßte Thal hinein, bis ich nach Sölden kam, wo sich dasselbe in zwei Arme teilt, die nach Gurgl und Fend als Schlußstationen führen. Das erstere wählend, kam ich nach vierstündigem Steigen durch eine enge Schlucht endlich in ein weites, herrlich grünes Thalbecken hinaus, in welchem ich die paar Dutzend Hütten des Dörfchens vor mir liegen sah. Die in purpurner Abendglut strahlenden Gletscher drohten da aber so von allen Seiten herab in dieses riesige Amphitheater, wie ich es nie wieder gesehen habe. Nur die herrlichen Weiden unten konnten den Menschen festhalten, wo im Winter alles erstarren zu müssen schien. Man mußte damals, wo sich nur selten ein Fremder in diese Einöde verirrte, beim Herrn „Kuraten" wohnen, in welchem ich übrigens einen recht angenehmen Geistlichen fand, der sich nur sehnte, möglichst bald wieder aus dieser furchtbaren Einsamkeit erlöst zu werden, wo man, 6000 Fuß überm Meer, selbst im Sommer abends immer einheizen muß. Im Fremdenbuche fand ich seit Anfang Mai erst siebzehn Fremde eingeschrieben. Unter ihnen jenen Dr. Bürstenbinder aus Berlin, der, einige Wochen vor mir da wohnend, gleich darauf ein so furchtbares Ende auf dem größten der Gletscher finden sollte, die da ins Thal herabhingen. Er hatte wie ich denselben überschreiten wollen, um ins Passeyer hinabzusteigen, und war zu dem Ende mit zwei Führern zeitig aufgebrochen. Sich aber auf dem Gletscher durch ein Seil mit ihnen verbinden zu lassen, konnte er sich nicht entschließen. Wie ich mich aber anderen Tags selber überzeugte, war der Gletscher so voll tiefer Spalten, daß man auf ihm aus dem Überschreiten oder auch Überspringen derselben gar nicht herauskam. Bei einem

solchen Sprung glitt der Unglückliche aus und stürzte in die Spalte, wo er tief unten im Eiswasser stehend eingeklemmt blieb. Da das mitgenommene Seil nicht lang genug war, daß man ihn hätte heraufziehen können, waren die Führer nach vielen Versuchen genötigt, erst die anderthalb Stunden ins Dorf hinab zu eilen, um Hilfe zu holen. Als sie mit anderen verstärkt nach drei Stunden endlich wieder zurückkehrten, brachten sie ihn wohl noch lebend herauf, aber so erschöpft von Kälte und Nässe, daß er gleich starb. Das Wetter war mittlerweile schlecht geworden, und der Sturm raste so vom Berg herab, daß die Leute zu thun hatten, nur sich selber in Sicherheit zu bringen und den Leichnam auf dem Gletscher liegen lassen mußten bis am anderen Morgen. Jetzt sah ich sein Grab. Daß mich das aber, jung und leichtsinnig wie ich einmal war, abgehalten hätte, mein Glück auch zu versuchen, davon war keine Rede. Hatte ich doch noch keinen so großartigen Gletscher bestiegen und wollte das hier gründlich nachholen. Ich wanderte also anderen Tags, sogar ganz allein, hinauf und fand es sehr lustig, ohne Steigeisen, so über eine Spalte nach der andern zu springen. Und doch giebt es nichts Unheimlicheres, als wenn man so aus der Tiefe der Risse herauf das Wasser gurgeln und das eigentümliche Geräusch des Krachens und Schiebens der ganzen ungeheuren Eismasse hört. Das fesselte mich denn auch so, daß ich trotz der eisigen Temperatur und des immer schlechter werdenden Wetters, das bald zu schneien, bald zu regnen anfing, den ganzen Morgen auf dem Gletscher zubrachte, und bald hierhin, bald dorthin stieg. Von Zeit zu Zeit sah ich aus den Nebeln, welche auf dem meilenweit sich hinanziehenden

Gletscher herumzogen, die „Wildeisspitze" über mir schwarz und drohend herausschauen, anscheinend so nah, daß man sie gleich erreichen zu können wähnte. Als ich die Höhe erklettert hatte und mich nach rechts wandte, kam ich an einen kleinen See, in dem riesige Eisblöcke herumschwammen. Dort begann auch eine Hochalpe für Schafe und lagen ein paar braune Hirten, die vom Schnalser Thal heraufgekommen. Wie diese Menschen da aushalten konnten, ist mir unfaßlich, denn die Luft war so schneidend kalt, daß ich an diesem Morgen meine mit dem stärksten Enzianschnaps gefüllte große Flasche vollkommen austrank, ohne irgend eine Unbequemlichkeit davon zu spüren. Endlich trieb mich der immer dichter fallende Schnee, der den Gletscher auch noch schlüpfrig machte, zum Rückzug, und ich setzte lustig mit dem Bergstock über die dicht hintereinander folgenden Spalten der nach unten immer furchtbarer zerrissenen Eismasse. Es war die höchste Zeit, denn bis ich ins Thal hinunter kam, war schon alles weiß, und am andern Morgen lag der Schnee einen halben Fuß hoch vorm Pfarrhause. An ein Übersteigen des Ferners jetzt war natürlich nicht zu denken, ja nicht einmal an gefahrlose Rückkehr, wegen der Lawinen, die man beständig herabdonnern hörte. Also wartete ich geduldig drei Tage auf besseres Wetter und bekam da einen lebhaften Begriff von den Annehmlichkeiten eines Aufenthaltes, wo man Ende Juli noch solch plötzlicher Abschließung von aller Welt ausgesetzt blieb. Die Leute im Dorfe waren denn auch von diesem ewigen Kampfe mit übermächtigen Naturgewalten alle ernsthaft gestimmt, und niemals hörte man singen oder spielen. Am meisten fiel mir aber bald das düstere, in sich gekehrte Wesen der Haus-

hälterin des Pfarrers, einem großen, bildschönen, aber auffallend blassen Mädchen auf, so daß ich ihm einmal eine Bemerkung darüber machte. „Da haben Sie ganz Recht, die Ärmste hat aber auch allen Grund dazu, denn sie leidet am zweiten Gesicht und weiß es allemal genau vorher, wenn jemand bei uns stirbt, ja sie sieht es den Leuten wochenlang vorher an, wenn ihnen ein Unglück droht. Noch trauriger war die Veranlassung zur Ausbildung dieser unheimlichen Gabe. Sie hatte einen Geliebten, einen braven Burschen, der vor zwei Jahren im Winter hinunter ins Thal wollte wie alle anderen, weil man da, wo der klafterhohe Schnee alle Unebenheiten des Weges ausfüllt, viel leichter alle Bedürfnisse mit dem Handschlitten heraufbringen kann, und wir ja alle Nahrungsmittel, vorab Brot und Wein, heraufholen müssen. Als er aber gegangen, befiel sie bald eine seltsame Unruhe, obwohl der schönste Sonnenschein lachte. Nachmittags aber, als er sich mit dem vollen Schlitten mutmaßlich auf dem Rückweg befand, veränderte sich das Wetter, ward schlecht und stürmisch. Jetzt stieg ihre Angst aufs höchste, weil sie behauptete, den Mann fortwährend beim Heraufsteigen in der engen Schlucht mit dem Schneegestöber kämpfend zu sehen. Endlich stürzte sie jammernd zusammen, denn eben hatte sie ihn von einer Lawine verschüttet erblickt. Da sie den Platz genau bezeichnen konnte, so machten sich einige Männer auf, um ihm entgegen zu gehen, und fanden denn auch die bezeichnete Stelle richtig durch eine frisch herabgegangene Lawine gesperrt. Erst am andern Tage war die Leiche mit schwerer Mühe herauszubringen. Seine stillgestandene Uhr zeigte genau die Zeit, die sie angegeben. Das arme Mädchen aber fiel in ein Nervenfieber,

rang mit dem Tode, genas endlich langsam, hatte aber seit dieser Zeit das zweite Gesicht."

Am vierten Tage endlich hatte sich der Himmel aufgeklärt, und ich konnte aufbrechen. Über den frisch beschneiten Ferner zu gehen, war freilich unmöglich, ich mußte wohl oder übel mich entschließen, über das nur etwa 8000 Fuß hohe Timblsjoch zu steigen, wo man dann ins obere Passeyer hinunterkam. Da der ganze Weg bis auf den Grat schneebedeckt war, so brauchte ich auch dazu einen Führer, den ich dann, einmal über dem Berg, entließ und nach zehnstündiger Wanderung abends St. Leonhard, den Hauptort des Passeyer, erreichte, wo ich am „Sand", Andreas Hofers einstigem Wirtshaus, übernachtete. Dort saß eine alte, ruinenhafte Matrone am Herdfeuer und rauchte, stumpfsinnig in die Flammen starrend, ihre kurze Pfeife, — es war des berühmten Sandwirts mehr als achtzigjährige Witwe. Die Erinnerung an den ja erst vor 35 Jahren stattgehabten Befreiungskampf war damals noch viel lebendiger im Volk als heute, nur betrachteten ihn die meisten als eine Dummheit und bedauerten, daß sie nicht bayrisch geblieben seien, „da man ja dort jetzt ebensogut oder besser katholisch sei als bei ihnen" . . . Wie gründlich ein Regiment gleich dem Metternichschen jede Spur von Vaterlandsliebe und Nationalgeist auszurotten verstand, das sollte ich bald noch drastischer erfahren.

Hatte dem aus der Gurgler Schnee- und Eisregion Kommenden schon das von Nuß- und Kastanienbäumen lieblich beschattete St. Leonhard den angenehmsten Eindruck gemacht, so ward er bis zum vollen Entzücken gesteigert, als ich anderen Tags unter den mit Trauben schwer be-

hangenen Reblauben hinwandernd nach Meran kam, damals ein gar kleines, armselig und gedrückt zwischen der Passer und dem Küchelberg in einer einzigen finsteren und übelriechenden Gasse sich hinziehendes Nestchen, gefüllt mit den bigottesten und verkommensten, unter der unbedingtesten Pfaffenherrschaft lebenden Spießbürgern. Aber was kümmerte das mich, der ich, entzückt und berauscht von dieser verschwenderischen Fülle der Natur rundum wie von dem prächtigen Bauerngeschlecht, das sie bewohnte, für diese kropfigen Philister, die da in den dunklen „Lauben" ihren Kram feilboten, gar kein Auge hatte. In der Post, wo ich abgestiegen war, fand ich überdies Bekannte aus München und Konstanz als Sommerfrischler. Denn von Herbst- oder gar Winterkuren war da noch gar nicht die Rede. Einstweilen zog ich gleich anderen Tags hinauf nach dem eine Stunde von Meran hoch oben auf dem Berg thronenden Dorf Tirol, wo ich mich beim „Rimele"-Wirt in ein Zimmer mit wundervoller Aussicht ins herrliche Etschthal hinab einquartierte, und da nun zwei Monate Menschen und Landschaft fleißig studierend zubrachte, überglücklich, diese Pracht der Natur nun mit sehr viel rotem Tirolerwein und weißen gebratenen Hendeln gemischt genießen zu können. War es doch trotzdem so lächerlich billig, daß meine Rechnung selten mehr als einen Gulden per Tag ausmachte. Dabei war die ganze Umgebung so malerisch, daß ich schier überall nur zum Malen hinzusitzen brauchte, Kinder und Alte zum Zeichnen gab es auch genug, und nur der Verkehr mit den solch mutmaßlichem Ketzer sehr mißtrauisch gegenüberstehenden Bauern wollte sich nicht machen.

Natürlich ward mir aber die totale Einsamkeit da droben bald etwas zu groß, und so fing ich denn an, regelmäßig abends noch hinab nach Meran zu stolpern, dort mit den Freunden in der Post oder im „Café Paris" ein paar Stunden lustig zu kneipen und dann spät um Mitternacht, oft beim Leuchten der Blitze, den schon am Tage halsbrecherischen Weg hinter der Kirche über die Felsen hinaufzuklettern, weil dieser der nächste war. Ich habe mich überhaupt fast zu entschuldigen, daß ich von den unzähligen Gelegenheiten, den Hals zu brechen, wie ich sie auf dieser Reise fand, undankbar genug nie Gebrauch gemacht.

In Meran lernte ich nun alsbald den liebenswürdigen Dichter Fr. Lentner, einen gebornen Münchener, kennen, der brustleidend, schon seit einigen Jahren sich Meran als Aufenthalt auserwählt. Voll sprühender Lebendigkeit und liberaler Gesinnung, bildete er den geistigen Mittelpunkt einer ganzen Reihe junger Leute, die sich im schärfsten Gegensatz zu dem herrschenden Pfaffen- und Bureaukratenregiment befanden, dem er denn auch ganz besonders verdächtig war. Seine litterarischen Arbeiten sind jetzt vergessen, obwohl sie von viel Talent Zeugnis ablegen, besonders die, wo er den deutsch-italienischen Verkehr dort an der Sprachgrenze mit viel Humor in verschiedenen Novellen schilderte. Mit ihm, der langsam, aber sicher dem Tode entgegenging, hatte ich nun viel Umgang und lernte dabei auch den sich ebenfalls wieder in der Gegend herumtreibenden Ludwig Steub kennen, dessen „Drei Sommer in Tirol" ich bereits erwähnt. Der ein Urbild von germanischer Kraft und Gesundheit darstellende, blonde und krausköpfige, unter großen Brillengläsern schalkhaft hervorblickende Steub

war der direkteste Gegensatz des kleinen, schmächtigen, blassen, langhaarigen und vorgebeugten Lentner. Vielleicht eben darum vertrugen sie sich so gut im gemeinsamen Kampfe gegen die Tiroler Dunkelmänner, die bald den armen Poeten, der doch Meran zuerst in der Welt bekannt gemacht, dafür aus dem Lande trieben, dem er mit allen Fasern seines Herzens angehörte. Steub hat später dafür vielleicht noch mehr gethan, besonders durch seine witzigen Korrespondenzen in der damals fast allmächtigen Allgemeinen Zeitung. Die Umwandlung in einen weltberühmten klimatischen Kurort, die dadurch nach und nach mit Meran vor sich ging, hat denn auch die Stadt geradezu unglaublich verändert. Sie beleuchtet aber auch zugleich in der auffallendsten Weise die große, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vor sich gehende Verschiebung des Wohlstandes vom Lande in die Stadt. Denn während die wunderbar schön gelegenen, in der Üppigkeit der Natur fast erstickenden Dörfer um Meran herum trotz alledem kaum irgend ein Wachstum zeigen, ja in meinem damals noch blühenden Dorf Tirol in den fünfundvierzig Jahren seither kein einziges Haus neu gebaut worden ist, viele aber verfallen sind, so hat Meran selber seine Einwohnerzahl in dieser Periode mindestens verdreifacht, ja den Häuserwert aufs zehnfache gesteigert. Die alte, finstere Laubengasse ist jetzt zu einer Nebenstraße degradiert, und hunderte von herrlichen Villen, Pensionen und Gasthöfen ziehen sich nach allen Seiten, bald den Obermaiser Berg hinan, zu beiden Seiten der mit den köstlichsten Anlagen geschmückten Passer hin, oder nach Süden und Westen hinaus. Der Bauer aber, der noch zu der Zeit, von der ich schreibe, mit Ver-

achtung auf den Städter herabblickte, ward mehr und mehr mit Steuern überlastet und allmählich immer verschuldeter, da alle Wohlthaten des verbesserten Verkehrs, der erhöhten Kunstfertigkeit und Bildung, ja des erleichterten Kredits sogar, nur dem Städter zu gute kamen. Mannhaft, brav und fleißig, aber dem Fortschritt abgeneigt, am Alten hartnäckig hängend, dabei gewöhnt, sehr gut zu leben in dieser glücklichen Natur, konnte er mit dem viel genügsameren Welschen, der auch noch die Fieberluft in der Ebene besser vertrug, nicht konkurrieren, kam mit der wachsenden Verteilung des Besitzes immer mehr zurück, selbst wenn für seine Trauben und sein herrliches Obst jetzt weit höhere Preise gezahlt wurden, da diese gewöhnlich mehr dem Zwischenhändler als ihm zu gute kamen. Unwissend, wie Pfaffe und Regierung ihn ließen, verbesserte er kaum seinen Weinbau, so daß man inmitten der herrlichsten Weinberge in den Pensionen und Gasthöfen meist oberösterreichischen oder Ungarwein trinken muß, wenn man nicht vorzieht, sich ans Bier zu halten. Während um die Stadt palastartige Häuser zu Dutzenden entstanden und sich mit entzückten Fremden füllten, blieben die Wege zu den nächsten Dörfern genau in demselben elenden Zustand, in dem sie schon vor fünfhundert Jahren gewesen waren, so daß man selbst zu den beliebtesten Punkten, wie Schenna oder Tirol zu Wagen nur mit offenbarer Lebensgefahr gelangen kann, in das große, stark bevölkerte Passeyerthal aber, die Wiege der vielbesungenen „tirolischen Freiheit“ bis heute gar nicht, außer mit Saumpferden, obwohl die Anlage einer Fahrstraße ganz leicht wäre und mit einer höchst notwendigen Flußkorrektion verbunden werden könnte. Die Entstehung irgend einer

Industrie dort wird also schon dadurch unmöglich gemacht. Kann man sich da wundern, wenn die Passeyrer heute bedauern, nicht bayrisch geblieben zu sein?*)

Diese Beobachtungen, welche mich die Erfahrungen fast jährlich wiederholter Besuche in diesem irdischen Paradies machen ließen, fochten mich damals freilich recht wenig an, wo dieser Prozeß erst in seinen Anfängen war, wenn auch Lentner und Steub bereits wenigstens in den Kampf für das Deutschtum gegen die Verwelschung mit vollem Bewußtsein eintraten. Der letztere aber hielt den Bauernstand schon damals für verloren und nicht zu retten, eine bequeme Betrachtungsweise, die man heute noch bei gar vielen Liberalen findet. Geht ja bei uns seit einigen Jahren auch die Überfüllung der großen Städte mit der Verödung des platten Landes und der Verarmung des Bauernstandes Hand in Hand. Daß damit aber über unser Vaterland ein ungeheures Übel käme, das seine innere Gesundheit und Wehrhaftigkeit, mit ihnen aber auch seine Unabhängigkeit aufs schwerste gefährde, das ahnten wir damals wohl, brachten es uns aber doch nicht zu vollem Bewußtsein.

Selbverständlich fesselte uns die Besprechung dieser Dinge immerhin gewaltig, hier, wo man täglich darauf geführt ward an der großen Völkerscheide und angesichts eines unvergleichlich schönen, aber dank dem Pfaffentum und einer von jeher deutschfeindlichen Regierung langsam zurückgehenden Volksstammes.

*) Seit dies (1891) geschrieben ward, soll endlich doch eine Fahrstraße, wenn auch ungeschickt genug, angelegt worden sein.

Allmählich bekam ich denn auch meine Vereinsamung oben in Tirol satt und zog hinunter ins Café Paris, um mit den neugewonnenen Freunden leichter zu verkehren. Steub war, um der Hitze zu entgehen, auf den Ritten, drei Stunden hoch über Bozen, gezogen und ich folgte bald nach, nicht ohne vorher in letzterem die Bekanntschaft des Dr. Streitter zu machen, des damaligen Vorkämpfers der tirolischen Liberalen, mit welchem ich denn auch nach dem Ritten zog, wo man der herrlichsten Luft und einer reinen wunderbaren Aussicht auf den gerade gegenüberliegenden Schlern und die ganze Kette der Dolomitgebirge genießt. Dahin kam auch bald Lentner, mit dem ich nach einigen lustigen Tagen dann zu Fuß in das uns beiden noch unbekannte Sarnthal zog. Während er dort im Landgericht die Akten eines Hexenprozesses aufstöberte und auszog, malte ich Bauern und Bäuerinnen. Nach einigen Tagen gingen wir über den Haflinger Berg mit seiner prächtigen Aussicht auf St. Katharein in der Scharten los, die kleine Kirche, die man im Nordosten von Meran von steiler Höhe herabgrüßen sieht. Auf entsetzlichen Wegen stiegen wir dann vollends die drei Stunden ins Thal hinunter, was alles den armen Lentner so mitnahm, daß er Blut auswarf und ein paar Tage im Bette für diesen Exceß büßen mußte.

War nun in dem mit Ortschaften und Schlössern bis hoch hinauf dicht besäten Meraner Kessel fast immer etwas los, so blieben doch das Schönste die Kirchenfeste, die niemals ausgingen. So ward jetzt, am Tage von Mariä Geburt, ein berühmtes in dem zwei Stunden entfernten großen Flecken Lana gefeiert, zu dem wir denn auch mit halb Meran hinauszogen. Den Mittelpunkt der bei solchen An-

lässen obligaten großen Prozession bildeten ein halb Dutzend prächtig aufgeputzter Bauernmädchen, welche die Figur der hl. Jungfrau einhertrugen, die in einer Reblaube saß, deren reife Trauben ihr fast in den Mund hingen. Besonders interessant erschien dann noch, daß da nicht nur eine Kompagnie köstlich mannhafter Landesschützen in ihrer malerischen Nationaltracht den Zug eröffnete, sondern die Mädchen auch von einer Abteilung Veteranen geleitet wurden, die in den echten Uniformen einst von ihnen 1809 erlegter französischer Grenadiere samt ihren Bärenmützen prangten. Das erinnerte doch ganz an die alten Zeiten, wo der Sieger die Trophäen der von ihm Erschlagenen trug! Der malerische Reiz einer solchen Prozession aber, in der herrlichen Gegend, mit den im Sonnenschein blitzenden Bannern, den mit Blumen und Früchten umkränzten Heiligen, den blonden, weißgekleideten Mädchen, deren nach altdeutscher Art frei flatterndes Haar wie Gold glänzte, der herrlichen Gruppen von stolzen Bauern, der Unzahl von Mönchen, Nonnen, Weltgeistlichen aller Art, dem Geläute der Glocken, dem Kanonendonner von den Höhen, den Musikchören — das ist gar nicht zu beschreiben, wie es denn selbst von den schönsten Kirchenfesten in Rom nicht übertroffen ward, die ich später sah. War es da ein Wunder, wenn das Volk aufs innigste an einer Religion hing, die ihm ganz allein den Kunstgenuß vermittelte, ganz allein seine Phantasie mit prächtigen Bildern erfüllte? Sollte es etwa eine Regierung mehr lieben, die es nur durch den Steuerboten kennen lernte, die ewig nur nahm, ohne je zu geben? Allerdings hat seit dem halben Jahrhundert, das indes verflossen, der Glanz dieser Feste auffallend nachgelassen, be-

sonders auch, weil die Jüngeren dieses herrlichen Bauerngeschlechts die Nationaltracht nicht mehr rein tragen, und sich so viele Welsche in ihren Lumpen darunter mischen. Dennoch muß man auch heute noch dies Landvolk das schönste und stolzeste in Deutschland nennen, wohl wert, daß es in Defregger seinen Verherrlicher gefunden. Dabei ist die Sittenreinheit unter ihnen sehr groß, uneheliche Kinder eine Seltenheit. Allerdings sind die Frauen oft auffallend schön, immer groß und stattlich, aber nicht entsprechend interessant, weil sie, das Phlegma der Männer teilend, von Koketterie keine Spur, ja kaum je den Wunsch, den Fremden zu gefallen, zeigen. Dagegen ist der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern unter sich das Schönste und Wohlthuendste, was man sehen kann, von einer Milde, Zartheit und Freundlichkeit, daß man nie ein rohes oder unschönes Wort hört. Das ruhige, gelassene Wesen der Männer macht denn auch Zank und Streit oder gar Schlägereien sehr selten,[1] die in Oberbayern nie fehlen dürfen am Sonntag; sie finden fast nur im Verkehr mit den zahlreichen welschen Arbeitern statt, welche die ungeheure Bauthätigkeit nach Meran gelockt; damals aber waren sie fast unerhört, obwohl das Städtchen Sonntags mit spielenden und zechenden Bauern ganz überfüllt war. Singen dagegen hörte man selten und Tanzen war unbekannt, das hatte die allmächtige Geistlichkeit den Leuten als „sündige Weltlust" ausgetrieben. Ist das aber nicht ein wahrer Bankerott unserer Staatskunst, daß wir dem Judentum und Kapitalismus zu lieb unseren Bauernstand zu Grunde gehen lassen, selbst diese Tiroler Bauern, während kein schönerer und gesunderer Schlag Menschen in Deutschland aufzufinden ist als dieser,

der trotz seiner zähen Tapferkeit über kurz oder lang gleichwohl der Vernichtung anheimfallen muß, wenn wir die Verhältnisse nicht gründlich ändern. Ich sage wir, denn auf uns liegt die Verpflichtung, hier Wandel zu schaffen oder über dieser versäumten Aufgabe unrettbar zu Grunde zu gehen.

IX.

Leipzig 1845.

Endlich mußte doch geschieden sein aus diesem irdischen Paradies, dessen idyllisch liebenswürdiges Leben mich drei Monate festgehalten. Mit Studien beladen, die ich alle nicht brauchen konnte, da ich durchaus nicht das Zeug zum Bauernmaler in mir fühlte, kehrte ich abermals zu Fuße zurück über das großartige Vintschgau und den furchtbaren Finstermünzpaß. Ich brauchte dazu fünf Tage; wenn ich aber an alle die Genüsse denke, die eine solche Fußtour bietet und welch prächtig stärkenden Einfluß sie auf Körper und Geist hat, so möchte ich unsere Nachkommen fast bedauern, die auf der Eisenbahn niemals Gelegenheit haben, Land und Leute so kennen zu lernen.

In München angekommen, hatte ich nun die Wahl, mein für mich nicht recht geeignetes Material zu Bildern zu verarbeiten oder zu romantischen Stoffen, wie ich sie in „Der Wirtin Töchterlein“ und der „Wallfahrt nach Kevelaer“ bereits mit mehr Beifall als Verdienst verarbeitet, zurückzukehren. Der inzwischen erfolgte Verkauf des letzteren Bildes durch meinen Freund Süßmilch in Leipzig gab hier eine unerwartete Entscheidung. Denn der Treue schrieb mir

bei Übersendung des Geldes, ob ich denn gar nicht Lust hätte, wieder einmal nach Leipzig zu kommen und dort Porträte zu malen, wozu gerade jetzt gute Gelegenheit wäre. Das gab den Ausschlag, zog es mich doch schon lange wieder dorthin, sowohl aus dem Bedürfnis, durch reichlicheren Verdienst unabhängig zu werden, als aus einer geheimen, mir selbst unbewußten Neigung für die Schriftstellerei und ihre damals in Leipzig so zahlreichen Vertreter. Der Umgang mit den meist wenig gebildeten Malern genügte mir schon lange nicht mehr, wohl weil ich ahnte, daß meine eigentliche Begabung gar nicht nach dieser Seite hin lag und daß es ein Irrtum war, der mich diesen Beruf hatte ergreifen lassen, wo die meisten mir an angebornem Talent überlegen blieben. Indes war ich weit davon entfernt, mir dies einzugestehen, sind doch die Irrtümer über das, wozu man berufen sei, die häufigsten und hartnäckigsten! So meinte auch ich jetzt, daß ich nur noch nicht den richtigen Stoffkreis gefunden habe, weil ich ein dunkles Gefühl hatte, daß man doch eigentlich nur das gut schildern könne, was man ganz genau kennt. Daß es mir überhaupt an Phantasie und gestaltenbildender Kraft fehle, fiel mir nicht ein. Eben deshalb interessierte mich auch ausschließlich das moderne Leben, weil man da die Phantasie am wenigsten braucht. Um es genauer kennen zu lernen, dazu war aber die Bildnismalerei der beste Weg. So wanderte ich denn nach sechsjähriger Abwesenheit im Herbst 1844 wieder nach Leipzig. Diese wenigen Jahre hatten aber eine große Veränderung in der rasch wachsenden Stadt hervorgebracht, wie unter meinen Bekannten. Von letzteren waren jetzt alle jungen in Amt und Würden oder doch mächtig gewachsener Thätigkeit, die

meisten, wie Süßmilch, Koch, Biedermann, hatten überdies auch noch geheiratet. Laube redigierte die elegante Zeitung nicht mehr, sondern hatte sich im Tageblatt als Theaterkritiker festgesetzt und genoß, da er seinen Salon zum Mittelpunkt des litterarischen Verkehrs gemacht, großen Ansehens in der Stadt durch seine resolute Persönlichkeit wie die Liebenswürdigkeit und den feinen Takt seiner Frau, die zum Zusammenhalten eines großen geselligen Kreises wie geschaffen erschien. — Ich ward bald ein regelmäßiges Glied desselben und habe da die interessantesten Stunden zugebracht. Zunächst aber malte ich Laube in Lebensgröße, was mir alsbald die Bestellung eines Porträts des reichsten Mannes der Stadt, des Kammerrats Frege, eintrug. Dies Bild des allgemein verehrten Geldfürsten gefiel so, daß mir nunmehr die Aufträge anderthalb Jahre lang nicht mehr ausgingen, obwohl mein technisches Geschick sehr viel zu wünschen übrig ließ, und es mir besonders nie gelingen wollte, Licht auf meine Köpfe und Glanz in ihre Färbung zu bringen. Einer der ersten, die sich demungeachtet von mir malen ließen, war Herr Ignaz Kuranda, Redakteur der „Grenzboten", ein sehr rühriger Wiener Israelit, der sich zum Führer des „jungen Österreich" aufgeworfen hatte, einer ziemlich schwächlichen Nachahmung des „jungen Deutschland", die, aus einer Anzahl getaufter und ungetaufter, sämtlich aber politisch kompromittierter Poeten bestehend, sich nach Leipzig geflüchtet hatte. Von da aus betrieb sie mit viel Eifer die Revolutionierung Österreichs, soweit dies durch Verse und Zeitungsartikel möglich war. Bekanntlich gelang es ihnen auch, aber man mußte sich unwillkürlich sagen: wie schlecht muß ein großes Reich von 36 Millionen

regiert werden, wenn es von einem Dutzend Litteraten, die nicht einmal dort wohnen, umgestürzt werden kann! Die von dem zersetzenden, wie Scheidewasser wirkenden jüdischen Geist und dem schalsten französischen Liberalismus getränkten „Grenzboten" wurden denn auch zu Tausenden in Österreich eingeschmuggelt und waren da eine Macht. Als Mitarbeiter hatte Kuranda den ungleich besser begabten, selten liebenswürdigen Idealisten Alexander Kauffmann, der von den weniger angenehmen Eigenschaften seiner Rasse aber auch gar nichts besaß und ein so ehrlicher deutscher Schwärmer war, wie es nur je einen gegeben hat. Er bezeichnete den positiven Pol des Blattes, konnte aber nicht aufkommen gegen seinen Redakteur in einer Zeit, die Vernichtung des Vorhandenen wollte. Als Kuranda später die „Grenzboten" an Freytag und Julian Schmidt verkaufte, ging Kauffmann als wertvollstes Inventarstück zu diesen über, wo er weit mehr am Platze war. Das Blatt verdankte ihm dann noch eine Reihe der gediegensten Beiträge, bis er, aus Deutschland durch die Polizei vertrieben, in London die englische Korrespondenz gründete. Still und bescheiden, gar nicht weltläufig, verstand er durchaus nicht, sich geltend zu machen, und wenige ahnten den großen geistigen Reichtum, den er in sich barg. Mit ihm verkehrte ich jetzt ziemlich häufig, noch mehr aber mit Moritz Hartmann, der sich aus Böhmen nach Leipzig geflüchtet und mit einem Bändchen Gedichte Aufmerksamkeit erregt hatte. Schön und gewandt, mit dem ganzen selbstbewußten Auftreten des beau garçon, ward er ein besonders eifriger Besucher des Laubeschen Salons, wo er der Liebling der Damen blieb, denn von dem Vorurteil, das die Juden durch ihre Überhebung später selbst gegen

sich erzeugt haben, existierte damals noch keine Spur. Das Hauptstück des jungen Österreich blieb indes Alfred Meißner, der sich durch seinen „Ziska“ großen Ruf dort erworben und dadurch nicht wenig zum Selbstbewußtsein der sich eben bildenden tschechischen Partei beigetragen hatte, mit seiner völlig unklaren Freiheitsschwärmerei, die damals auch einen stark sozialistischen Anstrich hatte. Blond und rosig wie ein Mädchen, schwersprechend, erschien er völlig hilflos neben seinen semitischen Konkurrenten. Die unglaubliche Naivetät, mit der diese deutschen Schwärmer die Arbeit ihrer tschechischen Todfeinde besorgten und zum Dank später alle aus ihrer Heimat ausgetrieben wurden, war ganz kostbar und ärgerte mich schon damals so, daß ich den guten Meißner beständig neckte. Denn so weit war ich doch bereits, mich über diese gründlich schädlichen Phantastereien lustig zu machen, mit denen echte Talente, wie Meißner, die Köpfe der deutsch-österreichischen Jugend verwirrten und der eigenen Partei den schwersten Schaden zufügten. Das Musterbild dieser unklaren Köpfe war indes Uffo Horn, ein riesiger Mann von ebenso viel Formtalent als ewig schwankendem Charakter, der zu unserem nicht geringen Ärger bereits zum Tschechentum übergegangen war, obwohl er nicht einmal dessen Sprache verstand. Alle Wochen seine Meinung wechselnd, ist er später wieder zur deutschen Partei zurückgetreten, ja hat sogar in Holstein als Freiwilliger gekämpft, um seine früheren Sünden gut zu machen. Er starb bald, nachdem er große Erwartungen erregt, aber nicht die kleinste befriedigt hatte.

Um diese Zeit kam auch Berthold Auerbach für längere Zeit nach Leipzig, ein kleiner, dicker Schwabe voll so treu-

herziger Eitelkeit, daß sie eben darum nie etwas Verletzendes hatte, selbst wenn er geneigt war, es als das Haupterfordernis höherer Bildung zu betrachten, daß man seine Schwarzwälder Dorfgeschichten gelesen hatte. Das that ich nun mit großem Vergnügen, und so saß er mir denn auch zu einem Bildchen, das ob seiner Ähnlichkeit später mehrmals gestochen und sonst vervielfältigt ward. Da ich die echt deutsche Gesinnung Auerbachs hochschätzte, durch die er sich von dem zersetzenden Wesen seiner Glaubensgenossen sowohl, als von der unausstehlich kosmopolitischen Freiheitsschwärmerei der anderen sehr vorteilhaft unterschied, so sind wir auch zeitlebens gute Freunde geblieben, und ich verdanke seinem Umgang viele schöne Stunden.

Künstlerischen Verkehr, der mich hätte fördern können, fand ich freilich gar keinen in Leipzig, als den des dort als Akademie-Direktor lebenden Neher, eines sehr liebenswürdigen Landsmannes, der aber ganz in seine ideale Welt vertieft, für ihm so fernliegende Bestrebungen wie die meinigen wenig Interesse hatte. So ward ich denn immer wieder auf die Litteraten zurückgewiesen. Eines Tages zu Kuranda kommend, der neben mir wohnte, sah ich dort einen semmelblonden, hochaufgeschossenen jungen Mann, der aus tiefliegenden, blauen Augen eigentümlich hervorschauend, durch seine ganze leichte, überlegene Art einen bedeutenden Eindruck machte. Als Dr. Gustav Freytag vorgestellt, fiel er mir bald durch sein anspruchsloses, von der unruhigen Eitelkeit der meisten anderen merkwürdig abstechendes, gelassen sicheres Wesen voll feinen Takts sehr vorteilhaft auf. Durch die liebenswürdige Unbefangenheit seiner Unterhaltung, wie seinen köstlichen Humor wußte er uns alle bald merk-

würdig zu fesseln. Daß das der bedeutendste von allen diesen jungen Schriftstellern sei, darüber blieb einem von allem Anfang an kein Zweifel, und die milde Überlegenheit und Reife seines Urteils hielt diesen Eindruck unauslöschlich fest, obwohl bei allem offenbaren Wohlwollen doch eigentlich wenig Hingebung in seiner gehaltenen Art lag, deren echt norddeutscher Charakter den auffallendsten Gegensatz zu unserem süddeutsch lebhaften bildete. Er war gekommen, um auf dem durch Laubes Einwirkung zu einer Musterbühne gestalteten Leipziger Theater seine Valentine aufzuführen, die denn auch großen Erfolg hatte und von dort aus alle deutschen Bühnen eroberte. Das Stück hat sich freilich nicht zu erhalten vermocht, weil es gewissen Ideen der damaligen Zeit zu einseitig Ausdruck gab und das in ihm verherrlichte Weltbürgertum, diese Lieblingsgrille der Deutschen, seither zu gründlich Fiasko gemacht hat. Aber was mir Freytag bei dieser Gelegenheit und später, wo ich ihn sehr oft sah, über die deutsche Litteratur und seine wie anderer Bestrebungen äußerte, blieb doch das Beste und Zutreffendste, was ich bis dahin gehört. Hier war er auch Auerbach und Laube weit überlegen, weil seine Einsicht nicht durch Eitelkeit getrübt ward, wie bei diesen.

Wenn man nicht viel zu geben hat, so soll man wenigstens immer bereit sein, zu empfangen, was produktiven Menschen gegenüber ohnehin immer das Klügste ist. Daß ich wenigstens diese Empfänglichkeit in vollem Maße besaß, überdies als Maler eine ganz neutrale Stellung einnahm, gewissermaßen das Publikum darstellte, das verschaffte mir jetzt den Umgang mit diesen mir an Talent, wie Welterfahrung und Wissen fast immer überlegenen Männern.

Um diese Zeit war es auch, wo die immer höher steigende Flut des politischen Lebens eine Menge Männer zeitweilig nach Leipzig führte, die sich nach der einen oder anderen Seite menschlicher Thätigkeit Ruf errungen hatten. So kam eines Tages Julius Fröbel aus Zürich, wo er am Polytechnikum Lehrer der Botanik und Mineralogie gewesen war, dann aber als eifriger Republikaner mit dem aus Halle geflohenen Ruge eine Buchhandlung zum Vertrieb revolutionärer Schriften errichtet hatte, die wagenweise in Deutschland eingeschmuggelt wurden. Ein bildschöner Mann von den einnehmendsten Manieren, Autodidakt voll Talent und schöpferischer Kraft, aber auch damals noch ein ganz unpraktischer Idealist, lernte ich durch ihn zuerst die sozialistischen Systeme kennen, die, in Frankreich und England aufgetaucht, in ihm einen leidenschaftlichen Anhänger besaßen. Wenn es auf ihn angekommen wäre, so hätte er ohne langes Besinnen mit der Verstaatlichung alles Eigentums gleich angefangen. Daß der Mangel eines gesunden nationalen Lebens, eines großen, dem Reichtum der Nation an Kräften entsprechenden Staates solche phantastische Richtungen notwendig herbeiführen mußte, war selbstverständlich. Deutschland stak denn auch ganz voll von Schwärmern, welche bald die Poesie, bald die Malerei, oder eine andere längst erfundene Kunst, am häufigsten aber die Religion und den Staat ganz neu aufbauen wollten, ohne auf das Vorhandene, welches sie gewöhnlich nicht einmal kannten, die mindeste Rücksicht zu nehmen. Den Ruf als unpraktische Phantasten, den wir im Auslande genossen, verdienten wir damals jedenfalls vollständig. — Fröbel nun hatte nicht nur ein System des Sozialismus aufgebaut, sondern auch

den Platz, den Wissenschaft und Kunst darin einzunehmen hätten, aufs genaueste bestimmt und auch gleich als Probe der Zukunftsdichtung selber ein Stück, „Die Republikaner“, geschrieben, welches er jetzt in Leipzig aufführen ließ. Durch die edle, ideale Gesinnung, die es aussprach, errang es wenigstens einen Achtungserfolg, obwohl dem Autor dichterische Gestaltungskraft durchaus fehlte. Aber das war gerade einer der gefährlichsten Irrtümer jener Zeit, Empfänglichkeit und Gesinnung für Talent zu nehmen. „Sehr schlecht tanzend, doch gesinnungstüchtig“, behauptete der boshafte Heine von den „Tendenzbären“. — Laube, der, seiner praktischen Art nach, sich auf Weltverbesserung wenig einließ, ward der demokratischen Partei dadurch bald verdächtig, besonders als er gar einmal an einem Schillerfest eine Vorlesung hielt, in welcher er mit herausfordernder Keckheit das schöpferische Talent über die Gesinnung stellte. Das galt als eine vollkommene Kriegserklärung gegen die unter des Theatersekretär Robert Blums Leitung stehenden Radikalen.

Bald darauf führte Laube den „Struensee“ in Dresden zum erstenmal auf, und wir fuhren alle zu dieser Première hinüber, die dank Emil Devrient, dem Darsteller der Hauptrolle, eine gute Aufnahme fand. Bei dieser Gelegenheit sah ich auch Richard Wagner zum erstenmal wieder, der, bereits Kapellmeister, mit Rienzi und Tannhäuser schon die glänzendsten Erfolge feierte. Er gab Laube nach der Struensee-Aufführung ein Fest, bei welchem er den Dichter sehr verständig und zutreffend, aber wie uns Enthusiasten schien, bei weitem nicht genügend feierte und sich der eigenen Überlegenheit wohl bewußt blieb.

Ich aber machte bei dieser Gelegenheit einer Gräfin Schönburg zuerst meine Aufwartung, die ich nebst ihrem Gatten malen sollte, sobald der Sommer herankäme. Kann man alle schönen Frauen in den Typus der Venus von Medicis und den grandiosen der Venus von Melos einteilen, so gehörte diese in ihrem ganzen Wesen wahrhaft vornehme, dabei mit dem herrlichsten Organ gesegnete Frau entschieden zum letzteren und machte mir darum einen ganz bezaubernden Eindruck, da sie ebenso geistvoll und liebenswürdig als schön erschien. — Im Frühjahr 1845 fuhr ich denn, nachdem ich den ganzen Winter fleißig Porträte gemalt, nach ihrem Stammschloß Wechselburg, um den Grafen und die Gräfin dort zu verewigen. — Als reicher Standesherr hielt er da eine Art Hof in einem zum Herrensitz umgeschaffenen alten Kloster, an das die berühmte tausendjährige Kirche stieß. Der Graf war ein alter Aristokrat, der aus seiner hochkonservativen Gesinnung aber auch gar kein Hehl machte, dabei aber ein guter Wirtschafter und überhaupt ein sehr achtbarer Charakter. Er blieb mir umso interessanter, als ich hier das erstemal Gelegenheit hatte, einen echten deutschen Hochtory zu studieren und dessen aristokratische Traditionen in der Nähe kennen zu lernen. Da mußte ich mir denn bald gestehen, daß dieser haushälterische, gründlich nüchterne Herr aber selbst in seinem rücksichtslosen Standesegoismus doch eine viel bessere Grundlage für einen Staat abgab, als wir leichtsinnigen Litteraten und Künstler es jemals zu werden vermochten. Was ihm dazu allerdings noch abging, war jenes Staatsgefühl, das den englischen Aristokraten adelt, während dieser über seinen engherzigen sächsischen Partikularismus nicht hinaus-

kam. Jetzt, wo dieser Adel aber mehr und mehr in den Reichsdienst tritt, hat er in zahlreichen Mitgliedern doch bereits große Tüchtigkeit gezeigt. Sehr viel angenehmer als der Verkehr mit ihm, der gar kein Verständnis hatte für den Adel, welchen das Verdienst giebt, war freilich der mit der Gräfin, einer überaus phantasievollen, poetisch angehauchten Natur, die ohne je die vornehme Frau zu vergessen, doch bezaubernd liebenswürdig sein konnte. Eine geborne Gräfin Jenisson-Walworth, stammte sie mütterlicherseits von den Stuarts ab und hatte als Süddeutsche schon ein viel lebendigeres, gemütvolleres Naturell. So nahm sie denn auch bald freundlich teil an meinem Aufwärtsstreben, ja bewies mir ein Zutrauen, das sie mir dann noch dreißig Jahre lang, bis an ihr Lebensende erhielt. Wenn man die königliche Gestalt so inmitten ihrer drei Töchter stehen sah, von denen zwei ebenfalls sehr schön wurden, so war das ein Anblick, wie man sich ihn nicht bezaubernder denken konnte. Da man nun aber doch nicht den ganzen Tag malen kann, so schweifte ich viel in der sehr reizvollen, mit prächtig gehaltenen Wäldern geschmückten Gegend herum, kam auch öfters nach dem nahen Rochlitz, wo ich die Magnaten des Ortes, eine reiche Fabrikantenfamilie, auch schon von Leipzig her kannte. Von den vier Brüdern, aus denen sie bestand, hatte einer die Tochter meines Landsmannes Konradin Kreutzer geheiratet, die erst als liebenswürdige Sängerin die Leipziger entzückt hatte und nun eine ebenso treffliche Hausfrau geworden war. Da lernte ich nun den zu Besuch gekommenen Komponisten des „Nachtlager von Granada“ als einen anscheinend ganz behaglichen alten Herrn ebenfalls kennen, der aber den Schwaben freilich ganz abgestreift

hatte. Denn das Theater verwischt die landsmannschaftliche Eigenart rascher und stärker als irgend ein anderer Beruf; Kreutzer aber, der ein sehr unruhiges Leben geführt und nirgends dauernd festen Fuß zu fassen verstanden hatte, konnte auch noch die daraus entstammende Unbefriedigung nicht immer verbergen.

Nach sechs Wochen eines idyllischen Stillebens und nachdem meine Porträte sehr viel mehr Beifall geerntet, als sie irgend verdienten, schied ich endlich, um bald darauf in Leipzig mitten in die größte Aufregung hinein zu geraten. Ronge hatte kurz zuvor seinen berühmten, aber nicht einmal von ihm, sondern von Gustav Freytag u. a. verfaßten „offenen Brief“ an den Papst erlassen und dadurch ganz Deutschland in zwei Heerlager gespalten, da bei uns die Glaubensfragen immer noch weit mehr die Masse ergreifen als die politischen. Ja selbst in meinem stillen Wechselburg war der katholische Kammerdiener des Grafen in die tiefste Empörung dadurch versetzt worden, „daß ihm die Protestanten seinen Glauben rauben wollten, der sie doch nichts anginge“. Denn das Absurde an der ganzen Bewegung war, daß sie die Evangelischen weit mehr aufregte als die Katholiken, die reformiert werden sollten. Bald hielt nun auch der neue Luther seinen triumphierenden Einzug in Leipzig und ward von einer ungeheuren aufgeregten Menschenmasse jubelnd empfangen. Mir bereitete dieser großmäulige, von seinem augenblicklichen Erfolg höchst aufgeblähte, offenbar herzlich unbedeutende Pfaffe eine solche Enttäuschung, um sofort darüber klar zu werden, daß der von Luther jedenfalls noch weniger habe als ich von Rafael. Da man sich nun wohl gerne von überlegenen Menschen führen läßt,

die Führung unbedeutender aber als Demütigung empfindet, fing ich jetzt an, obwohl alles Mögliche eher als gläubig, es doch beleidigend zu finden, daß die Protestanten uns bekehren wollten, und verhielt mich diesem taktlosen Eifer gegenüber spöttisch. Ein paar Tage nach dem Einzuge Ronges kam der Prinz, spätere König Johann von Sachsen, als Chef der Kommunalgarde, um dieselbe, wie alljährlich, einer Musterung zu unterziehen. Als eifriger Katholik bekannt und darum gerade jetzt besonders mißliebig, ward er schon bei der Musterung nicht nur vom Pöbel höhnisch empfangen. Als er dann abends in dem auf dem Roßplatz gelegenen Hôtel de Prusse wie gewöhnlich die Offiziere der Kommunalgarde, dieser elenden Nachahmung eines schlechten französischen Originals, zum Abendmahl um sich versammelte, so füllte sich der große Platz vor dem Gasthof mit Tausenden aufgeregter Menschen, die spektakelten und zuletzt ebenso demonstrativ als beleidigend im Chor das „Eine feste Burg ist unser Gott" ohne alle andere Veranlassung als ihren Fanatismus zu singen begannen. Man stellte zum Schutz des Prinzen nun Militär vor dem Gasthof auf, und eine halbe Kompagnie ward beauftragt, den Platz von der Seite her zu räumen, nachdem die gesetzlichen Aufforderungen erlassen waren. Sie wurde mit Steinen empfangen und feuerte nun in die dicht gedrängte Masse, die gerade hier mehr aus Gaffern als aus eigentlichen Tumultuanten bestand. So fielen denn ein Dutzend Menschen diesem nichtswürdigen Spektakel zum Opfer, die anderen aber flohen sofort feige in die Stadt. Ich hatte, nichts ahnend, den Abend bei Laube zugebracht, der weit draußen in der Vorstadt wohnte, und wir hatten, am Fenster rauchend, sogar

die Salve gehört, sie aber einem Feuerwerk oder dergleichen zugeschrieben. Als ich um zehn Uhr nach Hause ziehend den Roßplatz passierte, hatte ich denselben totenstill gefunden. Da ich am Ausgange ins Rosenthal, am anderen Ende der Stadt, wohnte und mein Weg mich demnach nur über die die innere Stadt umgebende Promenade führte, so merkte ich auch jetzt noch nichts, bis mir ein zufällig begegnender Freund den Vorgang erzählte, aber, von außen kommend, auch nicht ahnte, daß drinnen in der Stadt der volle Aufruhr tobte, da man die Waffenläden zu erbrechen suchte, die Studenten sich mit ihren Schlägern bewaffneten, Blum u. a. aufreizende Reden hielten und zuletzt, nachdem sie genug gelärmt, nach Hause gingen, als sich kein Militär zeigte, das sich in der Pleissenburg eingeschlossen hatte. Ich aber ward, heimkehrend, aufs tiefste durch das verzweifelte Geschrei unseres Dienstmädchens erschüttert, die eben erfahren hatte, daß ihr Geliebter bei dieser Gelegenheit erschossen worden. Am anderen Morgen sah Leipzig aus, wie am Ausbruch einer Revolution; das Militär hatte sich durch Zuzug von außen verstärkt und, sich in der Pleissenburg konzentrierend, die Stadt preisgegeben, in der nun Versammlung über Versammlung gehalten ward, bei denen Robert Blum sein Talent, anscheinend zu beruhigen, in Wirklichkeit aber aufzuhetzen, als echter Demagoge zu virtuoser Anwendung brachte. Wie ein dicker Schlemmer aussehend, mit einem kolossalen Organ begabt, welches den ganzen Marktplatz ausfüllte, verstand er mit lauter leeren Phrasen die Massen zu führen, wohin er wollte, während mir der rotblonde Krauskopf mit den kleinen, listigen Schweinsaugen nur Mißtrauen einflößte. — Um die Aufregung noch zu steigern,

wurden die Opfer der „vertierten Söldnerscharen", die doch nichts als ihre Pflicht gethan, abermals nach Pariser Muster mit ungeheurem Spektakel beerdigt, und man glaubte nun jeden Augenblick, den Aufruhr ausbrechen zu sehen. Denn kein Mensch wollte begreifen — ich auch nicht —, daß die Leipziger hier im vollsten Unrecht waren. Der Krieg zwischen Regierung und Volk blieb von da an erklärt, und das Feuer sollte in einigen Jahren denn auch zum offenen Ausbruch kommen, nachdem es so immer unter der Asche fortgeglüht und die Nation in zwei große Heerlager geteilt hatte.

Im Spätsommer machte ich zum erstenmal einen Ausflug nach Weimar, um dort Studien zu einem Bilde zu zeichnen, das mich schon lange beschäftigte. Ich fühlte nämlich ganz richtig, daß unsere Malerei im Gegensatz zum Klassizismus auf Hellas und Rom verzichten und mehr zu Hause bleiben, d. h. ihren Stoff in unserem eigenen nationalen Leben suchen müsse, wenn sie auf einen gesunderen Standpunkt kommen solle. Da ich aber zur Schilderung unseres Volkslebens wenig Geschick oder Lust in mir fand, so reizte mich umso mehr die bisher von der Malerei noch nie versuchte Geschichte unserer großen Litteraturperiode, wo Goethe in seiner idealen Schönheit ja eine für den Maler wie gemachte Figur schien, neben der sich Schiller, Wieland, Herder, Karl August wunderbar gruppierten, samt dem Blütenkranz der durch sie unsterblich gemachten Frauen. Es schien mir unbegreiflich, daß noch kein Künstler in diesen mir durch „Wahrheit und Dichtung", den Schiller-Goetheschen Briefwechsel u. a. vollkommen geläufigen Stoffkreis hineingegriffen hatte. Daß da ein großer Erfolg für den zu

holen sei, der es verstehe, der Nation ihre Lieblinge würdig vorzuführen, war mir ganz klar, und ob ich dazu irgend berufen, solcher Aufgabe auch nur halbwegs gewachsen sei, darüber kamen mir wie so oft in meinem Leben gar keine Zweifel. Ich fuhr also getrost nach Ilmathen, wo noch eine Menge Zeugen jener großen Periode lebten. So der Kanzler von Müller, Bertuch, der Rat Greuter und Schuchardt, die beide Goethes Sekretäre gewesen, u. a. Das kleine, armselige Städtchen, in welchem diese großen Geister alle gelebt, machte mir freilich durch seine Dürftigkeit den beklemmendsten Eindruck, bis ich die immerhin nicht unbedeutende Zahl hochgebildeter Männer, die es noch jetzt enthielt, näher kennen lernte. Unter ihnen nahm Hofrat Schöll, der bekannte Archäologe und Schüler Otfried Müllers, durch seine geistreiche Frische den ersten Platz umsomehr ein, als er auch bei Hofe gewissermaßen ästhetisches Faktotum war. Die Vermischung der kleinlichsten Philisterei von heute mit den alten, ruhmvollen Traditionen rief freilich oft die komischsten Kontraste hervor, da jeder Weimaraner doch den Fremden gegenüber weihevoll auftreten zu müssen glaubte. Besonders aber störte die seither glücklich beseitigte unendliche Kunstarmut der Kleinstadt. So konnte man das dürftige kleine Häuschen an der Esplanade, wo Schiller wohnte, nicht ohne Wehmut ansehen, und selbst das etwas bessere Goethesche Haus stimmte mit seiner ganzen kleinlichen Ausstattung aber auch gar nicht zu der herrlich großen Persönlichkeit dessen, der es bewohnt hatte. Am allerwenigsten die verzweiflungsvolle Öde des Arbeitszimmers. Das wäre doch das billigste Verlangen, daß die Wohnung einigermaßen in Harmonie mit dem wäre, der sie bewohnt,

ein Abbild seiner Persönlichkeit gäbe, d. h. daß alles an ihr edel und echt künstlerisch, wenn auch einfach wäre. So aber sahen die einzelnen von Goethe heimgebrachten Kunstwerke alle wie hereingeschneit aus. Einen immerhin würdigeren Eindruck machte mir indes die Gruft, wo der Sarg Karl Augusts zwischen denen Schillers und Goethes steht. Wirklich erfreulich wirkte aber eigentlich nur die Bibliothek, wo ich zum erstenmal die herrliche Goethebüste Trippels sah, die einzige, die ihm vollkommen gerecht wird, und die ich denn auch gleich zeichnete. Dafür fand ich alle Welt liebenswürdig, freundlich und zuvorkommend, wenn auch, wie immer in kleinen Residenzen, ein wenig neugierig und klatschsüchtig. So passierte es mir zu meiner nicht geringen Freude gleich am ersten Tage, als ich nach der eine Stunde entfernten herzoglichen Sommerresidenz im Schloß Belvedère fuhr, um der Obersthofmeisterin, an die ich empfohlen war, meine Aufwartung zu machen, daß sofort, als ich im Gasthof abstieg, auch schon ein rotröckiger Kammerhusar da war, der sich angeblich im Auftrag „Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin“, höchst wahrscheinlich aber in dem von ein paar neugierigen Hofdamen, erkundigte, „wer der Fremde wäre“, der da angefahren. Später bin ich der hohen Frau auch noch vorgestellt worden, die so viel Interesse an Kunst hatte und ja auch das Goethe-, Schiller- und Wielandzimmer im Schloß hatte malen lassen, die ich alle begreiflich jetzt mit nicht geringem Interesse sah, so weit sie damals schon fertig waren. Da Freund Neher die beiden ersteren Säle ausgeführt, so war da vieles unübertrefflich gelungen und wird ewig seinen Wert behalten. Im Grunde waren diese paar Zimmer

und der schöne, sich an der Ilm hinziehende Park die einzigen jener Heroen würdigen Stellen in Weimar, was man selbst von dem abscheulich nüchternen Theater-Platze, auf welchem später das Goethe-Schiller-Monument aufgestellt ward, gewiß nicht sagen konnte. Mir wurde Weimar übrigens bald durch einen Zögling Goethes belebt, der seiner vollkommen würdig war — Preller, dessen persönliche Bekanntschaft ich jetzt erst machte, nachdem ich im „Römischen Haus“ des Dr. Härtel in Leipzig so oft seine herrlichen Odyssee-Bilder bewundert. Dieser früheste Versuch, ein Stück italienischer Renaissance in das gründlich nüchterne Leipzig zu verpflanzen, war freilich nur halb gelungen, während er dreißig Jahre später im Weimarschen Museum zu einem wahrhaft glänzenden Ergebnis geführt hat. Damals indes, wo Prellers spätere große Erfolge noch kaum vorauszusehen waren, führte er halb vergessen eine ziemlich mißmutige Existenz in dem kleinen Ort und malte norwegische Landschaften um elendes Geld, die später nach seinem Tode von ihren Besitzern ums zehnfache wieder verkauft wurden. Das ihm obliegende Schulmeistern an der kleinen Kunstschule war auch nicht geeignet, ihn zu erheitern, und so kam er mir denn mit seinen herrlich glühenden Augen ziemlich so vor, als wie ein Löwe im Käfig. Dennoch bin ich jetzt überzeugt, daß er seine künstlerische Persönlichkeit gerade so wie sie ist nur in der Weimarschen Isolierung zu dieser fast antiken Größe ausbilden konnte, die uns heute so imponiert. Denn da existierte die Außenwelt eigentlich gar nicht für ihn, zwischen seinen in der Odyssee verarbeiteten italienischen Erinnerungen und der ihn umgebenden Welt gab es gar keine Brücke, und darum allein konnte er sie in solch idealem

Glanze verkörpern. Vielleicht verhielt es sich mit Schiller und Goethe ebenso, obwohl sie anscheinend viel tiefer ins Weimarsche Leben verflochten waren. Ganz dasselbe Beispiel wie Preller gab ja auch Neher, der erst in Leipzig, dann in Stuttgart eine einsame Existenz führte und auch nur so zu jenen wunderbar edlen, der deutschen Kunst zur größten Ehre gereichenden Erfindungen kam, die wir jetzt in den Fenstern der Stuttgarter Stiftskirche bewundern. Freilich geht das eben nur für echte Talente, alle schwächeren halten solche Isolierung schwer aus, die doch offenbar auch einen Correggio oder Mantegna, Dürer oder Holbein erst zu dem gemacht hat, was sie waren. Übrigens hat Goethe den Thüringer Poussin doch offenbar nur halb erkannt, was ihm übrigens wohl zu verzeihen war, da ja Prellers Lorbeeren erst viel später aufsproßten. Wie wenig Goethe selber aber sogar im Kreise seiner nächsten Angehörigen verstanden woroen war, das sollte ich jetzt bald sehr komisch erfahren, als mir einmal die Mutter der leider nicht anwesenden Ottilie von Goethe, eine Frau von Pogwisch, geborne Gräfin Henckel von Donnersmarck — sonst ein Kernweib — frischweg erklärte, daß sie Goethe als Dichter wohl gelten lassen müsse, aber als Menschen verabscheue, da es gewiß keinen zweiten „Egoisten“ wie ihn gegeben habe! Sehr komisch war auch, wie alle Männer, die ihm persönlich nahegestanden waren, die kühle, vornehm ablehnende, überlegen räuspernde Art seiner letzten geheimrätlichen Periode angenommen hatten, was besonders seinem ehemaligen Schreiber Schuchardt höchst drollig stand. — Nur Kanzler v. Müller hatte sich eine verhältnismäßige Frische erhalten. Da war denn der damalige Großherzog noch weit vorzu-

ziehen, der absolut nichts von seinen Klassikern wissen wollte und es für eine Anmaßung erklärte, daß Weimar, welches recht gut auch ohne sie existieren könne, seine Bedeutung bloß von ihnen borgen solle. Er selber ward denn auch recht gut ohne sie fertig, ja, man erzählte sich in Weimar, daß man die Herren in seiner Gegenwart nie erwähnen dürfe. — Da Alma v. Goethe, die vielbewunderte, jugendschöne Enkelin des Dichters, kürzlich gestorben, ihre beiden Brüder aber mit der Mutter auf Reisen waren, so sah ich von allen Nachkommen dieser Dichter-Generation nur zwei Fräuleins v. Herder, gute alte Jungfern, welche aber die Eifersucht auf Goethe und Schiller, welche bei ihrem Vater vorhanden gewesen sein soll, mit echt weiblicher Treue festhielten. Im ganzen habe ich doch nie über das Bedauern wegkommen können, daß unsere Heroen in diesen engen und kleinlichen Verhältnissen verbleiben mußten — Märtyrer, welche eine größere Zeit, die sie uns ja erst verschafft haben, heraufzuführen, aber nicht zu erleben bestimmt waren. Es ist die alte Geschichte vom Moses, der das heilige Land sieht, aber nicht hineinkommt! Um wie viel glücklicher war da doch Shakespeare, der den ganzen Aufschwung seiner Nation unter der Königin Elisabeth miterleben konnte!

Als ich von Weimar zurückkehrte, mußte ich alsbald wieder nach Wechselburg, um die älteste Tochter der Gräfin Schönburg als liebliche Braut zu malen. Daran schloß sich noch anderes, so daß ich wiederum vier Wochen blieb, die mir diesmal indes weit weniger angenehm vergingen, weil meine liberale Gesinnung jetzt halbwegs verdächtig geworden war, überhaupt jedermann bereits Partei ergriffen hatte. Da paßte ich auf einmal nicht mehr in den hoch-

aristokratischen Rahmen hinein, so viel Mühe sich die mir wohlwollende Gräfin auch gab, den Riß zu verdecken.

Nach der Heimkehr verlebte ich nun noch einen mehr aufgeregten als fröhlichen Winter in Leipzig, da wie alle das bestimmte Bewußtsein hatten, großen Erschütterungen entgegen zu gehen. Einstweilen verdiente ich so viel Geld, um ohne Sorgen eine größere Arbeit unternehmen zu können, und siedelte dann im Frühjahr 1846 nach Dresden über.

X.

Dresden 1846—47.

In Elbflorenz mietete ich mich neben der von Semper neuerbauten Synagoge in einem dicht am Gondelhafen liegenden Hause ein, um nun endlich mein längst projektiertes großes Goethebild auszuführen, wozu mir die Theatervorstellungen im Parke von Tiefurt den Stoff liefern sollten. Zunächst die der Iphigenie, bei der Goethe den Orest selber gespielt hatte und nach dem Schluß von der die Iphigenie gebenden Corona Schröter mit dem Lorbeer gekrönt worden war. Das gab nun eine treffliche Gelegenheit, die ganze damalige Weimarsche Gesellschaft zu schildern, und insoferne hatte ich ganz richtig gegriffen, wenn ich nur nicht das Maß der mir zu Gebote stehenden künstlerischen Kraft ganz unbegreiflich überschätzt und zugleich übersehen hätte, daß es selten gut thut, wenn man Komödienspiel und Maskeraden malt, die ja überhaupt nur durch die Bewegung der Figuren zu täuschen vermögen. Hier war nun freilich bloß eine Szene nach dem Schauspiel wiederzugeben, immerhin aber blieb es schwer, den Vorgang in seinem Kern verständlich zu machen. Kaulbach hat ihn zehn Jahre später auch zu seinen Goethe-Illustrationen benützt, es aber trotz seines

überlegenen Talents auch nicht zu einem wohlthuenden oder gar glaubwürdigen Bild gebracht. — Doch auf diese Schwierigkeiten des Stoffes sollte ich alle erst später im Laufe der Arbeit kommen, einstweilen stürzte ich mich jetzt mit beiden Füßen in den Strom des damals so höchst interessanten Dresdener Lebens, das durch Männer wie Semper, Rietschel, Hähnel, Ludwig Richter, Julius Schnorr, Alfred Rethel, Bendemann, Ramberg, Richard Wagner, Schumann, Hiller, die Schröder-Devrient, Emil und Eduard Devrient unter den Künstlern, Gutzkow, Auerbach, später Gustav Freytag, Julius Fröbel, die Gräfin Hahn-Hahn, Julius Hammer und gar viele andere unter den Schriftstellern, einen Aufschwung genommen hatte, wie es ihn später nie wieder gesehen. Die einst so zopfige Stadt war durch sie ganz verwandelt, denn wo eine solche Anzahl schöpferischer Menschen aus allen Fächern ihre Thätigkeit entfaltet, kann eine mächtige Wirkung auf die Bevölkerung nicht ausbleiben.

Nachdem ich die Verbindungen mit den alten Freunden wieder angeknüpft, soweit sie noch vorhanden waren — Hanfstängl hatte sein Institut wieder nach München verpflanzt — machte ich, bewaffnet mit einem Empfehlungsbrief von Gräfin Schönburg, der damals alle Welt durch ihre Romane entzückenden Gräfin Ida Hahn-Hahn meine Aufwartung. Die große, schlanke, blonde und blauäugige, echt aristokratisch feingliederig aussehende Dame nahm mich sehr wohlwollend auf, und ich kam bald auf einen freundlichen Fuß mit ihr trotz der großen Verschiedenheit unserer politischen Ansichten, da sie eine hartgesottene mecklenburgische Aristokratin war und blieb. Dennoch gab sie mir später das Zeugnis, daß ich „ein Mensch“ sei, der doch sonst bei

ihresgleichen erst beim Baron anfing. Sie lebte mit ihrem Gatten, dem Baron Bistram, einem sehr liebenswürdigen, lievländischen Edelmann, in wilder Ehe, zum nicht geringen Herzeleid der Königin und vieler anderer hoher Damen, weil sie dieselbe deshalb nicht zu Hofe bitten konnten, was sie sehr gerne gethan hätten. Daß diese geistvolle Frau als Schriftstellerin Talent besaß, bewies sie schon durch den rücksichtslosen Naturalismus, mit dem sie ihre Stoffe mitten aus der Welt herausgriff, die sie umgab, so daß niemand sicher war, von ihr porträtiert zu werden, was sie dann mit unleugbarer Kraft that. Ihre Bücher sind jetzt vergessen, weil sie vormärzliche Zustände vom Standpunkt des Geburtsadels schildern, dadurch aber rasch veralten mußten. Denn das Ewige im Vorübergehenden herauszufinden, hatte sie vorweg zu wenig künstlerischen Sinn und Formtalent. Ich ward nun regelmäßig zum Thee gebeten und sie suchte mich, wohlwollend wie sie es war, auch überall als Porträtmaler zu empfehlen, was mir bald eine große Bekanntschaft unter dem Dresden damals mit Vorliebe besuchenden polnischen Adel verschaffte. Als ich erst ein halb Dutzend Potockas, Braniczkas, Radziwills mit großem Beifall leicht in Aquarell gemalt hatte, kam ich gar nicht mehr aus diesen polnischen Damen heraus, die alle schön und außerordentlich verführerisch waren. Umsomehr, als sie nicht selten geschieden und von „Cousins“ umgeben lebten. Den stärksten Gegensatz zur leichten Anmut dieser Sarmaten bildete ein Deutsch-Russe, General Kreutz, den ich in dieser Zeit auch malte. Ganz Ladstock, von pedantisch strenger Ehrenhaftigkeit und Treue, machte er einem genau den Eindruck des Baron Bradwardine in Walter Scotts Waverley, und ließ einen

leicht begreifen, wie unentbehrlich diese Deutschrussen in solchem Staatswesen sein mußten, unter Charakteren, die so beweglich sind wie Flugsand. Der nomadische Charakter der Polen wie Russen prägte sich denn auch höchst charakteristisch in ihrer Vorliebe für ein jahrelanges Gasthofsleben aus, das unseren deutschen Frauen gewiß höchst unsympathisch wäre. Die 1846 in Galizien ausgebrochene Revolution hatte sie aufs höchste gegen Österreich aufgeregt und konspiriert wurde ohnehin immer. Das war aber nicht zu leugnen, daß der leidenschaftliche Patriotismus dieser Polinnen wunderbar abstach gegen den totalen Mangel an nationaler Gesinnung, der die deutschen Aristokratinnen noch mehr als ihre Männer entstellte. Daß sie dem Lande, welches durch seine Arbeit ihnen die Mittel zu reichem Genuß lieferte, doch mindestens Dank und Achtung schuldig wären, davon habe ich selten eine Ahnung getroffen. Das Ideal dieser Klassen war der britische Adel, und überall ahmte man die englischen Sitten sehr äußerlich nach, ohne aber je an die Pflicht zu denken, die der englische Adel nie vergißt: sich als geborenen Vertreter seines Volkes und Wahrer von dessen Interessen zu betrachten. Wie hätten diese bevorrechteten Klassen aber auch mehr Nationalgeist besitzen sollen, da ihn nicht einmal die Liberalen zeigten, sondern ihrerseits seit dreißig Jahren nur immer nach Frankreich schielten? Dank seiner schönen Lage, der höflichen Bevölkerung und den herrlichen Sammlungen war Dresden schon damals eine Fremdenstadt geworden, was auch nicht gerade zur Entwicklung eines starken Nationalgeistes beitrug, sondern weit eher zum Gegenteil, da die Bevölkerung unter dieser Überschwemmung von Russen, Polen, Engländern und Ameri-

kanern jenen geschmeidigen Wirtscharakter ausbildete, der den Menschen hauptsächlich nach dem schätzt, was er ausgiebt.

Indes gab es auch andere Sachsen, die mehr Selbstachtung besaßen. Zu ihnen gehörte nun in erster Linie der Bildhauer Hähnel, der, durch den Semperschen Theaterbau wieder nach seiner Vaterstadt gezogen, jetzt eine Zeit lang großen Einfluß auf mich ausüben sollte. Ich hatte ihn schon im vorigen Jahre bei jenem Souper zu Ehren Laubes kennen gelernt, das uns Richard Wagner gab. Gleich darauf führte ich Frau Laube, die sich sehr für Kunst interessierte, in sein Atelier, das damals drei große Säle im Erdgeschoß des Marcolinischen Palais in der abgelegenen Friedrichstadt einnahm. Vor den Fenstern derselben dehnte sich ein prächtig zopfiger Garten aus, so daß ich selten eine so ideal schöne Künstlerwerkstatt gesehen habe. Hähnel hatte eben den berühmten Bacchantenzug für das Hoftheater vollendet und arbeitete jetzt am Denkmal Karls IV. für Prag. Daß hier eine Kunstrichtung auftrat, die, sich an die alten Florentiner anlehnend, die Renaissance nicht weniger sicher in die deutsche Bildhauerei einführte, als der Sempersche Theaterbau dies in der Baukunst gethan, das fühlte ich mit meinem ohnehin mehr kritischen als schöpferischen Instinkt sofort und sprach es mit umso größerer Wärme aus, als uns beiden auch der prächtige, von Genie und Gesundheit sprudelnde große, schwarze Mann mit den glühenden Augen einen überaus bedeutenden Eindruck machte. Daß er, Semper und Wagner eine neue Kunstperiode heraufführten, hat sich ja auch nachher bestätigt, wie sehr auch sonst ihre Wege sie persönlich auseinander führten. Jetzt schloß ich mich bald dem mir sympathischen Manne umso

inniger an, als er seinerseits sehr das Bedürfnis fühlte, für seine Kunstanschauungen Propaganda zu machen, und darum immer einen kleinen Kreis von jungen Leuten um sich versammelte, auf die er großen Einfluß ausübte. Nur auf uns Maler wirkte er ungünstig, da er beständig die plastische Anschauung auf die Malerei übertrug, wo sie nicht hingehört.

Im täglichen Umgang mit ihm, dem mir an schöpferischer Kraft wie Weltkenntnis gleich Überlegenen, fand ich nun umsomehr Genuß, als er, obwohl in der Kunst vollkommener Idealist, fürs Leben einen sehr durchdringenden Blick zeigte und die Menschen viel richtiger abschätzte, als ich. Dabei besaß er den köstlichsten Humor und war ewig zu tollen Streichen aufgelegt. So amüsierten wir uns einen guten Teil des Sommers damit, in der Dresdener Umgebung Landsitze zu kaufen. Besonders bei dem mit solchen übersäten reizenden Dorfe Loschwitz. Es war das umso leichter, als dort, wie am Tegern- oder Starnbergersee, fast immer die Hälfte dieser Villen wirklich verkäuflich ist, da die Besitzer dieselben nach einigen Jahren gewöhnlich satt haben, schon um der kostspieligen Überschwemmung mit Stadtgästen halber. Erinnere ich mich doch, daß einer meiner Münchener Freunde auf seiner Villa dort im Laufe eines schönen Sonntags nicht weniger als zweihundertundzwanzig „liebe Freunde" zu Besuch empfing, von denen ein guter Teil kurz vor zwölf Uhr ankam, sich also auch noch Rechnung darauf machte, zu Tische gebeten zu werden. Wir nun kamen im Gegenteil immer an Werktagen nachmittags, wo wir sicher sein konnten, daß nur das weibliche Personal vorhanden, die Männer aber in der Stadt waren. Hähnel mit seiner

stattlichen Erscheinung spielte dann den vornehmen Fremden und ich seinen Sekretär, der bei den uns regelmäßig empfangenden Stuben- oder Küchengrazien vorgab, daß wir gehört hätten, die Villa sei feil und sie deshalb zu sehen wünschten. Darob große Verwunderung, welche notwendig zu einer Erkundigung bei der gnädigen Frau führte, die, ohnehin gelangweilt, dann gewöhnlich selbst erschien und sich ein Vergnügen daraus machte, uns alle Reize der Wohnung und des Parkes zu zeigen, wo wir denn bei so liebenswürdiger Aufnahme es natürlich an Galanterie auch nicht fehlen ließen, um uns schließlich, nachdem wir überall herumgeguckt, nach dem Preise zu erkundigen und denselben sehr billig findend, gefolgt von den Segenswünschen der Damen, zu besserer Überlegung uns zu empfehlen pflegten. Nicht ohne das Versprechen, möglichst bald Bescheid zu sagen, nachdem ich mir alle Verkaufsbedingungen sehr sorgfältig ins Taschenbuch notiert. So haben wir Dutzende von köstlichen Landsitzen gesehen, meistens ohne daß die Heimgesuchten die Spitzbüberei ahnten, oder, wenn sie es doch thaten, da der schöne Bildhauer stadtbekannt war, lustig auf unseren Scherz eingingen, der ihnen und uns ja doch eine pikante Unterhaltung gewährte.

Das gesellige Leben Dresdens, soweit es litterarisch-künstlerischer Art war, konzentrierte sich damals in einigen Salons, von denen der interessanteste der Ferdinand Hillers war. Selber ein sehr weltgewandter und dabei reicher Mann von den behaglichsten Umgangsformen, ward er als Wirt durch seine schöne polnische Frau, eine ehemalige Sängerin, sehr unterstützt. Dort lernte ich zuerst den jungen Baron Ramberg, Sohn des österreichischen Feldmarschall-

lieutenants, kennen, damals noch Schüler Hübners, ein junger Künstler voll Weltgewandtheit und wie gemacht, in den Salons alle Frauen zu bezaubern durch seinen mehr treffenden als gutartigen Witz, verwöhnt von den Damen, launenhaft und unzuverlässig, aber umso interessanter, als seine echte Künstlernatur ewig mit dem Baron im Streite lag, so daß jede Stunde ein anderer obenauf war. Dem Ritter Kurt seines Ideales Schwind glich er in allem und jedem, nur daß er es wenigstens mit der Kunst sehr ernst nahm. Bei Hiller sah ich auch Robert Schumann öfters, gehört freilich habe ich diesen hartnäckigsten Schweiger, der mir je vorgekommen, nur äußerst selten. Dabei war er aber seelenvergnügt, wenn er so einen ganzen Abend dagesessen hatte, ohne den Mund zu öffnen. Das überließ er seiner Frau, der als Klara Wieck schon weltberühmt gewordenen Klaviervirtuosin und einer ebenso liebenswürdigen als anspruchslosen Künstlerin. Beide waren aber ein so offenbar glückliches Paar, daß sie schon dadurch eigenartig anzogen. Wie alle durchreisenden Berühmtheiten zog auch die Garcia Viardot einst wie ein Stern durch diesen Kreis, in welchem die keineswegs schöne, sondern eher an eine Mohrin erinnernde Frau doch durch ihre Grazie und Weltgewandtheit den bezauberndsten Eindruck machte. — Das that nun freilich mehr als alle anderen, die durch ihre sinnlich-üppige Schönheit, wie ihr Genie gleich bestrickende Schröder-Devrient, die ich hier auch wieder sah, nachdem sie mich erst kürzlich in Leipzig bei Laube einen Abend lang zur Bewunderung hingerissen hatte. Nicht am wenigsten durch ihr riesiges Gedächtnis, da sie, als mich Laube ihr vorstellte, gleich erwiderte, das sei nicht nötig, da wir ja

alte Bekannte wären, indem ich vor acht Jahren ihr Tischnachbar bei Brockhaus gewesen sei. Zum Beweis erinnerte sie mich gleich an einiges, was ich ihr damals über ihr Spiel gesagt. Wenn man sich nun vorstellt, welche Unsumme von Menschen diese überall vergötterte Frau inzwischen gesehen haben mußte bei ihrem rastlosen Leben, so war das einem Menschen gegenüber, der ihr jedenfalls so gleichgültig war wie König Cophetua, schon eine Probe von unglaublicher Gedächtnisstärke. Sie gab uns an diesem Abend deren aber noch ganz andere, wie von ihrem mimischen Talent. Denn da außer ihr und Laube nebst seiner Frau unserer drei Herren die ganze Gesellschaft ausmachten, so ließ sie sich nun, unserer Diskretion sicher, erst recht gehen und führte alle Personen, auf die sich das Gespräch wandte, sofort redend ein, wenn sie dieselben kannte, all ihre Eigenheiten in Stimme, Geberde, Dialektik so schlagend wahr und urkomisch zugleich nachahmend, daß wir aus dem Jubel gar nicht herauskamen. Und dabei war es ihr ganz gleich, ob sie uns Männer oder Frauen vorführte, ja die Männer gelangen ihr oft noch besser. Um sie zu reizen, brachten wir nun alle möglichen öffentlichen Persönlichkeiten, die ihr und uns bekannt waren, aufs Tapet und immer marschierte der Genannte sofort so täuschend wahr auf, daß man ihn augenblicklich erkannte. Niemals wieder habe ich solch angebornes mimisches Talent von gleich merkwürdiger Sicherheit begegnet und in solch inniger Verbindung mit einer schalkhaften Anmut, die auch das Tollste und Ausgelassenste nie beleidigend werden ließ. Daß dies gewaltige Naturell sehr viel verbrauchte an Menschen und Dingen, wer könnte sich darüber wundern? Leider ist das herrliche Weib, das so

weit selbst über die Rachel oder Mars emporragte, schon wenige Jahre später an der eigenen Unersättlichkeit und einer thörichten Heirat zu Grunde gegangen.

Ganz das Gegenteil von der sprudelnden Genialität dieser gebornen Bacchantin zeigte ihr Vetter Eduard Devrient, der berühmte Geschichtsschreiber des deutschen Theaters, welcher, an der Dresdener Bühne als Regisseur angestellt, ebenfalls vielbesuchte Gesellschaften gab, in welchen er regelmäßig Shakespearesche Stücke vorlas. Das war ein Genuß, denn an feinem Verständnis that es ihm nicht leicht jemand zuvor, obwohl seiner kühlen, gemessenen Natur auf dem Theater das Hinreißende des Genius durchwegs fehlte. Aber was man mit Verstand und schönen Mitteln leisten kann, das zeigte er sicher. Sonderbarerweise hatte er sich in den Kopf gesetzt, den Beweis zu liefern, daß man ein großer Schauspieler und zugleich ein sehr anständiger, bürgerlich wohlgeordneter, streng ehrenhafter Familienvater sein könne, wobei ihm freilich, nach der Behauptung seiner zahlreichen Gegner, die zweite Hälfte des Beweises besser gelang, als die erste. Jedenfalls hat mir der Mann in seiner Pflichttreue und intelligenten Klugheit schon damals, wie später in Karlsruhe, hohe Achtung eingeflößt, da er, ganz entgegen so vielen anderen Schauspielern, ein wirklicher Charakter war. Er hatte gerade Otto Ludwig entdeckt, jenen unglücklichen Dichter, der mit Recht so große Erwartungen erregt hat. Vor allem durch seinen „Erbförster", wo Devrient die Titelrolle vortrefflich gab. Ich lernte ihn bald darauf persönlich kennen, als er, noch nicht durch unheilbares Nervenleiden zerstört und gelähmt, einem den allerbedeutendsten Eindruck machte. Schon durch den auf hoher, mächtiger

Gestalt sitzenden prächtigen Dichterkopf, dessen Totenmaske lange Jahre mein Atelier schmückte, wo man sich denn recht gut den Sänger der Nibelungen so vorstellen konnte. Ist man als Hörer und allzeit williger, wenn auch nichts weniger als kritikloser Bewunderer mitten unter produktiven Künstlern eigentlich immer in einer besonders glücklichen Stellung, so konnte ich das schon in Leipzig, hier in Dresden aber noch viel mehr erfahren, da der Schaffende eigentlich immer Anteil und eifriges Eingehen so notwendig braucht, daß er dankbar ist, wo er sie findet. So besuchte ich jetzt einmal Otto Ludwig an einem köstlichen Sommermorgen im Buschbad bei Meißen, wohin er sich zur Stärkung seiner Nerven zurückgezogen hatte. Da gingen wir nun in dem lieblichen Waldthal spazieren und er erzählte mir, unter welchen Kämpfen er sich als blutarmer thüringischer Junge allmählich zum Bewußtsein seines Dichterberufs emporgerungen. Ich habe eigentlich nie mehr eine solche Plastik des Ausdrucks gefunden, als er sie besaß und nun vor mir entwickelte, als er mir später das allmähliche Auftauchen seines Nervenleidens schilderte, welches ihn damals schon monatelang zu jeder Arbeit unfähig machte und seinem Leben ja auch ein so frühes Ziel gesetzt hat. Die Proteus-Natur solches Übels verstand er aber in einer Anschaulichkeit wiederzugeben, die eigentlich hochpoetisch war, da sie den Hörer all das mitfühlen ließ, ja ihn aufs tiefste erschütterte, wenn er sah, wie sich dem Manne Körperschmerzen in tiefsinnige Gedanken und poesievolle Phantasien umsetzten. — Daß man eine lange Krankheitsgeschichte so spannend machen könne, wie einen Roman, das war mir ebenso neu als die natürliche Beredsamkeit, welche eigentlich alles in das lautere Gold der Poesie

zu verwandeln verstand. — Daß alle großen Künstler die Gesetze ihrer Kunst in sich tragen und unbewußt darnach handeln, als wäre das selbstverständlich, das habe ich so oft, aber nie überwältigender als hier bemerkt.

Im nächsten Winter nun brachte die Menge Künstler und Schriftsteller aller Art, sowie der Wunsch, sich öfter zu sehen, den Gedanken an die Bildung einer Gesellschaft hervor, wo man Gelegenheit zu regelmäßigem Zusammentreffen finden wollte. Sie ward die Montagsgesellschaft getauft, weil sie an diesem Tage zusammenkam, und zählte bald alles zu ihren Mitgliedern, was Dresden damals von irgend hervorragenden Künstlern und Schriftstellern besaß. Ich darf ihr denn auch nachrühmen, daß sie die interessanteste Mischung dieser Art bot, die mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist, wie sich uns bald auch hohe Staatsbeamte, reiche Kunstliebhaber ꝛc. anschlossen, so daß kein Stand einseitig vorherrschte. Da wurden denn alle möglichen Kunst- und Zeitfragen durchgesprochen und die Probleme theoretisch erörtert, die gar bald sich auf der Straße in blutige Praxis verwandeln sollten. Die verwegenste demokratisch-sozialistische Anschauung vertrat Fröbel mit einem einnehmenden Wesen, das bei aller Verträglichkeit und humanen Bildung doch zuletzt auch vor den stärksten Konsequenzen nicht Halt machte. Wie es denn keine Narrheit giebt, vor der ein deutscher Prinzipienreiter zurückscheut, wenn sie ihm eine logisch notwendige Konsequenz seines Systems scheint. Semper, der übrigens selten erschien, war entschiedener Republikaner, Richard Wagner auch, doch wollte er das Haus Wettin mit der erblichen Präsidentschaft seiner sächsischen Republik betraut sehen, und so gab es bald keine Staatsform, bis auf

die reine Anarchie, die nicht ihre Vertreter gefunden hätte. Am angenehmsten war bei solchen Diskussionen Freytags Art, der, alle Fragen mit Humor behandelnd, zu schroffe Konsequenzen dadurch bald ad absurdum führte, so daß sich der drohende Konflikt in allgemeine Heiterkeit auflöste. Auch Gutzkow habe ich hier zum erstenmal persönlich kennen gelernt, wenn stark abgestoßen werden, kennen lernen heißt. Das Lauernde, Hinterhaltige dieser vom glühendsten Ehrgeiz verzehrten Natur war in hohem Grade antipathisch, obwohl er sehr unterhaltend sein konnte, wenn er gerade für sich einnehmen wollte. Er hatte ein Spitzmausprofil, das Ramberg köstlich zu karikieren verstand, und seine zugekniffenen Augen harmonierten nur zu sehr mit seinem keinerlei Hingebung kennenden schnüffelnden Wesen. — Darin war er nun das gerade Widerspiel von dem köstlich offenen, freien und ehrlichen Emanuel Geibel, der im Sommer 1847 auch einmal bei uns einsprach und uns alle durch seine hochpoetische Erscheinung entzückte. Er saß mir damals auch zu einer flüchtigen Skizze, die dann unverdientermaßen gestochen worden ist, weil sie wenigstens ähnlich war. Um ihn nach Herzenslust zu genießen, gaben wir ihm an einem schönen Sommertage ein Diner bei Findlaters, einem oben an der Elbe hoch überm Strom herrlich gelegenen Vergnügungsort, den später leider ein preußischer Prinz kaufte. Hier, wo außer Geibel nur Richard Wagner, Semper, Hähnel, Ramberg, Hiller und ich anwesend waren, ward er so fröhlich, daß er auch köstlich zu improvisieren begann, selbstverständlich viel formvollendeter, als Wagner dies einst gethan, aber gewiß nicht witziger und schlagender. Das Kerndeutsche in dieser so wohlthuend harmonisch und edel

ausgestatteten Natur verfehlte aber nie seine Wirkung, umsomehr als er sich wunderbar treu blieb in allem und jedem bis zu seinem Ende, wo ich ihn kurz vorher auch noch einmal sehen sollte. Ihm war das Pathos natürlich, das andern so leicht komödiantenhaft läßt, und weil man das fühlte, so glaubte man ihm.

Um diese Zeit hatte Semper dem Bankier Oppenheim einen prächtigen Palast in venetianischem Renaissancestil an der Bürgerwiese gebaut, nachdem er ihm erst oben an der Elbe eine reizende Villa errichtet. Beide bewohnte der Krösus mit seinem Schwiegersohne, dem Maler Grahl, dessen reizende Mädchen eben herangewachsen waren, als er das Palais durch ein Fest einweihte, zu dem halb Dresden gezogen ward. Dann ging der Museumsbau an, der Freund Hähnel, welcher gemeinsam mit Rietschel die überaus reiche plastische Verzierung übernommen, gar sehr in Atem setzte, da ihm allein die Erfindung der darzustellenden Gegenstände oblag. — Überhaupt war um diese Zeit ein rasches Wachsen in die Stadt gekommen, deren Industrie sich mächtig gehoben hatte, so daß allmählich ein reicher Bürgerstand heraufkam, der es ganz verlernte, immer nach dem Hofe zu blicken. Ebenso hatte sich eine liberale Presse gebildet, die weit entfernt war von der früheren Servilität, ja, die sehr oft im Radikalismus und der Hetzerei nur viel zu weit ging. Im Jahre 1847 ward dann Schnorr von München nach Dresden berufen und zum Galeriedirektor gemacht, ein Amt, wozu dem halbblinden Manne freilich so ziemlich alles fehlte, außer dem guten Willen. Als Akademieprofessor hat er dagegen immerhin weit besser gewirkt, ja in Wislicenus, Grosse, Gleichauf u. a. eine Reihe trefflicher Schüler erzogen, wie

er sich als Mensch bald überaus großer Achtung und Beliebtheit mit Recht erfreute. Eigentlich war als Künstler seine Zeit vorbei, obwohl er jetzt noch, seine diesfallsigen Jugendarbeiten sammelnd, sein bestes Werk, die Bilderbibel, publizierte. Zu einem rechten Verhältnis zu ihm zu kommen, der doch schon vor fünfzehn Jahren in München mein Lehrer gewesen, war indes nicht möglich, dazu blieb der Altersunterschied, wie der der Anschauungen viel zu groß, umsomehr als er etwas Ungleiches und Launenhaftes in seinem Benehmen hatte, das einmal in liebenswürdiger Bescheidenheit und echt sächsischer Höflichkeit fast zu viel that, um sich im nächsten Moment plötzlich daran zu erinnern, daß er ein weltberühmter Mann sei, der turmhoch über uns allen stehe und sich zu uns nur herablasse, was dann immer wieder abschreckte. Aber die im Grunde fast kindliche Harmlosigkeit und ideale Reinheit dieser Natur war doch so unverkennbar, daß sie immer aufs neue anzog.

Mit meinem alten Freunde Richard Wagner kam ich jetzt schon darum weniger zusammen, als mir die Musik doch ferner lag, wie aufrichtig ich auch die seinige bewunderte und gleich bei der ersten Aufführung des Tannhäuser, der ich in Dresden beiwohnte, vollkommen deutlich fühlte, daß sie die Welt erobern werde. — Wie aber dieser Feuergeist ewig in Projekten aller Art steckte, das war hochinteressant zu sehen. Da er es aber nicht vermochte, sich irgend zu beschränken, so geriet er bereits nicht minder in beständige finanzielle Verlegenheiten und hatte, als das Jahr 48 ausbrach, bereits eine Schuldenlast von angeblich mehr als 20000 Thalern aufgetürmt. Denn er verstand es nicht einmal, seine Autorrechte, die ihm damals schon hätten sehr

viel tragen müssen, ordentlich auszubeuten, sondern ging immer die nachteiligsten Kontrakte ein, wo er nachher das reinste Opfer wurde, lediglich, weil er das Korn immer schon auf dem Halm verkaufte. — So war er, während seine Opern den begeistertsten Beifall fanden und sich allmählich überall in Deutschland einbürgerten, selber in eine unhaltbare Lage geraten, was gewiß nicht wenig dazu beitrug, daß er sie bald darauf so kurz angebunden in die Schanze schlug. Wie diese unersättliche Natur nach allen Seiten um sich griff, mag das folgende Erlebnis zeigen, das ich in dieser Zeit mit ihm hatte. Bei einem Besuche, den ich ihm eines Tages machte, fand ich ihn in Feuer und Flammen über Hegels Phänomenologie, die er gerade studierte, und in seiner excentrischen Art mir als das erste aller Bücher pries. Zum Beweis las er mir eine Stelle vor, die ihm eben besonders imponiert hatte. Da ich sie nicht ganz verstand, bat ich ihn, sie nocheinmal zu lesen, wo wir sie dann beide nicht verstanden. Er las sie also zum dritten- und viertenmal, bis wir uns endlich ansahen und fürchterlich zu lachen anfingen, wo es denn mit der Phänomenologie ein Ende hatte.

Wie es aber überall in Europa unheimlich wie bei einem Erdbeben bald da, bald dort zu krachen anfing, das sollte mir bald darauf bei einer Erholungsreise am meisten auffallen, die mich im Sommer 1847 über München nach dem geliebten Meran und von da nach Venedig führte. In Meran waren gerade die beiden jungen kaiserlichen Prinzen Franz Josef und Maximilian angekommen und hielten da Musterung über eine ihnen zu Ehren aufgestellte Kompagnie prächtiger Landesschützen ab. — Kein Mensch ahnte übrigens,

daß der schlanke junge Mensch von siebzehn Jahren, der da, fröhlich und erquicklich unverdorben aussehend, mit dem noch ganz knabenhaften Bruder die Fronte der Schützen abschritt, schon so bald berufen werden könnte, die schwierigste Regierung der Welt zu übernehmen. So konnte ich denn die beiden Jünglinge umso unbefangener mustern, was übrigens sehr zum Vorteil des älteren ausfiel, der offenbar auch der klügere war. Von Meran dann weiter fahrend, fiel mir schon in Trient die Aufregung der Italiener und ihr überall herausbrechender Haß gegen die Österreicher gewaltig auf. Da ich dort zum erstenmale italienischen Boden betrat und von der Sprache so gut wie nichts verstand, so hielt ich mich natürlich in erster Linie an die Landschaft und die Bauwerke. An eine italienische Familie empfohlen, bekam ich durch sie aber auch mehrere reiche Privatsammlungen von alten und neuen Bildern zu sehen. So traf ich unter den letzteren zuerst Gemälde von Rahl und Hayez, dem Direktor der Mailänder Akademie, der damals großen Rufes genoß. Die weit wertvolleren alten Bilder waren leider meist sehr schlecht gehalten, dennoch aber mußte ich mir sagen, in welcher kleinen deutschen Stadt von 15 000 Einwohnern man wohl eine solche Fülle hochbedeutender Kunstwerke hätte treffen können, wie hier? Die ungeheure Erbschaft Italiens aus der Renaissance und dem Mittelalter fällt einem kaum irgendwo so auf, als in diesen oberitalienischen Städten, gerade weil damals die unter unleidlichem Drucke seufzende Gegenwart aber auch gar nichts gethan hatte unter dem stupiden Metternichschen Regiment. Eine thätige und intelligente, das Land hebende und seine Hilfsquellen entwickelnde Fremdherrschaft hätte am Ende in dem

an dieselbe gewöhnten Italien immer noch eher Fuß fassen können, wie das die napoleonische Regierung bewies, die den Italienern heute noch sympathischer ist, als die schwerfällige und pedantische Österreichs, die für ein so intelligentes, lebhaftes, seine Überlegenheit fühlendes Volk geradezu unerträglich sein mußte. — Das fiel mir noch mehr in Verona auf, wo einem die große österreichische Garnison diese Herrschaft noch viel fühlbarer machte. Ich traf da, in der Luna absteigend, wie alle Deutschen, ganz zufällig einen Konstanzer Landsmann, der als Oberarzt in einem österreichischen Regimente dienend, schon so lange in der Stadt lebte, daß er halb italienisiert war. Mehr Kunstfreund als Kenner, hatte er sich eine ganze Galerie, freilich von sehr zweifelhaftem Werte zusammengekauft und zeigte sie mir mit Stolz. Nach der Heimat, die er so arm verlassen, erkundigte er sich halb mit Erbarmen, und als ich ihm behauptete, sie sehe bei weitem nicht so verkommen aus als sein Italien, zuckte er ungläubig die Achseln und meinte: „Aber es wächst ja nichts da!“

Hatte mich nun schon Verona entzückt trotz seiner trostlosen Armut und Heruntergekommenheit, so rechtfertigte die wunderbare Fruchtbarkeit des Landes um Vicenza herum freilich meines Feldschers Behauptung gar sehr, wenn man auf Monte Berico stehend die einem zu Füßen liegende, in ihrer grenzenlosen Fülle fast erstickende vicentinische Ebene samt ihrem prachtvollen Gebirgshintergrund etwa mit der oberbayerischen um München herum verglich. Da glaubte man in einem Paradiese zu sein, während alles rundum die ruhigste Seligkeit zu atmen schien. Besonders als ich mich ins Refektorium des dortigen Klosters führen ließ, das einen

berühmten Paul Veronese enthielt. Da nahm das herrliche, eine Hochzeit von Canaan darstellende Bild die ganze Hinterwand des hohen Saales ein, während von ihr bis in den Vordergrund sich eine lange, mit den Früchten des Nachtisches reich besetzte Tafel zog, an der die Mönche eben behaglich auf ihren Lehnsesseln ausgestreckt Siesta hielten, und sich nur einzelne Sonnenstrahlen zu den geöffneten Fenstern des kühlen Gemachs hereinstahlen. Nun hatte der Meister aber mehrere derselben Mönche auf den Vordergrund seines Bildes gemalt, so täuschend, daß ich längere Zeit brauchte, um nur unterscheiden zu können, wer ins Bild und wer an den Tisch gehörte, so groß war die offenbar von ihm beabsichtigte Täuschung. Wer hätte aber bei diesem Ideal stillen Friedens geahnt, daß kaum ein Jahr später das schöne Bild von Kugeln durchbohrt und viele der so behaglich dasitzenden Mönche in der Verteidigung ihres Klosters gegen die stürmenden Scharen des zehnten Jägerbataillons an derselben Stelle gefallen sein würden?

Vicenza mit seinen herrlichen Palladianischen Palästen machte mir damals den prächtigsten Eindruck, der nur noch überboten ward von dem Venedigs, als ich, abends spät da angekommen, auf den glänzend beleuchteten Markusplatz hinaustrat. Daß ich aber irgend im stande gewesen wäre, mir die künstlerischen Mittel zu zergliedern, durch welche dieser Eindruck märchenhafter Pracht hervorgebracht wird, das kann ich nicht von mir rühmen, wie mir denn Italien bei diesem ersten Besuche überhaupt nur Gegenstand des Gaffens blieb, gleich den meisten; eine ungeheure Theaterdekoration, die man heute sieht und morgen vergißt, aber keinerlei Nutzen irgend einer Art davonträgt, da man gar

nicht den Versuch macht, sie zu begreifen. Die Arena in Verona hatte mir doch wenigstens Abscheu vor der hier Stein gewordenen Brutalität der Römer eingeflößt, die Seufzerbrücke und die Gefängnisse in Venedig waren aber viel zu elegant und zierlich, um das zu können, und der Dogenpalast blieb mir ein marmornes Rätsel. Neun Zehntel unserer Italien bereisenden Landsleute kommen aber über dies Stadium des Gaffens dort nie hinaus und thäten darum viel besser, daheim zu bleiben, um ihr eigenes Vaterland besser kennen zu lernen und dabei noch viel Geld zu sparen. Denn die Kunst des eigenen Volkes spricht eine Sprache, die wir fast immer verstehen, während wir die fremder Nationen nie ganz begreifen. Vom heutigen Italien vollends mit seinem Schmutz und seinen Lumpen zu dem der Renaissance oder gar zur Römerzeit eine Brücke zu schlagen, dazu kommen sie umsoweniger, als das in der That sehr schwer ist!

Ich hatte in Venedig unvermutet Bekannte aus Leipzig getroffen, eine Frau Harkort, in deren Haus ich seinerzeit die liebenswürdigste Aufnahme gefunden. Jetzt lernte ich bei ihr Stieglitz kennen, jenen Dichter, der dadurch berühmt geworden war, daß sich die eigene Frau seinethalben ermordet hatte, damit er durch den starken Eindruck solcher Aufopferung aufgerüttelt werde aus einer Melancholie, die im Grunde nur dem drückenden Gefühl seiner Talentlosigkeit entsprang. Ein schöner Mann mit einem großen schwarzen Bart, hatte er sich und andern eingeredet, ein Genie zu sein, und kam jetzt aus der Verlegenheit nicht heraus, Erwartungen erregt zu haben, zu deren Befriedigung ihm durchaus das Zeug fehlte. Er erschien deshalb des Opfers,

das ihm die Überspannung einer liebenden Frau brachte; umsoweniger würdig, als er im Lauf der Zeit ein vollkommener Komödiant geworden war, der sich selbst tragierte. So ärgerte er mich nicht wenig, als er bei einem Diner mit unseren Damen, bei dem wir sehr lustig gewesen waren, zum Nachtisch plötzlich ein ernsthaftes Gesicht machte und ein Medaillon mit dem Bilde seiner Frau herauszog, um damit ganz unmotiviert den Unglücklichen zu spielen. — Außer ihm traf ich noch Kreling in Venedig, der schon ein Halbjahr da war, um Paul Veronese zu studieren, offenbar ganz fruchtlos, da er dessen koloristische Vorzüge gar nicht begriff. — Im übrigen war selbst für uns Fremde nicht zu verkennen, daß sich Venedig in großer Aufregung befand. Es war eben der erste italienische Gelehrten-Kongreß da gewesen und hatte das Gefühl der Gemeinsamkeit aller italienischen Stämme, wie die Sehnsucht nach ihrem Zusammenschluß zu einer freien und großen Nation mächtig geweckt. An allen Wänden las man V. V. Pio IX., der damals auf dem Gipfel seiner später so rasch verlorenen Volkstümlichkeit stand, weil er die nationalen Hoffnungen verwirklichen zu wollen schien, deren größtes Hindernis doch gerade das Papsttum war und blieb.

Nach acht Tagen glückseligen Flanierens — denn von einem wirklichen Verständnis des Gebotenen konnte ja gar keine Rede bei mir sein, dem alle historischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse fehlten — schiffte ich auf dem Lloyd-Dampfer hinüber nach Triest, was meine erste Seefahrt war. Der glänzendste Sonnenschein spiegelte sich in der blauen Adria, und das mit vornehmer Welt dicht besetzte Verdeck schien ein Bild strahlenden Glücks. Besonders im-

ponierte mir ein hocheleganter, schlanker Mann, der mit seiner noch immer hübschen Frau und einer zahlreichen Familie samt der nötigen Zuthat von Bedienten, Kammerkatzen und Kindsmädchen das halbe Verdeck einnahm und sich in Aufmerksamkeiten gegen die Seinigen erschöpfte. Da er immer französisch mit Frau und Kindern sprach, hielt ich ihn für irgend einen österreichischen Fürsten, bis ich zufällig erfuhr, daß er etwas noch viel Wichtigeres, nämlich der erste Wiener Schneider, der berühmte Gunkel war, der im Gefühl seiner europäischen Bedeutung so selbstbewußt herumtänzelte. Mittlerweile waren wir aus der stillen Lagune ins offene, ziemlich bewegte Meer hinausgekommen und das Schiff begann stark zu schlenkern. Das drückte nun sämtlichen bisher so lächelnden Damengesichtern sofort erst einen schmerzlichen Zug auf, der sich aber bald in die Mienen des entsetzlichsten Unglücks verkehrte. Auf den Sesseln konnten sie sich nicht mehr halten, und Frau Gunkel lag ächzend der Länge nach auf dem Boden, wie alle anderen Damen, wenn sie nicht über die Brustwehr gelehnt ihren Schmerzen auf andere Art Luft machten. Es war ein Anblick zum Erbarmen, und ich habe nie eine so schnelle Umwandlung vom heitersten Glück ins tiefste Elend gesehen, so daß selbst Held Gunkel alle Fassung verlor. Von Jugend auf ans Fahren auf bewegten Wellen gewöhnt, hatte ich gar keine Anwandlung von Seekrankheit, konnte also das Unheil, welches unser Verdeck mit anscheinend Sterbenden bedeckte, verhältnismäßig gelassen betrachten. Im Angesicht von Triest beruhigten sich indes allmählich die Gemüter, und mit den Wogen glätteten sich auch die Stirnen, so daß ich nach eilig eingenommenem Pranzo noch mit dem Eilwagen nach

Wien abfahren und auf der Höhe von Optschina die wundervollste Aussicht über die Adria beim strahlendsten Abendsonnenschein genießen konnte. In der Nacht wachte ich dann auf ob dem hellen Mondschein, der eine weite Wasserfläche beleuchtete, aus der einzelne Bäume wie bei einer Überschwemmung hervorragten. Es war der Zirknitzer See, der gerade seinen höchsten Wasserstand hatte. — Von der übrigen Reise ist mir wenig in der Erinnerung geblieben, da damals die Eisenbahn erst bei Mürzzuschlag begann und man im Postwagen nicht viel sehen konnte. Den Semmering passierte ich bei Nacht, um dann in Wien zunächst die gewöhnliche, ebenso stupide als zeitraubende Paßschererei durchzumachen, wo man alle Mühe hatte, zu beweisen, daß man kein Spitzbube oder Bettler sei. In der „Stadt Triest" in der Vorstadt Wieden abgestiegen, die von der inneren Stadt damals noch durch das Glacis getrennt war, ist mir von dieser nichts im Gedächtnis hängen geblieben, als der Eindruck des überall Eingeschnürten und Gepreßten, den man eigentlich nur auf einem Spaziergang über die Bastei herum verlor. — Gebaut ward damals gar nicht, der einzige Neubau von mehr als zweifelhaftem Werte war das Karltheater in der Leopoldstadt. Ich hatte viel von der Wiener Lustigkeit gehört, konnte sie aber nirgends entdecken, bis ich am nächsten Sonntag mit dem mir von Dresden her bekannten Johannes Nordmann eine Fahrt in die Briel machte, bei der wenigstens abends am Heimweg das halbe Publikum in den Waggons betrunken war. — Zwanzig Jahre später erschien mir Wien jedenfalls lustiger, als damals unter dem Metternichschen Regiment, wo alles dumpfe Stagnation atmete.

Über Prag nach Dresden zurückgekehrt, suchte ich im

folgenden Winter endlich meinen Goethe fertig zu bringen, was mir denn auch im Laufe des Januars 1848 gelang. Bei seiner Ausstellung verschaffte mir die glückliche Wahl des Gegenstandes einen freilich sehr unverdienten Triumph und eine Menge gedruckter Lobsprüche meiner litterarischen Freunde, die zwar mein Selbstgefühl sehr hoben, im übrigen aber recht nachteilig auf mich wirkten, da sie, unverdient wie sie es waren, mich doch dazu veranlaßten, meine Fähigkeiten jetzt erst recht zu überschätzen. Denn als echter Maler hörte ich den auch nicht fehlenden Tadel schon gar nicht mehr, wie wohlbegründet er auch sein mochte. Es war das umso eher der Fall, als ich bei der gleich darauf folgenden Ausstellung in Leipzig auch noch das Bild selber recht gut verkaufte. Für mich war das ein umso größeres Glück, als die unmittelbar hernach ausbrechende Februar-Revolution allem Bilderkaufen in Deutschland nunmehr für lange Zeit ein Ende machte.

Frage ich mich nun heute bei gereifterer Erfahrung, was denn eigentlich an dem Bilde etwa gut war, da etwas absolut Schlechtes doch nicht Tausende fesseln kann, so war es, neben dem kecken Griff in eine hochinteressante Periode, offenbar der durchaus persönliche, ja naive Charakter, welchen ich der Darstellung aufdrückte. Denn ich hatte bei diesem Stoff damals so gut wie keine Vorbilder in Deutschland, da die romantische Generation weit entfernt war, dergleichen doch so naheliegende Aufgaben zu versuchen. Dank unserer „klassischen Bildung" malte man wohl König Priamus oder Saul, dachte aber am allerwenigsten an die eigenen großen Männer. Selbst Menzel malte sein Souper von Sans-Souci viel später, die Zopfzeit war also eine völlige terra

incognita für uns, welche eben darum die Neugier nicht wenig reizte. Ich selber hatte von Meissonier ein paar Bilder aus derselben gesehen, das war aber auch schon sieben Jahre her und Photographien gab es ja damals noch nicht. So war ich denn für das Studium der Zeit und ihres Kostüms ganz auf den Urphilister Chodowiecky angewiesen, und die ziemlich zahlreichen Bilder aus derselben in der Dresdener Galerie. Glücklicherweise besaß das Theater eine große Zahl echter Kostüme, die mir Richard Wagner zugänglich machte, so daß ich hier nach der Natur malen konnte. Das Charakteristische des Zopfes zu treffen gelang mir aber deshalb doch nicht, dagegen hatte ich wenigstens eine ziemlich lebhafte Vorstellung von dem Charakter und den Eigenheiten der dargestellten Personen, dank meiner mehr litterarischen als künstlerischen Bildung. So entstand denn etwas, was trotz aller Unzulänglichkeit meines Könnens doch ein immerhin originelles und ursprüngliches, in seiner Ungeschicklichkeit an die Altdeutschen erinnerndes Gepräge trug, das die Schwäche der eigentlichen künstlerischen Gestaltungskraft um so eher verzeihen ließ, als die nächtliche, nur durch den Mond und künstliche Beleuchtung erhellte Szene mir ja erlaubte, sehr vieles im Helldunkel zu verhüllen. — Das übrige thaten dann die mit viel Sorgfalt ausgeführten Bildnisse so berühmter Leute und die Einbildungskraft der Beschauer, die ja ohnehin in ihren Ansprüchen an Kunstwerke damals noch sehr bescheiden waren.

XI.

Das Jahr 1848 und London.

In die schon lange aufgeregte und mit Zündstoff aller Art überladene deutsche Gesellschaft, die einem alle die Jahre her nur zu oft das Gefühl gegeben hatte, als säße man auf einem Pulverfaß, fuhr die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution wie ein Blitz, der sofort alles in Flammen setzte. Hatte schon der kaum beendigte vereinigte Landtag in Berlin ganz Deutschland aufgeregt und der Nation zum mindesten eine Anzahl Führer verschafft, wie uns mit gesinnungstüchtigem Grimm gegen so freche Junker wie den Herrn v. Bismarck oder mit Verehrung für die Vinckes, Schwerins u. a. erfüllt, so erregten die erst aus Wien, dann aus Berlin eintreffenden Nachrichten von den dortigen Aufständen alle Welt, auch in Dresden, aufs höchste. Ich erinnere mich noch, wie in einem ruhigen Leseverein, den ich damals besuchte, spät abends ein Mann eingeführt ward, der direkt von dem Barrikadenkampf in Berlin kam, wo sich denn die ganze Gesellschaft sofort um ihn drängte, ihn zwang, auf einen Stuhl zu stehen und uns die Vorgänge, denen er beigewohnt, zu erzählen, während wir dann die Berichte vom Heldenmut der Kämpfer mit einstimmigen Jubelrufen be-

grüßten. Denn es liegt etwas außerordentlich Ansteckendes in der Aufregung großer Menschenmassen. Indessen vollzog sich doch sofort die Teilung in eine radikale und die gemäßigt liberale Partei, welche die Dinge ganz verschieden auffaßten. Hatten uns Gemäßigte z. B. die Berichte aus Paris anfangs insoferne kühl gelassen, als wir diese Revolution höchst mutwillig und unmotiviert fanden, so waren doch die auf eine Republik lossteuernden Radikalen ganz anderer Meinung. Die Empfindung indes war allgemein, daß Deutschland diesen Anlaß nicht ungenützt vorübergehen lassen, sondern eilen müsse, sich jetzt eine Verfassung zu geben, die jenem Vulkan gegenüber eine größere Konzentration und Machtentfaltung ermögliche, kurz, daß Parlament und Reichseinheit jetzt errungen werden müßten. — Leider machte sich jener Mangel an politischem Instikt, der die Deutschen seit Jahrhunderten kennzeichnet, auch jetzt wieder sofort bemerkbar, indem der ungeheuren Mehrzahl die Freiheit im allgemeinen, oder einzelne Rechte viel wichtiger schienen, als die Einheit, ohne die doch die Freiheit keinerlei Bürgschaften der Dauer hatte. Ich kann mir das Zeugnis geben, daß ich die völlige Unhaltbarkeit dieser Anschauung sofort erkannte und mich daher sehr rasch durch das unsinnige Gerede und Gejubel, wenn man irgend einer Partikular-Regierung allerhand Zugeständnisse abgetrotzt hatte, die voraussichtlich bald alle wieder zurückgenommen werden konnten, in hohem Grade angewidert fühlte. Gustav Freytag, der seit einiger Zeit mit seiner liebenswürdigen Frau Wohnsitz in Dresden genommen und mit dem ich viel verkehrte, war einer der wenigen, mit denen ich mich eher verständigen konnte, aber so wie die Dinge in Preußen lagen, war ja von dort fast nichts zu

hoffen, und das haltlose Gebahren des Königs Friedrich Wilhelm erfüllte uns alle mit Widerwillen. — Die ersten Unruhen in Dresden selber, die indes von der Kommunalgarde rasch unterdrückt wurden, zeigten uns wenigstens, wie schnell die Massen in einer großen Stadt zu Ausschreitungen aller Art bereit sind. Weit betrübender aber erschien mir die Anarchie der Meinungen bei den gebildeten Klassen und ihre trostlose Verranntheit in Nachahmung französischer Phrasen. So kam ich, die Unreife der ganzen Bewegung rasch bemerkend, bald in eine übertrieben pessimistische Stimmung diesem Chaos gegenüber. Da an Arbeiten nicht zu denken war und ich vorauszusehen glaubte, daß es jetzt mit der Kunst in Deutschland auf längere Zeit vorbei sein werde, so beschloß ich frischweg, für ein paar Jahre nach England oder Amerika auszuwandern. Vorerst ging ich zur Vorbereitung auf einige Wochen oder Monate nach Leipzig, um den Eintritt der besseren Jahreszeit abzuwarten und mir womöglich durch Porträtieren noch einiges Reisegeld zu verdienen.

Leipzig war der Sitz der sächsischen Bewegung, in die sich alle meine dortigen Freunde kopfüber gestürzt hatten. Glücklicherweise gehörten sie meist der nationalen und nicht der demokratischen Partei an, die im ersten Augenblick alles zu überfluten schien. Es handelte sich also darum, ihr einen Damm entgegenzusetzen, und so versammelten wir uns eines schönen Tages denn, zunächst nur sechs Mann hoch, Laube, Karl Biedermann, dann die drei späteren Bürgermeister der Stadt, Koch, Stephani, Eichorius und meine Wenigkeit, um das Programm einer Widerstandspartei festzustellen, die vor allem den gemäßigten und nationalen Standpunkt betonen

sollte, dem Radikalismus gegenüber. Das, wenn ich nicht irre, von Laube verfaßte Programm gefiel all den reichen Kaufherren, die sich nicht einer Pöbelherrschaft unterwerfen wollten, und in wenigen Tagen zählte der neuerfundene „nationale Verein“ schon dreitausend so ziemlich das ganze liberale Bürgertum in sich begreifende Mitglieder. — Die sämtlichen Geschäftsleute hatten umso mehr Veranlassung, einer solchen Vereinigung beizutreten, als aller Handelsverkehr vollkommen stockte, so lange eine Herrschaft der revolutionären Elemente zu fürchten war und ein allgemeiner Bankerott in Aussicht stand, da Kredit gar nicht mehr existierte und Baargeld kaum mehr zu haben war, selbst wenn man das zehnfache an Papieren deponieren wollte. Das waren nun freilich für einen Maler schöne Aussichten, der noch nicht einmal für ein Bild bezahlt war, an das er alle seine Mittel gewendet. Da allgemeine Volksbewaffnung dekretiert worden war, so exerzierte einstweilen die ganze männliche Jugend mit ausrangierten Musketen, und man hörte den ganzen Tag das Knallen der Scheibenschützen im Rosenthal. Studieren und Vorlesungen besuchen dagegen hatte ganz aufgehört, überhaupt schien die ganze bürgerliche Gesellschaft aufgelöst. So kam die für Leipzig damals so wichtige Frühjahrsmesse heran, wo man unter diesen Umständen natürlich so gut wie gar keine Geschäfte machte. Da ein solcher Zustand aber unleidlich ist, so trug alles bei, ihn wenigstens einigermaßen zu beseitigen, wobei sich denn mein unterdessen zum zweiten Bürgermeister gewählter Freund Koch große Verdienste erwarb. Biedermann, sein Schwager, sollte gar eine Zeit lang Unterrichtsminister werden und blieb Führer der liberalkonservativen Partei, ward auch als solcher ins

20*

Vorparlament abgesandt, während er und Koch, sowie Laube, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Fröbel, Blum und was weiß ich, wer alles, bald darauf zu Parlamentsmitgliedern avancierten. Nicht die allermindeste Lust empfindend, eine politische Rolle zu spielen, sah ich die völlige Unhaltbarkeit dieses Treibens nur umso schärfer, ja die ganze Bewegung kam mir so ungesund vor, daß, als ich vollends die radikalen Damen von ihren Verehrern bei einer Festlichkeit „Bürgerin Blum“ u. s. w. anreden hörte, dies toll gewordene Philistertum mir fortan unerträglich ward. Ich packte also meine Siebensachen zusammen, nahm einen Paß nach Amerika und wollte zunächst einstweilen über Hamburg nach England gehen, wohin ich eine Menge Empfehlungen bekam, sowohl durch Gräfin Schönburg, die mir immer wohlgesinnt geblieben war, als durch viele andere. So besonders durch den Musiker Moscheles, den ich nebst seiner geistvollen Frau in dieser Zeit malte, und der, kürzlich von London zurückgekommen, wo er sehr lange gelebt hatte, die dortige Existenz der Künstler gut genug kannte. — Der weißhaarige alte Herr fühlte sich sehr deplaciert in dem so unruhigen Deutschland, wo er sein Otium cum dignitate verbringen zu können gehofft hatte und jetzt in diesen wimmelnden Ameisenhaufen hineingeraten war.

Endlich abreisend, traf ich im Waggon einen auffallend melancholischen Herrn, der sich als Juwelier entpuppte und mir seine Verzweiflung über den völligen Geschäftsstillstand aussprach, der ihn nötigte, alle seine Arbeiter zu entlassen, da er absolut kein Geld auftreiben konnte, sie zu bezahlen. Als ich dann von Harburg mit dem Dampfer nach Hamburg übersetzte, fand ich den Hafen gedrängt voll von deutschen

Schiffen, die alle müßig daliegen mußten, weil die Elbe von den Dänen blockiert war, die nur englische Schiffe hinausließen. Die große Seestadt imponierte mir gleichwohl nicht wenig, obwohl sie sich noch nicht ganz aus den Ruinen des großen Brandes von 1843 erhoben hatte. Ich wohnte bei einem schweizerischen Vetter in Zinggs Hotel, der Börse gerade gegenüber, die natürlich bei der fast vollständigen Stockung aller Geschäfte und den sich täglich verändernden Aussichten einen höchst unbehaglichen Anblick darbot. Gleichwohl erfrischte mich der Anblick solch mächtigen Handelsverkehrs, wo man beständig Vertreter aller denkbaren überseeischen Länder um sich sah, sich mit der ganzen Welt in Berührung fand, nicht wenig, und ich vergaß in der frischen Seeluft bald aller hypochondrischen Grillen, wie sie die Zerstörung aller meiner persönlichen Hoffnungen notwendig in mir erzeugt hatte. Ja, ich bekam jetzt die größte Lust, die unfreiwillige Muße, die mir die Revolution verschafft, dazu zu benützen, ein möglichst großes Stück Welt zu sehen. War doch mein Vetter, der als Agent seines brasilianischen Hauses hier in Hamburg Geschäfte mit Kaffee und Diamanten machte, selber ein Beispiel, wie man es durch Tüchtigkeit zu etwas bringen kann.

Nach einigen froh verlebten Tagen schiffte ich mich also auf einem englischen Dampfer direkt nach London ein. Sein Vorderdeck war dicht gefüllt mit holsteinischen Ochsen und Schafen, welche die Londoner nähren sollten und einstweilen einen Höllenlärm machten, da ihnen das Seefahren gar nicht zu gefallen schien. Als wir nach Cuxhafen ins offene Meer hinauskamen, sahen wir alsbald die dänische Fregatte Gefion daliegen, welche die Elbmündung blockierte und vollkommen

genügte, den Handel des größten deutschen Ausfuhrhafens lahm zu legen. Ich habe niemals die schamlose Erbärmlichkeit dieser bundestäglichen Wirtschaft bitterer empfunden, und die Ehrlosigkeit, zu der sie unsere Nation während eines halben Jahrhunderts verurteilte! Die Spuren derselben sind heute noch in unserem Nationalcharakter nicht ganz verwischt und zeigen sich fortwährend sowohl in unseren beratenden Versammlungen, als besonders in unserer so oft die Partei des Auslands nehmenden Presse, vorab der jüdischen, wie in dem noch immer viel zu langsam sich regenden Ehrgefühl der Nation selber. — Und doch sollte schon in wenigen Monaten diese Gefion als freche Herausforderung eines kleinen, unsere Hilflosigkeit dreist benützenden Volksstammes in unseren Händen sein! Als wir nach zwei windstillen Tagen, die mich rasch von der Langweiligkeit aller Seereisen überzeugten, uns endlich der Mündung der Themse näherten, fiel dichter Nebel ein und nötigte uns, noch fast einen ganzen Tag liegen zu bleiben, unter beständiger Angst des Kapitäns, daß wir mit einem der vielen vorüberfahrenden Schiffe zusammenrennen könnten. Hob sich der Nebel manchmal ein wenig, so sahen wir rechts in geringer Entfernung die Masten eines an einer Sandbank gescheiterten Schiffes, oder gleich darauf links die riesigen Schiffskolosse einer englischen Flottenabteilung, die mit ihren drei Reihen Kanonen übereinander stolz auf uns herabsahen. Kriegerischer und poetischer zugleich sahen diese Linienschiffe mit ihren Segeln gewiß aus, als die heutigen gepanzerten Ungetüme. Endlich konnten wir an ihnen vorbei in die immer dichter mit Schiffen bedeckte Themse einfahren. Die Luft blieb freilich noch immer neblig, so daß wir die großen Docks rechts und die präch-

tigen Gebäude des Hospitals von Chelsea oder die finsteren Türme des Tower nur als blasse Silhouetten erkennen konnten. Endlich hielten wir in Blackwall und mußten uns der Zollrevision unterziehen, die bei mir meiner vielen Arbeiten halber sogar ziemlich weitläufig ausfiel. Auf der pneumatischen Eisenbahn dann in die City fahrend, erstaunte ich nicht wenig, dieselbe so ungeniert über die Dächer der niedrigen Arbeiterhäuser des Ostendes wegsetzen zu sehen. Auch daß unser Gepäck bei der Ankunft einfach vor die Waggons hingelegt und jedem überlassen wurde, das seinige herauszusuchen, war mir neu. Da mein Englisch sich mehr als mangelhaft erwies und sich die phlegmatischen Briten gar keine Mühe gaben einen zu verstehen, so stünde ich wahrscheinlich noch dort, wenn mir nicht ein Konstabler, dem ich die Adresse meines Absteigequartiers zeigte, zu einem Cab verholfen und denselben über mein Fahrziel unterrichtet hätte. — Dasselbe war zunächst die Behausung eines der unzähligen deutschen Klavierlehrer, die in London ihr Brot suchten, an den ich empfohlen war, und der sich bereit erklärt hatte, mir sofort zu einer provisorischen Wohnung in seiner Nähe zu verhelfen. Leider habe ich den Namen des liebenswürdigen Mannes vergessen, obwohl er überdies die hübscheste Französin zur Gattin hatte, die ich seit der Frau Heine gesehen. Auf der drei englische Meilen langen Fahrt zu ihm, von Fenchurchstreet in der City bis nach Charlottestreet bei Regents-Park im Westend, hatte ich nun Gelegenheit, einen ersten Eindruck von der Stadt zu bekommen. Er ließ sich eigentlich dahin zusammenfassen, daß London von lauter Kaminfegern bewohnt sein müsse, da alle Häuser vom Kohlendampf angeräuchert ganz gleichmäßig schwarz aussahen.

Jedenfalls schien es mir nicht nur die größte, sondern auch die langweiligste Stadt der Welt, da sich die Gebäude nicht nur in der Farbe, sondern auch in der vollkommen gleichen Bauart ohne jeden architektonischen Schmuck, ohne jede Zierform einander zum Verzweifeln gleich sahen. Man konnte sich nichts kunstarmeres und phantasieloseres denken. Erst als wir nach Trafalgarsquare kamen, ward es insoferne anders, als nun die bisher total mangelnde wenigstens durch herzlich schlechte Architektur ersetzt ward. Die Nelsonsäule dort vollends, wie alle übrigen freilich auffallend wenigen Denkmäler, wetteiferten miteinander, der englischen Bildhauerei das denkbar schlechteste Zeugnis auszustellen und selbst die Baukunst noch vorziehen zu lassen. Nur aus der Periode des Christopher Wren, Erbauers der Paulskirche, datieren einige wahrhaft edle Gebäude, wie denn die herrliche Kuppel von St. Paul die ganze Stadt adelt, da man sie überall sieht. Freilich nur, wenn gerade kein Nebel ist; ich habe sie in den zwei Monaten, die ich jetzt in London blieb, nie ganz deutlich geschaut. Mußte man hier unbedingt bewundern, so war das freilich umso weniger bei dem noch nicht fertigen Parlamentspalast der Fall, trotz der günstigen Lage am Themsequai. Nie habe ich ungeheure Mittel an eine schlechtere Komposition verschwendet gefunden, und die Ausführung in ganz unverstandener Gotik ist noch schlimmer. — Doch ich kehre zu meinem Musikanten zurück, der mir zum Trost erzählte, daß jetzt bloß sechsunddreißig berühmte Klaviervirtuosen sich aus der ganzen Welt nach London geflüchtet hätten und da Konzerte zu geben suchten. Die Zahl der ebenfalls, besonders aus Deutschland, wie ich, retirierten Porträtmaler war kaum geringer; einer der ge-

schicktesten ist nachher dem Hungertod nur dadurch entgangen, daß er sich eine Kugel durch den Kopf schoß. — Während er mir dergleichen zur Ermunterung erzählte, kam die Nachricht, daß ich im Hause nebenan ein Parterrezimmer, die Woche zu zehn Schilling, gleich beziehen könne. Ich empfahl mich also und richtete mich bei meiner Vermieterin ganz erträglich ein. Mir auch den Vollbart abzuschneiden, der mich sofort als Fremden kenntlich machte, dazu konnte ich mich freilich nicht entschließen. An Fensteröffnen war bei meinem Parterrezimmer nicht zu denken, ans Arbeiten noch weniger, da ich dicht am Fenster stehend nur ein ganz kleines Stückchen Himmel sah. — Sonst nichts als die absolute Einförmigkeit der schwarzen Häuser mir gegenüber, die nicht einmal durch einen hübschen Mädchenkopf gelegentlich unterbrochen ward, da es für höchst unschicklich galt, sich am Fenster sehen zu lassen. Im übrigen war die Stille der oben und unten nur durch einen engen Thorweg mit der parallel laufenden eleganten Portlandstreet verbundenen Straße kirchhofartig und ward nur durch den einförmigen Schall der Thürklopfer zeitweise unterbrochen, welche dort die Stelle unserer Klingeln vertreten. Alle zwei Stunden zeigte ihr immer näher kommendes Tönen die Ankunft des Briefboten an, der sich dann langsam wieder entfernte. Da jedes Haus in England nur eine Familie beherbergt, Laden und Handwerker aber in dieser nur von Rentiers bewohnten Straße nicht vorhanden waren, so wäre denn die lautlose Ruhe mitten in der Millionenstadt vollkommen gewesen ohne die deutschen Musikanten und Drehorgelspieler, die einen aber den ganzen Tag kaum je verließen, da sie hier vollkommen ungestört vom Wagengerassel ihr Wesen treiben

konnten. Sie brachten mich oft ebenso zur Verzweiflung, als jetzt die erbarmungslosen Tastenhackerinnen über und unter mir, die einem die Abende im Vaterland verschönen. — Es gab damals tausende solcher deutscher Musikanten in London, und sie konnten denn auch die Achtung vor unserer Nation so wenig erhöhen, als die italienischen Dudelsackpfeifer, die sie ablösten, vor der ihrigen.

Als ich mit Auspacken fertig war, ging ich fort zum Mittagessen, zu welchem mir ein „Europian Hotel“ in der benachbarten Regentstreet empfohlen worden war, das trotz der pomphaften Aufschrift in ellenlangen Buchstaben aber eine ganz gewöhnliche Kneipe war, wo nur die übliche Trennung sämtlicher Tische durch mannshohe Zwischenwände in ihrem stallartigen Aussehen zuerst einen glänzenden Begriff vom Absonderungstrieb der Engländer gab. Der, welchen ich jetzt von ihrer Kochkunst erhielt, war indes viel besser, da man hier, wie überall in London, für einen Schilling ein großes Stück so vortreffliches Roastbeef mit Kartoffeln erhielt, wie es in Deutschland selbst bei den feinsten Restaurants kaum je zu bekommen ist, es wäre denn in dem englische Sitten mit Vorliebe nachahmenden Hamburg. Wenn man dazu ein Glas des köstlichen Ale trank, so konnte man sich für anderthalb Schilling vollkommen und zwar sehr gut satt essen, selbst wenn man sich den Luxus eines schwer verdaulichen Stücks Pudding zum Nachtisch nicht gestattete. Hier wie in allem anderen war der nüchtern praktische Sinn der Engländer, der sie vor allem für das Nächstliegende sorgen läßt, nicht zu verkennen. Bestecke und Tischtücher ließen dagegen an Sauberkeit überall viel zu wünschen übrig in diesen geringeren Speisehäusern, und Servietten gab es

gar nicht. Wie der Zufall manchmal spielt, so traf ich hier gleich am ersten Tag einen englischen Maler, den ich vor zehn Jahren in Dresden gekannt. Er hatte es also in dieser Zeit auch nicht weiter gebracht als ins Europian Hotel!

London machte mir zunächst freilich den Eindruck, als ob da nichts überflüssiger wäre, als die Kunst. Von der großartigen Hebung derselben seither sah man damals in England noch wenige Spuren. Das britische Museum mit seinen herrlichen Marmorfiguren des Phidias glich mehr einem Lagerhaus als einem Kunsttempel, so aufeinander gepfropft war alles, und die Nationalgalerie, die heute so reich ist, war damals noch in ihren ersten Anfängen. Es sind mir daher nur einige venetianische Prospekte vom greisen Turner deshalb im Gedächtnis geblieben, weil sie mir einem englischen Nebelmorgen viel ähnlicher zu sehen schienen, als der Königin der Adria. Außer ihnen erinnere ich mich noch an ein paar Porträte von Reynolds und Lawrence, weil sie so spezifisch englisch aussahen, d. h. anders als alles, was ich bisher gesehen, und ein paar Wilkies, die aber seine treffliche Testamentseröffnung in München noch lange nicht erreichten. Ich weiß in der That nicht, ob es mein Fehler war oder der der Sammlung, daß ich gar nichts davon bemerkte, wie die Engländer schon eine glänzende Kunstperiode, vom Anfang des Jahrhunderts, hinter sich hatten, wo sie die Franzosen und uns weit übertrafen. — Da die Season sich auf ihrer vollen Höhe befand, so waren auch zwei weitere Ausstellungen eröffnet worden, die der Royal Academy und der Wasserfarbenmaler. Die erstere, zu zwei Dritteln aus Porträts bestehend, füllte vier oder fünf mäßige Zimmer und sah ob des eigensinnigen Indi-

vidualismus der Engländer so entsetzlich bunt und haltungslos aus, daß ich selbst das viele Gute nicht zu genießen imstande war. Fremde, deutsche oder französische Bilder wurden gar nicht zugelassen. Wie denn die Engländer es ganz vortrefflich verstehen, sich alles Fremde vom Leibe zu halten, das wir immer so beflissen sind bei uns einzuschleppen. Interessanter waren die Aquarelle, wo man viel Schönes sah, so herrlich flotte Bildnisse von Richmond, die mir allein schon die Lust hätten vertreiben sollen, zu wetteifern. Denn wenn man als Fremder kömmt, sollte man es doch besser machen als die Einheimischen. So blieb ich aber auf das im damaligen Deutschland so beliebte „billig und schlecht" angewiesen. — Es ist nur gut, daß die angeborne Eitelkeit einen verhindert, sich dergleichen einzugestehen. Vollkommen unbeschäftigt, wie ich es einstweilen war, hatte ich Zeit genug, mir vorerst das Straßenleben anzusehen. Da fiel mir denn zunächst der hier so viel härter und brutaler als bei uns auftretende Gegensatz zwischen arm und reich auf. Alle Augenblicke sah man in der mit den glänzendsten Karossen gefüllten Regentstreet arme Teufel vor Hunger niederstürzen, oder welche am Rand des Trottoirs totenblaß, fast sterbend, liegen, mit einem Plakat auf der Brust "I am starving". Solche entsetzlich schmutzige und zerlumpte Kinder, wie sie hier aus den Nebenstraßen zu Dutzenden hervorkamen, hatte ich nirgends in Deutschland gesehen. Ebenso konnte man nie die Straße passieren, ohne trunkenen Weibern zu begegnen, welche oft von den Konstablern weggeschleppt werden mußten, die dann auch noch den Beistand der Umstehenden gegen die wütend um sich schlagenden Megären in Anspruch nahmen. Daß sie ihn auch immer fraglos er-

hielten, imponierte mir aus einem gerade fast gesetzlos gewordenen Lande Kommenden, wo die Polizei immer angefeindet ward, erst recht. Infolge der Revolution in ganz Europa war natürlich die Arbeitslosigkeit auch in England groß, und es ward dies benützt, um die Arbeiter zu Unruhen und Plünderungsversuchen gegen die besitzenden Klassen aufzuhetzen. Da konnte ich nun erst sehen, wie bewußt und mit welcher Entschlossenheit diese Besitzenden für die bestehende Ordnung eintraten! An einem Tage ließen sich da hundertundfünfzigtausend Bürger als Spezialkonstabler einschwören, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit. Als ich am nächsten Morgen auf die Straßen kam, fand ich sie durchaus besetzt von solchen Bürgern; der Lord oder reiche Bankier stand vor seinem Hause, wie der Ladenhalter mit seinem Kommis oder der Handwerker, meist mit Totschlägern bewaffnet und die Polizei unterstützend. Dadurch wurden die Arbeiterprozessionen sofort unmöglich gemacht; die einzige Ansammlung, die sich noch am Trafalgarsquare bildete, ward auseinander getrieben und die Widersetzlichen von den Konstablern ohne weiteres niedergeschlagen. Das half — von da an blieb es ruhig. Diese mannhafte, zielbewußte Entschlossenheit der oberen Klassen, ja selbst ihre große physische Überlegenheit war denn auch bei jeder Gelegenheit zu bemerken und machte einen sehr guten Eindruck. Besonders kontrastierte sie auch gar sehr gegen die Zerfahrenheit und selbst gelegentliche Feigheit derselben Klassen bei uns, die ich noch eben gesehen, und die nur zu oft das schlechte Gewissen der Regierenden wiederspiegelte. — Wir wollen nur hoffen, daß man heute, wo der Sozialismus die Arbeiterbevölkerung noch mehr als damals unterwühlt hat, diese

Besitzenden bei uns, wo man so viel für jene gethan, auch entschlossener treffen möge zur Verteidigung des Bestehenden.

Bald darauf sollte ich auch die englische Armee kennen lernen, von der man in London sonst herzlich wenig sah. Aber eines Tages begegnete ich die von einer Revue in Hyde-Park zurückkehrenden Truppen, an ihrer Spitze den Herzog von Wellington hoch zu Roß, den Prinz Albert und der Prinz von Preußen, nachmaliger Kaiser Wilhelm, in die Mitte genommen hatten. Diesen sah ich nun zum erstenmal in meinem Leben, und es erquickte mich nicht wenig, daß seine stolze Heldengestalt sich sogar neben dem eisernen Herzog glänzend behauptete. Dieser fiel mir vor allem durch seine ungeheure Adlernase auf, wie ich noch nie eine ähnliche gesehen. Rotbraun gebrannt, mit blitzenden Augen, aber fast bartlos, bildete er den merkwürdigsten Gegensatz zu dem trotzigen Soldatenkopf des vollbärtigen Prinzen von Preußen, wie zu dem fast weiblich zarten Teint des Prinzen Albert, der an diesen beiden Hünengestalten freilich nicht gemessen werden durfte, so vollendet schön und elegant seine Erscheinung auch war. — Die diesem welthistorischen Kleeblatt folgenden Horseguards bestätigten das Urteil, das einst ein Kenner wie der russische General Kreutz über sie gefällt, als ich ihn malte: „daß sie die schönste Truppe der Welt seien". — Noch interessanter war mir aber die große, allabendlich zwischen vier und sechs Uhr stattfindende Promenade der Aristokratie in Hyde-Park. Da bekam man erst einen Begriff, was es mit diesen „obersten Zehntausend" in England auf sich habe. Auf einer breiten Straße von etwa einer Stunde Länge bewegten sich drei Reihen prächtig bespannter Wagen, dicht gefüllt mit meist schönen oder doch reich ge-

putzten Frauen, gepuderte Bedienten hinten und vorn auf dem Bock, im Schritt aneinander vorbei, so daß sie sich bequem vom Wagen aus unterhalten konnten. Neben ihnen aber auf der Reitbahn sah man die Reiter und Reiterinnen fast so dicht gedrängt einhertraben, wie ein Kavallerie-Regiment. Die Damen als Sklavinnen der Mode sämtlich mit grauem Zylinder und blauem Reitkleid, was gar eintönig ausgesehen hätte trotz der herrlichen Pferde, wenn sie nicht fast ausnahmslos so schön gewesen wären, daß man vor Bewunderung gar nicht zur Kritik kam. Denn ihrer waren so ungeheuer viele, daß man kaum Zeit hatte, die einzelnen nur zu mustern. Niemals mehr, weder im Boulogner Hölzchen noch im Wiener Prater habe ich nur halb so viel schöne Frauen beisammen gesehen, höchstens beim römischen Karneval, nur daß dort der Korso kaum ein Drittel der Länge des hier dicht gefüllten Reitwegs hatte. Man konnte die Zahl der Reiterinnen allein auf etwa zwölfhundert anschlagen, deren gesund rosige Wangen seltsam gegen den matt geschminkten Teint der Pariserinnen abstachen. Hier war so recht zu sehen, wie günstig eine seit vielen Geschlechtern gepflegte Gesundheit samt dem Aufenthalt auf dem Lande in freier Luft während des größten Teiles des Jahres auf die Frauenschönheit einwirkt. Es ist denn auch nicht zu verkennen, daß die englische Gentry überhaupt einer ganz anderen Rasse angehört, als das gemeine Volk. Hoch und schlank gewachsen, meist blond mit blauen Augen und schmalen Backenknochen, zeigt sie infolge ihrer vernünftigen Erziehung und ihrer Vorliebe für körperliche Übungen, wie kräftigen und einfachen Nahrung lange nicht die üblen Folgen jener unsinnigen Stubenhockerei, zu der man unsere Jugend

der höheren Stände durch den Gymnasialunterricht zwingt. Sie bleibt also auch thatkräftiger und entschlossener, während das gemeine Volk, obgleich durchschnittlich auch besser genährt als bei uns, doch meist einem anderen, dunkleren und kleineren Stamm angehört. — Die bei uns neuerdings nachgewiesene Trennung der Bevölkerung in eine blonde hohe germanische, sowie eine wahrscheinlich von Kelten abstammende kleinere und schwarze Rasse ist in England noch viel auffallender, weil sich die erstere viel besser und unvermischter erhalten hat, überdies auch zahlreicher ist, da sowohl die Sachsen als Normanen ihr angehörten.

Mußte man in London sich, wenn unbeschäftigt, schon in der Woche sehr langweilen, so stieg diese Notwendigkeit am Sonntag zum Gipfel. Da blieb einem nichts übrig, als aufs Land hinauszufahren, wenn man nicht, wie eine englische Bekannte von mir, an einem Tag drei Predigten zu hören Lust hatte. Da aber Hunderttausende demselben Drang nach freier Luft gehorchten, so war es sehr schwierig, das zu bewerkstelligen, d. h. einen Platz auf einem Omnibus, einer Eisenbahn oder einem der hunderte von kleinen Dampfschiffen zu erhalten, welche den Verkehr auf der Themse zwischen den einzelnen Stadtteilen und der Nachbarschaft unterhielten. So besuchte ich die oberhalb London gelegenen Vergnügungsorte Vauxhall und Cremorne Gardens, die natürlich in ihrer ganzen Anlage für ein Publikum von vielen Tausenden berechnet waren. Das letztere enthielt zugleich eine große Menagerie, dann eine Art Panoptikum, wo man gerade hinter einem Teich die Engelsburg fast in Lebensgröße aufgebaut und oben mit Kanonen besetzt sah, die von Zeit zu Zeit feuerten. Links vom Teich erhob sich dann

ein Theater, in welchem eben eine deutsche Sängerin Beethovens Adelaide dem im Freien sitzenden, meist aus biederen Handwerkern bestehenden Sonntagspublikum vortrug. In ihre schmelzendsten Töne mischte sich aber nun beständig das Brüllen der Löwen und Tiger hinter uns oder die Salven der Engelsburg rechts und gaben zusammen ein Ganzes, das, nur für den Magen englischer Philister verdaulich, diese aber gar sehr zu befriedigen schien. Solch halb barbarischen Charakter trugen mehr oder weniger alle Vergnügungen und man blieb nur im Zweifel, ob der seidene Strick nicht noch viel brutaler war, der in den Routs mancher aristokratischen Gesellschaften noch immer zwischen den vortragenden Sängerinnen und Virtuosen und der vornehmen Zuhörerschaft gezogen ward, damit letztere nicht durch die Berührung mit den Künstlern verunreinigt werde!

Weit besser gefiel es mir, wenn man weiter oberhalb die hier zum kleinen Flüßchen zusammengeschrumpfte Themse befuhr. So in dem köstlichen Richmond, von dessen hoher Terrasse man eines prächtigen Blickes auf das herrlich grünende, wie ein mit prächtigen Villen gefüllter Park aussehende Land genoß, das durch die Sitte der Engländer, alle Zwischenräume der einzelnen Felder mit Erlen und anderen Laubhölzern zu bepflanzen, an welchen sie die Äste bis auf den Boden stehen lassen, so daß sie riesige Hecken bilden, ein außerordentlich malerisches Aussehen erhält. Von Richmond fuhren wir dann noch nach dem in prächtigem Parke liegenden Schloß Hampton Court, um die dortige durch die Rafaelschen Kartons zur Apostelgeschichte so berühmte Galerie zu sehen. Außer ihnen, deren großartig erhabene Einfachheit ich übrigens noch gar nicht verstand,

fiel mir besonders der mit lauter Van Dykschen Bildnissen gefüllte Saal auf, obwohl solche Zusammenhäufung von gleichartigen Arbeiten mir weder damals noch später, z. B. bei Lenbach, gefiel, da sie das toujours-perdrix in die Malerei übersetzt.

Es war mittlerweile ein zweiter schweizerischer Vetter von mir aus Brasilien angekommen, der als Kaufmann in Bahia angesiedelt, nun seinen Hamburger Bruder ablösen wollte, um seine durch das heiße Klima angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Er hatte ein reiches brasilianisches Ehepaar mitgebracht, das London auch sehen wollte, und mit dem ich nun umso lieber gemeinschaftliche Ausflüge machte, als mein Vetter ein intelligenter Mensch und die Dame eine Kreolin von großer Schönheit war. — So fuhren wir jetzt auch nach dem majestätisch auf einer Höhe über der Themse thronenden Schlosse Windsor, das sowohl durch seine eigene Großartigkeit, als den herrlichen Park dahinter alles übertraf, was ich in dieser Art bis dahin gesehen. Besonders die mit Trophäen reich geschmückte, wie das ganze Schloß im englisch-gotischen Stil errichtete Kirche machte mir den tiefsten Eindruck, weit mehr als selbst die durch ihre entsetzlich zopfigen Monumente vielfach entstellte Westminsterkirche. Das kann ja überhaupt keinem Zweifel unterliegen, daß die so entschieden den nationalen Stempel tragende Gotik der Engländer weit naturwüchsiger aussieht als alles, was man dort sonst von Bauwerken trifft und fast immer den Fluch der Willkürlichkeit oder schwächlicher Nachahmung zeigt. Leider verhinderte ja die sonderbare Sitte, daß der Baugrund einem anderen gehört, als die darauf errichteten und nur für eine hundertjährige Dauer berechneten Häuser,

jede wohlthätige Entwicklung der Privatbaukunst auf den bloß für neunundneunzig Jahre vermieteten Bauplätzen. So sah man denn selbst in den reichsten Quartieren, wie z. B. in Belgravesquare nie interessante Fassaden. Wollte man daher in dieser entsetzlich einförmigen Londoner Häuserwüste irgend einmal eine Vorstellung von der Größe und Macht des britischen Reiches bekommen, so mußte man sie auf der Londonbrücke suchen, wo man von St. Paul bis zum Tower auf dem herrlich breiten Strom sich ein brausendes Leben entfalten sieht, das einem erst den richtigen Begriff von der weltumfassenden Thätigkeit dieser Nation giebt, der gesundesten und kraftvollsten, die ich bis dahin gesehen. — Denn auf ihrer unangreifbaren Insel hat sie sich zu einer Eigenart entfaltet, von der speziell wir Deutschen wenig Spuren zeigen, deren Land seit dreihundert Jahren der Tummelplatz aller Nachbarn gewesen. Dennoch hatte man hier immer die Empfindung, sich unter Vettern zu befinden, wenn auch unter sehr verwöhnten, ein Gefühl, das einen in dem so ungleich unterhaltenderen Frankreich oder im schönen Italien nie anwandelt. — England hat überdies den Vorteil, eine unübersehbare Menge von Männern zu besitzen, die teils durch angeborne Reiselust, teils als Geschäftsleute oder bei der Regierung des riesigen Kolonialbesitzes der Nation als Beamte, Soldaten oder Seeleute beschäftigt, Gelegenheit gehabt haben, ihre Anschauungen zu erweitern und ihren Charakter zu stählen. Von jener Lumpigkeit der Gesinnung, die aus mangelnder nationaler Selbstachtung stammend selbst heute bei uns noch immer vorkommt, ist dort wenig oder nichts zu bemerken, wo jeder von Jugend auf genötigt war, vor allem die Mannhaftigkeit des Charakters

an sich auszubilden. — Dazu kommt, daß bei der konservativen Gesinnung der ganzen Nation, welche sie ihren Staat mit Recht allen anderen vorziehen läßt, sich die Umgangssitten in einer Weise festgestellt haben, von der man bei uns gar keine Ahnung hat, und der sich auch der Hartnäckigste beugen muß, wenn er sich nicht sofort aus der Gesellschaft ausgestoßen sehen will. Dies allein ermöglicht denn auch die große politische Freiheit, weil die Sitte solch eherne Mauer bildet, daß jeder sich wohl hütet, den Kopf an derselben einzurennen. Während wir beständig bereit sind, fremde Gebräuche nachzuahmen und unser öffentliches wie Privatleben daher noch immer an einer auffallenden Stillosigkeit leidet, so fällt einem in England gerade der fest ausgebildete Stil des Lebens außerordentlich wohlthätig auf, da er jedem einzelnen, wie roh, barbarisch oder stupid er auch sonst sei, genau dieselben Umgangsformen aufzwingt. — Wie er sich waschen, kleiden, essen und trinken, sich in Gesellschaft benehmen soll, das steht so fest, daß es jeder weiß und sich darnach richtet, wenn er zu den Gentlemen gerechnet sein will. Das will aber jeder, da es für seine Achtung in der Gesellschaft viel wichtiger ist, daß er zu den Gentlemen, als daß er zum Adel gehöre. So erhält aber die Gesellschaft auch ihre außerordentliche Festigkeit, umsomehr als der Engländer mit allem Recht verlangt, daß sich der Fremde in England der herrschenden Sitte ohne weiteres anbequeme und weit entfernt von der schwächlichen Toleranz ist, die wir, besessen von der Wut, alles Fremde ohne weiteres für das bessere zu halten, beständig zu zeigen beflissen sind.

Diese Festigkeit der englischen Umgangsformen sollte ich nun alsbald kennen lernen, da ich vollständig versäumt

hatte, mich mit denselben vorher bekannt zu machen. Umsomehr vergaß ich das, als die Revolution bei uns sofort den letzten Rest von Sitten weggefegt, ja, jedem gestattet hatte, Haar und Bart wie Kleidung ganz nach individuellem Belieben, d. h. so ungebürstet als möglich zu tragen.

So kannte ich z. B. das englische Herkommen nicht, daß man die Empfehlungsbriefe an ihre Adresse abschickt und dann ruhig abwarten muß, ob und bis es dem Empfänger beliebt, euch einen ersten Besuch zu machen, um sich zu überzeugen, ob ihr ihm ansteht. — Ich hatte nun ein paar Dutzend solcher Empfehlungen mitgebracht und schickte sie also ab, wohl in der Hoffnung, eingeladen, aber weit entfernt von der Erwartung, zuerst besucht zu werden, da ich ja noch gar kein Atelier hatte, sondern nur mein sehr wenig elegantes Zimmer, in welchem zum Überfluß auch noch das Bett mit allem Zubehör stand. So war ich denn nicht wenig überrascht oder vielmehr verblüfft, als eines Tages eine große Karosse mit gepuderten Bedienten hinten und vorne, vor unserem Hause hielt und einer dieser Gepuderten sich erkundigte, ob ich zu Hause sei. Ihm folgte eine große, stattliche Dame auf dem Fuß mit drei liebenswürdigen Nichten in mein nach Tabak duftendes Zimmer, wo das Bett nicht einmal gemacht war. Ich glaubte, versinken zu müssen, und sie wahrscheinlich auch. Zum Überfluß sprach sie ebenso schlecht französisch als ich englisch, und ich hatte Mühe, nur zu erfahren, daß sie eine Lordship aus Belgravia Square, damals dem elegantesten Quartier, war, an die mich Gräfin Schönburg in ihrer Herzensgüte empfohlen. Ich hatte nicht einmal Sessel genug für die Damen und mußte sie meine Studien und Bilder stehend genießen

lassen, was sie mit umso größerer Aufmerksamkeit thaten, als ihnen das ermöglichte, weder rechts noch links zu blicken. Wahrscheinlich waren sie noch froher, der Höhle dieses „nasty foreigner“ nach einer Viertelstunde entrinnen zu können, als ich, der auf solch vornehmen Besuch aber auch so gar nicht gefaßt war, daß es mir nicht einmal einfiel, mich verleugnen zu lassen, was doch bei weitem das Klügste gewesen wäre. Ich wurde, wie billig, denn auch dadurch bestraft, daß ich nicht einmal mehr eine Einladung zu der Dame erhielt. — Diese Erfahrung veranlaßte mich nun, vor allem eine anständige Wohnung zu suchen, die ich denn auch nach vielem, übrigens gar nicht uninteressanten Herumlaufen bei einem Wundarzt in Manchesterstreet fand. Hier mußte ich mich freilich auch gleich verpflichten, nicht im Hause zu rauchen, weil das damals noch aufs äußerste verpönt blieb.

Mittlerweile war ich unter anderen auch bei unserem Landsmann, dem Komponisten Julius Benedikt eingeführt worden, der sich, von Haus aus reich, in London eine sehr angesehene Stellung errungen hatte und in seinem allsonntäglich geöffneten Salon alles versammelte, was London besonders von Tonkünstlern besuchte. Hier lernte ich auch Chopin kennen, welcher sich vor der Pariser Revolution nach London geflüchtet hatte. Klein und zierlich, von jener matten Blässe, die zu schwarzlockigem Haar so gut steht, machte er einen höchst anziehenden Eindruck, obwohl er einem fast wie ein Sterbender erschien. Ich habe nie einen feineren Menschen gesehen von solcher fast mädchenhafter Zartheit. Schien ihm doch selbst das Sprechen schon Schmerz zu machen. Dennoch ließ er sich noch bewegen zu spielen, wo ich denn freilich

etwas so Feines und Gefühlvolles kaum jemals wieder gehört habe. Sein Spiel voll unendlich süßer Wehmut und Sehnsucht klang aber wie ein Abschied von der Welt, von aller Liebe und Lust, und wie die Ahnung einer höheren. Einstweilen traf ich ihn noch verschiedenemale in Gesellschaft und einmal unter Umständen, die es mir unvergeßlich machten. Es war das bei dem damaligen Minister und liberalen Parteiführer Milner-Gibson, zu dem ich auch, Gott weiß wie, eine Einladung erhalten hatte. Die Engländer haben nun die fatale Gewohnheit, zu ihren Routs dreimal mehr Leute zu bitten, als da Platz haben, wobei man voraussetzt, daß der Gast nur spät kommen oder höchstens eine Stunde bleiben werde. Als ich nun in die von der Hausthüre an mit kostbaren Teppichen belegte und geheizte Wohnung eintrat, war schon alles so voll, daß ich nur die oben an der Treppe stehende und die Gäste im Schweiß ihres Angesichts empfangende Dame des Hauses begrüßen und mich in das erste Zimmer drängen konnte, um alsbald die Unmöglichkeit einzusehen, weiter zu kommen. Dort begegnete ich Chopin in dem Gedränge eingekeilt, froh, in mir wenigstens einen bekannten Menschen zu sehen. Wir wollten uns nun ins immerhin noch etwas weniger gefüllte Vestibül zurückziehen, wurden da aber alsbald an die kleine, zum oberen Stock führende eiserne Treppe gedrängt. Dort stiegen wir einige Stufen empor, damit sich der arme Chopin doch setzen und etwas Luft schöpfen konnte. Aber alsbald setzte sich eine ermüdete Dame vor uns auch auf die Treppe, der eine zweite und dritte folgten, so daß wir ganz hinauf genötigt wurden. In dieser Situation mußten wir nun zwei Stunden ausharren, da sich die Damen mit echt englischem Phlegma

nicht vom Flecke rührten, offenbar weil sie es ganz amüsant fanden, die Gesellschaft hier eintreten und zurückfluten zu sehen. Der arme schweißtriefende Chopin seufzte nur immer „Ah, c'est affreux“ und ich fürchtete fast, ihn ohnmächtig werden zu sehen, bis endlich die Treppe wieder frei wurde und wir uns flüchten konnten. Ich glaube aber, das fatale Abenteuer hat nicht wenig zur Beschleunigung seines wenige Monate später erfolgenden Todes beigetragen.

Verhältnismäßig immer noch besser ging es mir mit dem Prinzen Albert, an den ich auch eine Empfehlung von keinem Geringeren als seinem Herrn Vetter, dem König von Sachsen, erhalten hatte. Das verschaffte mir denn bald eine Audienz. In der That bin ich nie auf einfachere Art zu solch hoher Ehre gekommen, da ich buchstäblich nur einen einzigen Menschen zu sprechen brauchte, um sie zu erlangen — seinen Privatsekretär Dr. Meyer, einen liebenswürdigen Landsmann, den ich dann viele Jahre später noch einmal als Vorleser der Königin Augusta in Berlin traf. Zu ihm, dessen Zimmer im Parterre des Buckingham-Palastes lag, ward man vom Portier gewiesen und plauderte höchst angenehm mit ihm, bis der über ihm wohnende Prinz ein Zeichen gab und man eine im Zimmer befindliche kleine Wendeltreppe zu ihm emporstieg. Ich habe nie einen schöneren Mann gesehen und begreife wohl, daß ihn die Königin Viktoria nicht vergessen kann, da er gleich sehr gemacht erschien, die Sinne einer Frau zu reizen, als ihren Verstand zu beherrschen. Denn auch seine Manieren waren ebenso angenehm als fein und anspruchslos ungezwungen. Er hatte eben eine kleine Wiederholung des Napoleon in Fontainebleau dastehen, die ihm Delaroche zugeschickt hatte,

und machte diese und den Künstler selber zum Gegenstand der Unterhaltung, als er hörte, daß ich sein Schüler gewesen. Ungeschickterweise hatte ich nichts von meinen Arbeiten zum Zeigen mitgenommen, und so ward ich nach einer Viertelstunde gnädig entlassen und konnte nun wenigstens damit prahlen, daß mich der Prinz empfangen, was mir in den Augen der Engländer jedenfalls ein Relief gegeben hätte. Aber ich war England bereits satt und dachte nur noch daran, von demselben los und wieder nach Deutschland zu kommen, dessen Versuch, sich eine bessere Verfassung zu geben, mich mehr und mehr fesselte. Natürlich waren wir Deutschen in London alle in nicht geringer Aufregung und Spannung, als endlich der Reichstag gewählt ward und zusammentrat, ebenso beschäftigten mich die Vorgänge in Wien und Berlin, wenn auch lange nicht in dem Maße, da in Frankfurt sich fast alle meine Freunde zusammenfanden. Die revolutionäre Flut, die mir in den ersten Monaten unsere ganze alte Zivilisation wegschwemmen zu wollen schien, hatte sich bereits zum großen Teile verlaufen, und man sah überall wieder festes Land. Ich selber aber hatte nun zwar mancherlei Bekanntschaften gemacht, auch ein paar Aufträge zur Zufriedenheit ausgeführt, aber festen Fuß eben doch nicht gefaßt; das Erträgnis reichte nur eben hin, mir meinen englischen Aufenthalt zu bezahlen, während das Ende der Season, wo alle Welt London verläßt, mit schnellen Schritten nahte. Das einzige wirklich Angenehme, was ich da genossen, waren die Abendbesuche bei einer englischen Freundin, die ich in Dresden kennen gelernt und sie in Kensington bei London wieder begegnet hatte. Fand ich nun die Routs und Diners der Engländer herzlich langweilig, so war doch

umso reizender solcher Aufenthalt auf dem Lande. Dort im Garten des alten, von wildem Wein umrankten Hauses in Kensington, das meine Freundin ganz allein mit ihrem Kammermädchen bewohnte, und umgeben von eben solchen alten Häusern und Gärten, wehte mich ein Stück Poesie an, von dem in der brausenden Stadt mit ihrem barbarischen Lärm und ihrer gefühllosen Gleichgültigkeit gegen den Einzelnen nicht die Spur zu finden war. Wir Deutsche, die wir unser Glück da zu suchen kamen, wurden ja im Grunde doch nur als lästige Bettler betrachtet von dieser stolzen, von höchst aristokratischer Gesinnung erfüllten Nation. Das hatte ich sehr rasch satt. Als ich dann mehrmals die politischen Flüchtlinge, Polen, Deutsche, Russen, Italiener, in einer kleinen Kneipe in Golden Square zusammen sitzen sah, schmutzig und verachtet, fiel mir die ungeheure Thorheit erst recht auf, sich freiwillig zu expatriieren. England hatte ich ja jetzt kennen gelernt, war um eine hochinteressante Erfahrung reicher, also genug damit! Aber wohin? Amerika hatte ich längst aufgegeben und fühlte jetzt die größte Lust, mich an der nationalen Arbeit des Aufbaues eines neuen Staates auch zu beteiligen in meiner Weise. Es zog mich sogar gerade in den Mittelpunkt derselben, nach Frankfurt, wo, wie ich meinte, unsere Geschicke entschieden würden. Seltsamer Irrtum, dem sich Millionen hingaben, zu glauben, daß man ohne den Besitz irgend welcher Macht ein großes Reich umschaffen könne! Ich packte also meine Siebensachen zusammen, nahm ein Billet nach Ostende und fuhr eines Abends mit dem Schnellzug nach Dover, von wo das Dampfboot um Mitternacht abfuhr. — Fest eingeschlafen unterwegs weckte mich plötzlich ein furchtbares Brausen. Es war

das Meer, in das wir gerade hineinzufahren schienen, da wir zwischen ihm und den weißen Kreidefelsen der Küste bei Folkestone entlang um eine Ecke sausten. Auf dem Dampfboot empfing uns ein gewaltiger Sturm, als wir in den Kanal hineinfuhren, so arg, daß kein Mensch auf dem Verdeck stehen konnte und selbst die Matrosen sich an den Tauen festhalten mußten, um nicht über Bord geschwemmt zu werden, da die Wellen fortwährend über das Deck weggingen. Ja, Luft und Wasser schienen sich ganz vermischt zu haben. Die stockfinstere Nacht vermehrte noch das Grauen der Szene. In der Kajüte war Heulen und Zähneklappern und eine so entsetzliche Luft, daß ich sofort wieder umkehrte, weil ich fühlte, daß ich da allerdings seekrank werden müßte. So wickelte ich mich denn in meinen Mantel und legte mich, da zu stehen unmöglich war, auf ein Dutzend Kohlensäcke, und ließ in Gottes Namen die Wellen über mich weggehen. Ich glaube sogar, ich habe trotz des Höllenlärms geschlafen. Jedenfalls war ich der einzige Passagier, der auf dem Verdeck aushielt. Um fünf Uhr liefen wir dann in Ostende ein, da uns der Sturm, der aus Westen kam, wenigstens günstig gewesen war. Um sechs Uhr fuhr ich nach Köln weiter mit einem die Revolution sehr deutlich verratenden Publikum von bewaffneten Polen, diesen Sturmvögeln, deutschen Freischärlern und ein paar aus Paris kommenden Malern, die von der Junischlacht erzählten, welche eben geschlagen worden. Im Hotel Disch, wo ich abstieg, war es dagegen ganz leer von Geschäftsleuten oder Fremden, die Handelsstockung dauerte noch immer fort. — Am anderen Morgen setzte ich mich auf einen Rheindampfer, um zum erstenmale die Fahrt bis Mainz zu machen. Überall wehten

schwarz-rot-goldene Fahnen, und auf dem Schiffe selber lernte ich sogar einen der neuen Reichsminister, den Senator Duckwitz aus Bremen, kennen, einen kleinen Herrn, der einem Bremer Zigarrenhändler viel ähnlicher sah, als einem Steuermann des aufs tiefste aufgewühlten Deutschland. — Der Kontrast zwischen Wollen und Können war so auffallend, daß ich nicht umhin konnte, den gutmeinend einsichtigen Mann in mein Karikaturenbuch zu bannen, allmählich ahnend, daß mir dergleichen Erscheinungen jetzt alsbald in Fülle begegnen sollten.

XII.

Frankfurt 1848—49.

Die sonst so behäbige alte Reichsstadt am Main glich in jenem hoffnungsvollen Frühling von 48 aufs Haar einem Ameisenhaufen, wie ich ihn einige Jahre zuvor eines Abends auf mein Zimmer im Dorf Tirol zurückkehrend im Besitz desselben traf. An der Mauer des Hauses heraufgekrochen, waren die Tierchen in breiter Prozession dann zum offenen Fenster hereingezogen und hatten sich auf dem weißen Linnen meines Bettes so bequem eingerichtet, daß dasselbe von weitem genau so aussah, als wenn jemand eine Tintenflasche darauf ausgespritzt hätte. — Man kann sich meinen Schrecken denken, als ich diese Bescherung sah, die mir eine so angenehme Nacht versprach. Ich fing nun an, gegen die Eindringlinge zunächst am Fenster zu wüten, was mir aber auch gar nichts half, da immer neue Scharen nachdrängten. Endlich ratlos, ja verzweiflungsvoll dasitzend, bemerkte ich nach einer halben Stunde, als es dunkel zu werden anfing, daß sich die ganze Invasion langsam auf demselben Wege zurückzog, auf dem sie gekommen, so daß nach einer weiteren halben Stunde sich keine einzige Ameise mehr im Bett oder Zimmer fand. Genau so ging es in

Frankfurt mit dem Reichstag, der bei meiner Ankunft so vollständig Besitz von demselben ergriffen hatte, daß man eigentlich nur ihn sah, nur von ihm hörte, und der dennoch ein Jahr später ebenso spurlos verschwunden war, als meine Ameisen. — Einstweilen, im schönen Sommer des Jahres 48, hatten sich die Reichstagsherren bereits so bequem eingerichtet, als es nur immer anging, ja die meisten hatten sich sogar ihre Frauen kommen lassen. Da speisten denn gar viele im schönen Garten der Mainkur, eines Vergnügungsortes auf einer kleinen Maininsel, die seither einer großen Brücke hat weichen müssen. Dort ließ denn die deutsche Gemütlichkeit das Revolutionieren sehr angenehm erscheinen. Ich hatte nun ohnehin alle meine Leipziger Bekannten, Koch, Biedermann, Robert Blum, Fröbel, ja sogar die ganze Schar der leichtsinnigen Litteraten, Laube, Moritz Hartmann, Jordan, Alfred Meißner und wen alles noch, als Gesetzgeber wieder getroffen, Gott weiß mit welchem Recht! Natürlich hatte der Reichstag noch eine Unzahl von anderen Leuten angezogen, Deputationen und Ämterjäger, Unterhändler und Journalisten in ganzen Haufen, ja selbst Freischärler und solche, die es werden wollten. Besonders die bereits sehr exzessiv gewordene Linke hatte allein schon eine ganze Armee von „Bassermannschen Gestalten“ nach Frankfurt befördert. Der glückliche Erfinder derselben aber amtierte bereits als Unterstaatssekretär neben seinem Freunde Mathy mit einem so wichtigen Gesicht, als wenn ganz Europa auf ihm läge. Denn alle nahmen ihre Aufgabe, dem deutschen Reiche nicht nur eine Verfassung zu geben, sondern dasselbe auch noch nebenher zu regieren, sehr ernsthaft. Ja rich habe niemals mehr eine so große Anzahl hochbegabte

und einsichtiger Männer sich in solche Täuschung über ihre Stellung und die ihnen zu Gebote stehende Macht einwiegen sehen, als diesen ersten Reichstag, welcher die merkwürdigste Verkörperung des deutschen Idealismus darstellte, die es je gegeben. Man konnte da deutlich sehen, daß die gemütliche Anarchie, wo jeder kommandiert und niemand folgt, uns eigentlich der sympathischste Zustand wäre, wie Freund Fröbel ihn für die Gelehrten und Künstler schon längst als Ideal bezeichnet hatte. Die meisten dieser Reichsboten waren aber ja Professoren oder Schriftsteller und Poeten, wie denn gar viele von ihnen mit ihren Familien von den sieben Gulden täglicher Diäten lebten, welche ihnen die Reichskasse bezahlte, so daß sich diese Regierung auch darin ganz den antiken Zuständen näherte. Erzählte doch gleich am ersten Tag, da ich in der Mainkur speiste, der neugebackene Herr Reichsminister Robert v. Mohl, daß er sich diesen Morgen erst ein Ries Papier gekauft und es selber heimgetragen habe, damit man doch schreiben könne in seinem Ministerium. Das Primitive dieser Zustände gefiel uns aber höchlich, zu was hatte man uns denn schon im Gymnasium Cincinnatus verehren lernen? Überdies ist es noch eine ganz spezielle Liebhaberei unserer Nation, von allem Gegebenen abzusehen und sich ihre Welt neu bauen zu wollen. Wie viele Maler habe ich seither kennen gelernt, die auch die Malerei, welche doch eine längst erfundene Kunst ist, ganz von neuem anfingen. Wie viele Philosophen und Religionsstifter zählen wir vollends!

Ich hatte mich mittlerweile in einer Privatwohnung, bei der Witwe eines ehemaligen Bürgermeisters der freien Stadt einquartiert und den Vorsatz gefaßt, diesen Reichstag

in einem großen Bilde zu verewigen. Ob ich das Zeug habe, diese Aufgabe zu lösen, fragte ich wie gewöhnlich umso weniger, als es der Reichstag bei der seinigen ja auch nicht that. Um die dazu gehörigen Studien zu machen, besuchte ich nun die Sitzungen alle Tage und fand alsbald, daß man kaum etwas Malerisches sehen konnte, als diese Versammlung, unstreitig die an Talenten und an Narrheit wie an merkwürdigen Charakteren reichste, die Deutschland je gesehen hat. Wenigstens hält der heutige Reichstag nicht die entfernteste Vergleichung mit ihr aus nach dieser Seite hin, obwohl er sicherlich eine immerhin passendere Volksvertretung ist. Das Lokal der Paulskirche, ein mächtiger Rundbau mit säulengetragenen Emporen auf drei Seiten, während an der vierten, wo sich sonst der Altar erhob, der Präsidentensitz hoch aufragte, beschützt von Veiths ebenso schön gedachter als gemalter Germania, wirkte an sich schon imponierend genug. Unter dem Präsidenten saß das Bureau und vor ihm, fast bis in die Mitte des Saales vorspringend, erhob sich die Rednerbühne. Da sah man nun die prächtigsten Lichteffekte; je nachdem, da die Sonne gerade einfiel, schienen große Teile der Versammlung in tiefes Dunkel gehüllt, während andere im hellsten Licht erglänzten. — Bei heftigen Diskussionen glich dann diese hier zusammengedrängte Menschenmasse oft umso eher einem wildaufgeregten Meer, als sich regelmäßig das Publikum der viel zu großen Tribünen beifallspendend oder schimpfend und brüllend in die Verhandlungen mischte, so daß selbst das mächtige Organ Gagerns den Lärm oft nicht mehr zu beherrschen vermochte, der dem Toben eines Sturmes und dem Donner der an Felsen brandenden Wogen glich. — Der elementarischen Gewalt

solcher Szenen vermochte auch das ruhigste Temperament nicht zu widerstehen. Noch viel weniger ließ sich aber unterm Einfluß solcher beständiger Aufregungen ein großes Reich regieren, hier wo die Empörung in Permanenz erklärt war. Mir hat daher später nichts so sehr eingeleuchtet, als daß selbst ein so gewaltiger Charakter wie Bismarck dies Geschäft am liebsten in der Stille eines vom Wald umgebenen Landhauses besorgte. In Frankfurt konnte man in der That nur lernen, wie man dergleichen nicht anzufangen habe, das ward mir in wenigen Monaten klar.

Einstweilen aber gab ich mich dem täglichen Genuß dieses Schauspiels mit Leidenschaft hin, da ja noch alle Welt um mich herum das Beste hoffte. War doch nur eben der Reichsverweser erst eingesetzt worden und Heinrich von Gagern auf der Höhe seines Einflusses. Als Präsident einer solchen Versammlung war er in der That eine höchst imponierende Erscheinung, und wenn ihn später Bismarck mit vernichtendem Spott eine Phrasengießkanne getauft hat, so war man damals noch in keiner Weise zu solchem Urteil berechtigt oder auch nur geneigt, da er, äußerlich das Ideal eines edlen und mächtigen Mannes, wie Zeus auf seinem Präsidentensessel thronte und durch sein Quos ego doch meistens die Stürme beschwor. Neben ihm amtierte als zweiter Präsident Herr v. Soiron, ein ziemlich hohler Mannheimer Advokat, wie denn das kleine Baden, ja Süddeutschland überhaupt, viel zu großen Einfluß übten. Dritter Präsident war längere Zeit der vortreffliche Rießer, ein dicker, rothaariger Hamburger Israelit, aber von ebenso hochachtungswertem, tief humanem Charakter als echter deutscher Gesinnung. Wie Berthold Auerbach war er weit

entfernt von dem widerwärtigen Kosmopolitismus so vieler seiner heutigen Stammesgenossen, der im Grunde nichts anderes ist als der absoluteste Egoismus, wie er die jetzige, so auffallend gewachsene Unbeliebtheit der Rasse wohl erklärt. Von ihr existierte damals kaum eine Spur, wie das ja die Wahl so vieler Juden in den Reichstag allein schon bewies, welcher deren mindestens zwei Dutzend zählte. So war der Gagern bald folgende Simson sogar der beste und auch beliebteste Präsident, den die Versammlung je gehabt hat. — Unmittelbar am Fuß der Rednerbühne saß gewöhnlich Jakob Grimm, ein feines Professorengesicht mit spitziger Nase und mächtiger von grauen langen Locken eingerahmter Denkerstirne. Neben ihm nahm dann oft noch der Geschichtsschreiber von Raumer Platz, oder der greise Arndt, ein ewig lächelnder, rosiger alter Herr, so freundlich wie ein sonniger Wintertag. Solcher Opfer der Demagogenverfolgungen gab es noch eine ganze Menge, wie z. B. der alte Jahn mit seinem langen weißen Bart und schwarzem deutschen Rock, der Bürgermeister Behr aus Würzburg, der Redakteur Eisenmann, Jordan aus Kurhessen, Lindenau aus Sachsen 2c. Sie alle waren nur mehr Ruinen und ganz gebrochen. Eine der markantesten Figuren der Versammlung war General v. Radowitz, ein stattlicher Mann, der durch seinen finster blickenden Napoleonskopf und die merkwürdige Mischung vom Soldaten und Jesuiten in seinem Wesen alsbald die Aufmerksamkeit auf sich zog. Trat aber ein interessanter Redner auf, so war der Platz vor der Tribüne gewöhnlich dicht besetzt, besonders wenn der Redner etwa gar heftigen Widerspruch erregte, wo dann oft die Linke in ganzen Haufen hervorstürzte. Ihre hoch hinauf bis zur Damentribüne reichenden Bänke boten,

dicht gefüllt mit den wunderlichsten, meist jugendlichen Gestalten, weitaus das malerischste Interesse, wie denn hier auch das junge Österreich Platz genommen hatte und beständig mit den hinter ihm sitzenden Damen zu kokettieren pflegte. Was da aber in Kopfbedeckungen, verwegenen Bärten und Haartrachten, zweifelhafter Wäsche und wunderbaren Kostümen geleistet ward, war nicht zu sagen. Barbier und Friseur hatten sich offenbar nie in diese Gegend verirrt. — Ihr Häuptling und glücklichster Redner war Karl Vogt, damals noch Professor in Gießen, eine stämmige Gestalt mit mächtigem Kopf und dickem Genick auf breiten Schultern, allgemein beliebt wegen seines gesunden Humors, der ihn zur lustigen Person der Versammlung machte, sonst ein Nihilist von Haus aus, aber höchst erfrischend und schlagfertig. Robert Blum dagegen machte in dieser Umgebung merkwürdigerweise wenig Glück, da man seine tönenden Phrasen bald satt hatte. Dafür war er aber der Intrigant der Partei. Immerhin lieber hörte man Ludwig Simon von Trier, ein blutjunger, schwarzbärtiger rheinischer Advokat von wahrhaft glänzender Suada, der freilich die sonstige Begabung nicht ganz entsprach, da er wie so viele andere lediglich die französischen Republikaner kopierte. Groß aber war, wie gesagt, die Anzahl der komischen Figuren, wie z. B. der, weil er immer in Nanking ging, überdies einen langen hellroten Spitzbart und dito Haar mit rosigem Teint und wasserblauen Augen vereinigend als wahre Lichtgestalt unter den anderen hervorstechende und darum „Reichskanarienvogel“ getaufte Roesler von Oels, der später durch seine kühne Flucht vom Asperg von sich reden machte und in Amerika als Flüchtling starb, wie so viele andere. Neben

ihm saß der Historiker Zimmermann von Stuttgart, allgemein anerkannt als der Häßlichste der ganzen Versammlung ob seines, einem der Lukas Cranachschen Schergen gleichenden, halbgebleichten Mohrenkopfes. Hinter ihm, der sich immer ganz vorne, leicht sichtbar zu setzen liebte, ragte die lange, dürre und blasse Gestalt des Dr. Nauwerk, eines Berliner Privatdozenten auf, mit sehr großen, weit hervortretenden Augen, ellenlangem blassem Gesicht und noch längerem Bart, der wie ein aus dem Grabe gestiegenes Gespenst aussah, aber sehr das Reden oder vielmehr Dozieren liebte, und bei dessen Auftauchen auf der Tribüne allemal eine allgemeine Flucht entstand. In dieser abführenden Wirkung ward er bloß vom Wiener Wiesner übertroffen, der sich ob dieser befreienden Eigenschaft seiner Beredtsamkeit, den Beinamen des „Wiener Tränkchens" verdient hatte. — Weiter hinten sah man dann den weißgelockten Kopf des ebenso ehrwürdigen als schweigsamen Uhland hervorleuchten, dem jedermann den granitenen Charakter und den Denker, aber gewiß niemand den Dichter ansah, der aber von allen Seiten der höchsten Verehrung genoß. In seiner Gegend sah ich auch Jakob Venedey wieder, als stattlichen, echt germanisch-blonden und sehr haarigen Biedermann, wie mein alter Freund Franz Wigard, dessen ich auch früher schon gedachte. — Hierher habe ich noch den ehrlichen Mecklenburger Arnold Ruge zu rechnen, den semmelblonden, ewig lehrhaften Hegelianer, dessen Doktrinarismus bald, nachdem ich ein täglicher Besucher der Sitzungen geworden, den ärgsten Sturm im Reichstage entfesselte, den ich je dort gesehen. Er hatte eben, ich weiß nicht mehr welche Gelegenheit benützt, um die Welt so zu konstruieren, wie sie eigentlich nach seiner Meinung,

oder, wie die beliebte Form lautete, „nach der Vernunft der Dinge“ sein müßte und dabei natürlich den Polen Posen und Galizien, den Dänen Schleswig-Holstein, den Italienern Trient u. s. w. freiwillig herausgegeben und dadurch die Ungeduld der Versammlung schon aufs höchste gereizt, als er sich auch noch, während unsere österreichischen Landsleute eben in Italien im Kampf mit den Piemontesen lagen, zu der Behauptung verstieg „die Radetzkys müßten aus Italien hinausgeschlagen werden.“ Dies war angesichts unserer dort ihr Blut vergießenden Brüder eine so haarsträubende Taktlosigkeit, daß die halbe Versammlung wie rasend auf die Tribüne losstürzte, und, ihm den schmählichsten Vaterlandsverrat vorwerfend, den Redner herunterzureißen Miene machte. Da seine Parteigenossen ihn zwar nicht, aber doch die Redefreiheit in Schutz nahmen, so entstand darob ein wahrer Höllenlärm und nur mit Mühe gelang es Gagern endlich, den Sturm zu beschwören, indem er den Redner moralisch preisgab. Ruge selber aber hielt wenigstens unerschrocken stand, wenn er auch gezwungen ward, seine Rede alsbald zu schließen. Die auswärtige Politik war überhaupt die schwächste Seite der Versammlung, da nacheinander nicht nur die Trientiner wie hier, sondern die Polen, Ungarn, Czechen, Dänen und wer weiß ich noch ihre Bewerbungen um Teile Deutschlands mit naiver Unverfrorenheit geltend machten. — So that dies besonders ein Herr Janiszewsky, katholischer Geistlicher in Posen, mit großer Geschicklichkeit, der indes bald, besonders durch Jordan, unerwartet glänzend widerlegt und abgewiesen ward. Daß dergleichen aber überhaupt nur gewagt werden konnte, bewies schon ausreichend, wie wenig genügend der Nationalgeist bei uns noch entwickelt

war. Daß das vierundvierzig Jahre später auch noch nicht viel besser war, nur daß die Ruges von damals sich jetzt Bebel schrieben, das hätte ich freilich nicht für möglich gehalten.

Die Empörung darüber wie über so viel andere Unreife und Verschrobenheit gab mir nun alsbald den Stift in die Hand, um durch die Karikatur alle die Thorheiten, die täglich auftauchten, zu bekämpfen. Anfangs wollte ich ein satyrisches Blatt herausgeben, zu dem der auch anwesende Robert Heller den Text verfassen sollte. Sein Talent lag aber nicht nach dieser Seite hin und so publizierte ich meine Blätter heftweise unter dem Titel „Ätzbilder“, wo sie denn mehr Beifall fanden als verdienten, da ich bei weitem nicht genug geschulter Zeichner war, um meinen Einfällen echten Kunstwert zu geben. Vor mir hatte v. Boddien, ein preußischer Kavallerieoffizier und Abgeordneter, satyrische Zeichnungen voll schlagenden Witzes, aber mit noch weniger Kunstgehalt als die meinen, veröffentlicht, und gleichzeitig gab Schrödter im Verein mit dem durch seine Satyre berühmten Hannoverschen Advokaten Detmold, einem kleinen, buckligen Schalk voll Geist und unsterblicher Einfälle, seinen „Piepmeyer in Frankfurt“ heraus, ein köstlicher Typus des beständig den Mantel nach dem Winde hängenden liberalen Strebers, zu dem es in der Versammlung an Vorbildern nicht mangelte. — Auch der Bildhauer Scholl zeichnete mit viel Talent Karikaturen in roh radikalem Sinne, und Steinle einige der besten im konservativen, während ich die Meinung vertrat, die man heute die nationalliberale nennt. Dadurch ward ich nun sehr rasch allen Parteien bekannt, umso mehr als meine Zerrbilder vor allem auf satyrischer Auffassung der einzelnen

Persönlichkeiten beruhten. Bei dieser Beschäftigung lernte ich nun die Versammlung auch meinerseits so genau kennen, daß ich es trotz alledem heute noch bedaure, sie nicht gemalt zu haben. Aber ihr trauriges Ende lange voraussehend, verlor ich zuletzt Lust und Mut dazu. Ja nach den damals wie später gemachten Erfahrungen bin ich heute erst recht der Ansicht, daß der Parlamentarismus dem Charakter unseres Volkes in keiner Weise entspreche und darum weit mehr geeignet erscheine, uns zu entzweien, als zu vereinigen. Bewährt hat sich derselbe ja überhaupt nirgends als in seinem Ursprungslande. Unser Genie ist das der Disziplin und strengen Pflichterfüllung, wie es sich im preußischen Heer und Beamtenstaat zeigt.

Es kommt im Parlament offenbar viel zu viel auf eine sehr zweideutige Gabe, das Rednertalent, an, das aber sehr selten ohne eine starke Dosis Eitelkeit aufzutreten pflegt. Diese aber ist in der Politik eine unendlich gefährliche Eigenschaft, da sie ihren Besitzer objektiver Erwägung fast unfähig, ihn vielmehr zum stillen oder offenen Gegner alles dessen macht, was nicht von ihm ausging. Mit eigentlicher Seelengröße ist sie jedenfalls unverträglich. Wenn unser großes Kleeblatt Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke später so ungeheure Erfolge erzielte, so lag das nicht am wenigsten an seiner Verachtung des Beifalls. Die Beifallsliebe aber war nun gerade in dieser Frankfurter Versammlung, die ja zur Hälfte aus Professoren oder Schriftstellern bestand, der hervorragendste Zug von allen, wie große Begabungen sie auch sonst nach jeder Richtung enthielt. Allerdings mit Ausnahme der staatsmännischen, die merkwürdigerweise allein kaum irgendwie vertreten war. Vielleicht weil

sich die staatsmännischen Talente von Frankfurt fern hielten, wie z. B. Bismarck, da sie ihre Fruchtlosigkeit voraus sahen. Außer Mathy, der fast nie sprach, Dahlmann, Beseler und H. v. Schmerling oder Radowitz wüßte ich kaum irgend einen, der mir den Eindruck solcher Begabung hinterlassen hätte. Schmerling aber, lang, mephistophelisch hager und schwarzbärtig, war das Ideal eines spezifisch österreichischen Bureaukraten noch viel mehr als das eines deutschen Staatsmannes und machte darum mehr den Eindruck der Hinterhaltigkeit und Schlauheit, als der Größe und schöpferischen Kraft. Die Österreicher waren denn auch da in einer so falschen Stellung, als ewiges Hindernis, daß sie sich den Konsequenzen derselben nicht entziehen konnten und sich darum durchaus in ehrliche, aber unpraktische Schwärmer, wie Alfred Meißner, und mehr oder weniger begabte, aber höchst unzuverlässige Streber schieden, wie z. B. der glänzende Redner Giskra. — Alles, was da irgendwie zur Regierung gehörte, war voller Arglist, ohne die es nun einmal nicht abgeht in diesem Völkergemisch. — Die angenehm zutraulichen Umgangsformen konnten einen nicht lange darüber wegtäuschen und man zog darum bald das spröde und herbe preußische Wesen weit vor. Der lange Despotismus hat in Österreich ebenso tiefe Spuren zurückgelassen im Charakter der Bevölkerung, als die lange nationale Ehrlosigkeit in unserem.

Der Reichstag hatte sich nun einstweilen so in die Diskussion der Grundrechte verbissen, daß er für nichts anderes mehr Sinn hatte. Wohl aus Verlegenheit, was er denn eigentlich anfangen solle. Deshalb ward bald die Diskussion über die Stellung der Kirche im Staat besonders interessant, weil sich da die große Zahl der offenen und versteckten Ultra-

montanen gewaltig ins Zeug legte für deren Freiheit, d. h. für die Freiheit, den Unterricht zu beherrschen und die Ketzer zu verbrennen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich zuerst Döllinger kennen, der da eine große, äußerst geschickt abgefaßte Rede hielt, in welcher der sehr jesuitisch aussehende und darum wenig Zutrauen einflößende kleine, blasse Mann mit der mächtigen Stirne noch ziemlich genau das Gegenteil von dem behauptete, was später der Neunzigjährige als Wahrheit verkündete oder doch zugab. — Beidemal übrigens mit offenbarer Überzeugung, denn diese deutschen Schwärmer waren alle zu ehrlich, um nicht zuletzt doch dahinter zu kommen, daß Rom sie bloß als Werkzeuge benützte, wo ihr Gewissen sie dann zur Trennung von ihm nötigte. Das wäre auch dem katholischen Romantiker Lasaulx offenbar nicht anders gegangen, der, ein echter Choleriker mit rotem Kopf, glühenden Augen und wirr fliegenden langen Haaren, damals aussah, als käme er direkt von einem Scheiterhaufen, bei dem er das Feuer angeblasen. Viel schlimmer als diese immerhin hochachtbaren und überzeugungstreuen Männer waren die Überläufer, wie der große, ungeschlachte Schwabe Gfrörer, ein geistvoller Cyniker voll Mutterwitz, mit dem ich oft verkehrte, der aber, vollkommen grundsatzlos, sich über alle Parteien lustig machte und in der Geschichte nur den Sieg der Schlauen über die Dummen sah. Oder sein Kollege Dr. Buß aus Freiburg, ein geschwätziger Sophist, der in sieben Sprachen flunkerte. Beide hatten sehr viel Hunger und noch mehr Durst, überhaupt starke physische Bedürfnisse und mehr Verstand als Gewissen, wie man alsbald sah. — Ich kann mir in der That keinen größeren Kontrast denken, als den dieser katholischen Klopffechter mit ihrem so fein

und edel organisierten Landsmann Dr. Strauß, dem furchtlosen und unerschrockenen Kämpfer für die Wahrheit, den ich später kennen zu lernen das Glück hatte. Oder mit seinem Geistesverwandten, dem Ästhetiker Vischer, den ich dort zum erstenmal als flottes und burschikoses Mitglied der Linken sah, der aber selbst bei dieser Gelegenheit nicht sprach und sich in seiner radikalen Umgebung doch offenbar nicht recht behaglich fühlte. Umso glänzenderen Erfolg hatte dagegen mein badischer Landsmann, der tapfere Dekan Kuenzer, der zum nicht geringen Ärger der Ultramontanen, nachdem er sich bisher ganz still gehalten, nun auch zum erstenmal die Tribüne betrat und einfach darlegte, wie die katholische Kirche sein müßte, wenn sie sich selber treu geblieben und die ursprüngliche Synodalverfassung aufrecht erhalten hätte, womit er einen unermeßlichen Erfolg erzielte, ohne sich dadurch zu weiterem Reden veranlaßt zu finden. Mir sagte er dagegen bald nachher, die Fruchtlosigkeit dieser Versammlung voraussehend, daß wohl noch viele nach ihr würden kommen müssen, um die Einheit und Freiheit endlich zu erringen. Er selbst ist hoffnungslos enttäuscht bald darauf gestorben, nachdem er noch den vollkommenen Sieg der römischen Richtung in Baden über den Wessenbergschen liberalen Katholizismus miterlebt.

Wenn die Israeliten vierzig Jahre in der Wüste herumirren mußten, ehe sie das gelobte Land erreichten, so dauerte es bei uns doch bloß zweiundzwanzig, von 1848—70. Aber diese Erziehung war sehr notwendig.

Gegen den Herbst hin war, wie gewöhnlich in Deutschland, die Versammlung durch ihr Reden nur immer weiter auseinander gekommen und ich hatte schon ziemlich alle

Hoffnung auf ihren Erfolg aufgegeben. Zugleich fingen die von den Demokraten aufgehetzten Volksmassen an, immer unruhiger zu werden, und ich wohnte noch selber einem Versuch derselben bei, in die Paulskirche zu dringen und die Versammlung zu sprengen, der von der Frankfurter Bürgerwehr mit Mühe vereitelt ward. Draußen im Taunus hörte ich einmal bei einer Sonntagspartie, wie die Bauern selbst Gagern den Tod schworen und einer sich vermaß, denselben erst noch recht martern zu wollen, wenn er ihn hätte. Ich hielt das damals für leeres Gerede und ahnte nicht, wie bald die Theorie sich in Praxis umwandle, wenn die Gelegenheit günstig ist. Im Gegenteil wollte ich gerade jetzt doch gerne ein wenig ausruhen und ging darum nach Konstanz in mein Vaterhaus, das mittlerweile durch den Putschversuch Heckers viel Angst und Unruhe ausgestanden. — Es sollte bald noch besser kommen, denn Baden war durch die sinnlose Wühlerei ganz zerrüttet. In Konstanz speziell hatte der berüchtigte Fickler bereits mit einer ganzen Bande von verlotterten Individuen und zweifelhaften Existenzen aller Art den Einfluß aller liberal-konservativen ehrenhaften Männer ganz untergraben. Das große Beamtenheer erwies sich aber als ganz unmächtig der Bewegung gegenüber. Um Frankfurt und seinen Reichstag kümmerte man sich schon gar nicht mehr. So drohte denn bereits die Anarchie, die ein halb Jahr später wirklich hereinbrach und die überall da unvermeidlich ist, wo die gebildeten und besitzenden Klassen nicht Mut und Entschlossenheit genug haben, die Leitung in der Hand zu behalten. — Daß das recht gut möglich ist, hatte ich noch eben in London gesehen, hier aber war keine Spur von ähnlicher Gesinnung zu entdecken.

Einstweilen lernte ich, auf meines Vaters Landhaus wohnend, ein bei meiner Schwester zu Besuch befindliches Mädchen, die Tochter jenes angesehenen württembergischen Beamten kennen, mit dem ich seinerzeit in Weißbad viel verkehrt hatte, und knüpfte mit ihr ein Liebesband, das sie in einigen Jahren, nachdem sich meine Verhältnisse gefestigt, zu meiner Frau machte. Eine junge Liebe ist ganz geeignet, die Politik auf eine Zeit lang vergessen zu lassen, und so brachte ich denn einige Wochen völlig unbekümmert um die in Flammen stehende Welt, voll stiller Seligkeit auf unserem „Salzberg“ zu.

Die Wirklichkeit machte sich aber alsbald derb genug geltend, als ich Mitte September wieder nach Frankfurt zurückkehrte, denn schon in Freiburg empfingen mich die Gerüchte eines dort ausgebrochenen Aufstandes. Ich fuhr also umso eiliger dahin, als ich für meine vielen Bekannten die schwersten Besorgnisse hegte, da sie mit wenig Ausnahmen alle der gemäßigten, also am meisten angefeindeten Partei angehörten. Schon bei Darmstadt fuhren wir an einem auf dem Marsche nach Frankfurt befindlichen Kavallerieregiment vorbei, und als ich vollends dort ankam, sah die Stadt aus, als ob sie eben mit Sturm genommen worden wäre. Auf dem Roßmarkt lagerten württembergische Lanzenreiter, auf die der alte Goethe gar ernsthaft herabblickte, die ganze Stadt war mit Bundestruppen angefüllt und an den Häusern der Zeil sah man überall die Kugelspuren, ja eine am Ende derselben quer vorstehende Apotheke, vor welcher eine große Barrikade genommen worden war, sah förmlich gespickt aus von Kugellöchern. — Überall war das Pflaster dort aufgerissen, wo die Insurgenten sich verschanzt und alles Fahren

unmöglich gemacht hatten. Sah das schon unheimlich genug aus, so war die Ermordung Lichnowskys und die des armen Generals von Auerswald durch einen Pöbelhaufen wahrhaft entsetzlich in ihren Einzelheiten. Ich hatte den ersteren, einen kühnen, echt polnischen Kampfhahn, oft genug auf der Rednerbühne gesehen, wo er sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, die Demokraten durch seinen herausfordernden Übermut zu ärgern, so daß man den Haß gegen den allgemein bekannten Junker wohl begriff, obwohl er ihn eigentlich nicht verdiente. Umso mehr bedauerte man den General, den jener mit ins Unglück gezogen, da er ihn, als der Kampf schon angegangen war und überall bewaffnete Haufen von den Vororten in die Stadt stürmten, bei seiner Wohnung an der Promenade vorbeireitend, aufforderte, mitzukommen, um die von Mainz her erwarteten Preußen zu begrüßen. Als der General wenig Lust zu solch zwecklosem Abenteuer bezeigte, rief ihm der Übermütige noch hinauf: „Sie werden sich doch nicht fürchten vor dem Pöbel", und zwang ihn so, mitzureiten. Kaum zu Pferde, begegnen sie einem Insurgentenhaufen, der ihnen nachsetzt. Nun verirren sie sich in die engen Gartenwege der Bornheimer Vorstadt und lassen sich unbegreiflicherweise verleiten, vom Pferde zu steigen und, nur zwanzig Schritte von der Bornheimer Heide entfernt, in ein Gärtnerhaus zu flüchten, um sich in den Keller unter einen Haufen Gemüse zu verstecken. Die Verfolger dringen ihnen aber nach, durchsuchen das Haus und wollen schon wieder aus dem Keller heraus, ohne sie entdeckt zu haben, als ein mitgelaufenes Kind ein Stück von Auerswalds Rock unter dem Kohl hervorschauen sieht. Nun werden sie herausgezogen und draußen im Garten in wahr-

haft kannibalischer Weise ermordet, ja ein Weibsbild sticht noch mit ihrem Regenschirm auf den halbtoten Lichnowsky los. Da ich damals eine Zeichnung von der schauerlichen Begebenheit machte, so habe ich die Lokalitäten gleich genau angesehen und mir den Hergang von Augenzeugen erzählen lassen, wo man denn nur nicht begreifen konnte, weshalb die Gehetzten von den Pferden abstiegen. Sie mußten ganz die Geistesgegenwart verloren haben, da die unmittelbar anstoßende weite Heide Berittenen die Flucht ja leicht gemacht hätte.

Während man sich aber in der Zeil schlug, gingen Laube, Koch und andere Freunde, die mit ihren Frauen im englischen Hof gespeist, indes man das Gewehrfeuer fortwährend knattern hörte, dort auf dem Platze spazieren und waren nicht wenig froh, als sie endlich eine Batterie Artillerie auffahren sahen. — Um vier Uhr waren dann die Barrikaden endlich genommen und der Kampf in der Hauptsache beendet, als ihnen erst die Nachricht von der Ermordung jener beiden Männer zukam. Nach einigen Tagen beruhigte sich auch die Stimmung wieder etwas, obwohl man sich von da an nicht mehr verhehlte, daß diese Aufgabe der Einigung unserer Nation nur durch „Eisen und Blut", aber nicht durch die Rederei einer Versammlung gelöst werden dürfte.

Im Oktober brach dann der Wiener Aufstand aus, zu welchem Blum und Fröbel als Abgeordnete von der Linken geschickt wurden. Daß sie denselben aber mitmachen würden, hatte außer ihren nächsten Parteigenossen wohl niemand erwartet. Den Kommandanten der dortigen Aufständischen, den unglücklichen Messenhauser, hatte ich noch wenige Monate zuvor eines Tages in Dresden kennen gelernt, wo er mit

einer Empfehlung zu mir kam und ich mich nicht wenig wunderte, einen österreichischen Offizier so extrem gesinnt zu finden. Der kleine, schwarze Mann glaubte sich aber damals schon zu großen Dingen berufen und gerierte sich ganz als junger Napoleon, wohl weil er ihm etwas ähnlich sah. Bald kam nun die Nachricht von seinem und Blums mannhaftem Tode. Sie erweckte eine Teilnahme für den letztern, die er bisher in der Versammlung nie gefunden. Die gleichzeitige Begnadigung seines Genossen Fröbel verdankte dieser, nächst seinem einnehmenden Wesen, einer Flugschrift, die er kurz zuvor geschrieben und in derselben die Notwendigkeit der Erhaltung Österreichs als Großstaat dargethan hatte. Da er das am Abend abgehaltene Kriegsgericht, das ihn, der die Waffen gegen die Regierung getragen, zum Tode verurteilen mußte, durch sein Benehmen sehr für sich eingenommen hatte, während sich Blum, auf seine Abgeordneteneigenschaft pochend, herausfordernd und trotzig betragen, so fragten ihn die Herren, ob er denn gar nichts für sich anzuführen habe. Er nannte nun die Schrift, die doch beweise, daß ihm nichts ferner gelegen, als Österreich zerstören zu wollen. Wo sie zu finden sei? So viel er sich erinnere, sei ein Exemplar noch in seinem Koffer. Ohne ihm weiter davon zu sagen, suchen die mitleidigen Offiziere dieselbe sofort, finden sie glücklich und bringen sie mit dem zu bestätigenden Todesurteil dem Feldmarschall Windischgrätz. Obwohl es schon Mitternacht war, läßt dieser sich die kleine Schrift doch noch vorlesen und begnadigt daraufhin Fröbel, der um fünf Uhr früh erschossen werden sollte . . . . . Dieser war indes, schwarzlockig wie er es war, ins Gefängnis zurückgeführt worden und erwartete da den Tod. Als man

ihm am Morgen, statt ihn abzuführen, seine Begnadigung verkündete, war sein Haar indes grau geworden, so daß ich ihn kaum mehr erkannte, als er bald darauf wieder nach Frankfurt zurückkehrte und mir die Geschichte seiner Befreiung erzählte. Da Fürst Windischgrätz selber sie ein Jahr darauf genau so der ihm befreundeten Gräfin Schönburg mitteilte, so ist sie also doppelt beglaubigt, was ich hier anführe, weil sie später von den Demokraten in Zweifel gezogen wurde, als sich Fröbel von ihnen mehr und mehr abwendete, wo man ihn dann sofort des Verrats beschuldigte. — Diese Abwendung vollzog sich nunmehr auch in Frankfurt immer bestimmter, als man endlich Farbe bekennen mußte, und einerseits das preußische Kaisertum, andererseits die Republik samt obligater Pöbelherrschaft immer deutlicher auf der Bildfläche erschien. Durch meine Karikaturen, in denen ich der preußischen Partei in die Hände arbeitete, war ich allmählich mit ihr besonders gut bekannt geworden, da die täglich unheimlicher steigende Spannung den Humor der Bilder als eine Erleichterung begrüßen ließ. Diese Bekanntschaft führte dazu, daß sich zunächst der Klub des Augsburger Hofes von mir auf einem großen Erinnerungsblatt verewigen ließ, das ich steif, trocken und hart, wie alles was ich damals machte, aber nicht ohne Ähnlichkeit der Einzelnen, mit Benützung von Daguerrotypen auf Stein zeichnete.

Das veranlaßte zunächst den großen Klub des Kasinos, sich in zwei Blättern auch so verewigen zu lassen. Dasselbe beabsichtigten auch noch die Rechte und die gemäßigte Linke, was aber der Auflösung des Reichstags halber nicht mehr zur Ausführung kam. — Daß ich irgend welches malerisches Talent bei diesen Gruppenkompositionen bewiesen hätte, wäre

eine höchst verwegene Behauptung, aber die Leute charakteristisch wiederzugeben, gelang mir umso eher, als ich ihre Art durch den beständigen Besuch der Sitzungen sehr genau kennen gelernt hatte. In den Handel sind die Blätter nie gekommen, da sie von den Mitgliedern lediglich zum gegenseitigen Austausch bestimmt waren. Wenn ich sie jetzt wiedersehe, so wundert mich nichts so sehr, als die ganz an die Altdeutschen erinnernde kolossale Naivetät der Komposition und die Stümperei der Zeichnung. Mir hat ihre Herstellung indes doch die Bekanntschaft fast aller Koryphäen der Versammlung verschafft. So zunächst beim ersten Blatt die des originellen Bayern v. Zerzog, der immer in der Joppe herumlief und nie anders als in Fraktur schrieb, aber einen kerngesunden Verstand besaß. Dann der wie ein Granitblock starre Beseler, Statthalter von Schleswig-Holstein, ein Mann, jedem Sturm gewachsen, aber auch nur in solchem genießbar. Neben ihm saß, fast ebenso wetterhart, Francke, der später in Koburg ein Asyl fand. An das spröde Wesen dieser Schleswig-Holsteiner konnte man sich aber nur sehr schwer gewöhnen. Die poetischste Figur des Reichstags war indes der ebenso jugendlich schöne als ritterliche Hans von Raumer, der, an Deutschlands Zukunft verzweifelnd, bei Auflösung der Versammlung nach Schleswig-Holstein ging, um dort den Tod zu suchen, welchen er denn auch gleich nach seiner Rückkehr fand. Bald folgte ihm der liebenswürdige Tübinger Professor Fallati, der seine italienische Abstammung noch deutlich im Äußern verriet, während seine Kollegen Rümelin und Robert v. Mohl ihr Schwabentum umso energischer ausprägten, wie Riesser und Professor Stahl ihre semitische Rasse. Mein Freund Biedermann präsidierte

im Klub, und der Bürgermeister Koch wie Laube waren wenigstens eifrige Mitglieder, obwohl der letztere die Entsagung hatte, nie im Reichstag zu sprechen, da er österreichischer Abgeordneter war. Als Mitglied des Kasinos sah ich jetzt nach elf Jahren auch Dahlmann wieder, der diesmal womöglich noch schlechterer Laune war als damals, wo er, von Göttingen vertrieben, heimatlos umherirrte. Für seine Art bezeichnend ist, daß er mir, als ich ihn im Laufe des Gespräches fragte, ob er denn den König Friedrich Wilhelm, dem eben die Kaiserkrone angeboten werden sollte, wirklich so geistreich gefunden, die mürrische Antwort gab: „Wenn das geistreich ist, daß man nie bei der Stange bleibt, ja". — Offenbar sah er die Ablehnung des Königs voraus. — Eines der thätigsten Mitglieder der Versammlung, meinen Landsmann Mathy, lernte ich bei dieser Gelegenheit auch endlich persönlich als einen liebenswürdig schlichten Mann kennen, wie den ehrlichen Choleriker Welker mit seinem roten Gesicht und weißen Haar, und die echt norddeutschen Professoren Haym, Droysen und den jüngeren Beseler. Auch Duncker machte einen guten, männlichen Eindruck, während der Herr Ministerpräsident Heinrich von Gagern, durch die ewige Vergötterung verwöhnt, sich etwas zu sehr als großer Mann fühlte. Dreizehn Jahre später habe ich ihn zum letztenmal in Heidelberg getroffen — in der hoffnungslosesten Zeit freilich — was ihn leider bald darauf bewog, seine Partei zu wechseln und so mit sich selbst in Widerspruch zu kommen. Glänzender von der Natur mit äußeren Vorzügen ausgerüstet habe ich aber nie jemanden getroffen, und ihnen verdankte er denn auch wohl seine freilich rasch vorübergehende Bedeutung. — An der vollkommenen Ehrlichkeit und

Überzeugungstreue dieses Mannes, die ihn zweifellos zum großen Patrioten stempelten, war indes sicherlich nicht zu zweifeln. Durch politisches Talent ragte dann auch noch Georg v. Vincke hervor, der feurigste Redner der Rechten, bei dessen Vorträgen einen immer ein ganzes Schneegestöber von Worten zudeckte, so daß die Stenographen kaum folgen konnten. Der blonde, dicke Mann mit den stark hervortretenden Augen machte aber so wenig einen aristokratischen Eindruck, als sein Kollege, der wie ein ehrlicher Pächter aussehende Graf Schwerin. — Merkwürdig bleibt mir aber doch immer, daß nicht ein einziger von diesen Achtundvierzigern später mehr eine Rolle zu spielen vermochte, als der Traum des deutschen Reiches endlich verwirklicht wurde, einige Österreicher wie Schmerling ausgenommen. Er war wohl auch das bedeutendste staatsmännische Talent in dieser an Begabungen der verschiedensten Art sonst so reichen Versammlung. Am meisten ist mir bei ihr die alte deutsche Neigung aufgefallen, sich so in das Gezänk des Tages und die eigenen Parteimeinungen zu verbeißen, daß die meisten wie mit Scheuledern versehen erschienen und gar nicht mehr sahen, was rund um sie herum in der Welt vorging. Der Eifer, mit dem die Herren sich um Paragraphen stritten, während die Welt zusammenbrach, die Selbstgefälligkeit, die dabei zu Tage trat, mußte einem den Parlamentarismus notwendig auf ewig verleiden.

Während ich im Frühjahr 1849 fleißig an meinen Klubbildern zeichnete, ging das Parlament immer mehr auseinander. Als es sich nun endlich darum handelte, die Reichsverfassung, dieses totgeborene Kind, vom Papier ins Leben zu rufen, brach alsbald der badische Aufstand aus,

dem der in Dresden folgte. Bei beiden benützte die demokratische Partei die Einführung dieser Verfassung bloß als Vorwand, um die Massen in Bewegung zu bringen, und einen Augenblick sah es wirklich so aus, als ob das gelingen könnte. Rund um uns herum stand alles in Flammen, in der Pfalz, in Baden, in Rheinpreußen, in Sachsen brannte es lichterloh. Die Zahl der Deputierten aber verminderte sich täglich. Als nun das Rumpfparlament vollends nach Stuttgart zog, war meines Bleibens auch nicht lange mehr. Ich sah erst die preußische Armee durch Frankfurt ziehen, um die Aufstände in Baden und der Pfalz niederzuwerfen, und dann zurückkehren, als das geschehen war. Selber hatte ich in Frankfurt derweil allerhand Bekanntschaften gemacht und unter den dortigen Künstlern am meisten mit Jakob Becker verkehrt, dem trefflichen Sittenbildmaler, während mich Steinle durch sein zu sehr an einen Jesuiten erinnerndes Aussehen eher abstieß, so großen Respekt ich auch vor seinem Talent hatte. Dagegen kamen aus Paris, wo sie die Februarrevolution vertrieben, Bennert, ein trefflicher Porträtmaler, und Fr. Müller aus Stuttgart, der Sohn des bekannten Kupferstechers, ein begabter, aber ganz französierter Künstler, die, sich beide in Frankfurt wie Fische auf dem Trockenen vorkommend, bald die Auskunft ergriffen, reiche Frauen zu heiraten, was ihnen selber besser als ihrer Malerei bekam. — Allmählich aber ward es leer und leerer, und so beschloß ich denn, wieder nach Dresden zurückzukehren, vorher aber ein paar Monate in Partenkirchen zur Erholung zuzubringen. Dort traf ich meine Braut und den Bürgermeister Koch mit Familie, der sich auch von seinen Strapazen erholen wollte, da es ihm eine riesige Anstrengung gekostet hatte, den Aus-

bruch des Aufstandes in Leipzig zu verhindern und dadurch seine Vaterstadt vor dem Schicksal Dresdens zu retten, dessen Straßen ganz nutzlos mit Blut überschwemmt worden waren. — Auch Bassermann war aus Mannheim gekommen, trug aber schon den Keim des Todes in nervöser Überreizung in sich. Von Partenkirchen aus machte ich dann noch einen Ausflug nach Meran und sah im Herbst bei der Rückkehr einige Tage lang München wieder, das inzwischen einen neuen König erhalten hatte, und wo Pilotys Gestirn eben aufging.

Inhaltsverzeichnis.

Namen-Register.

(Die Zahlen verweisen auf die betreffenden Seiten des ersten Bandes.)